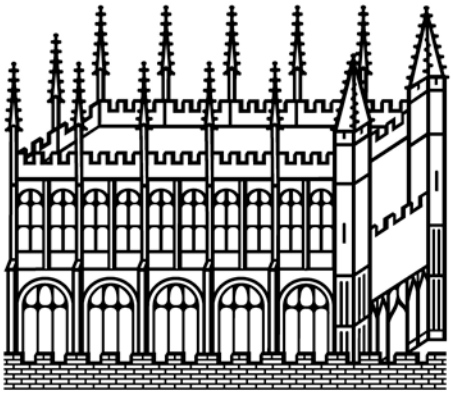


Bodleian Libraries

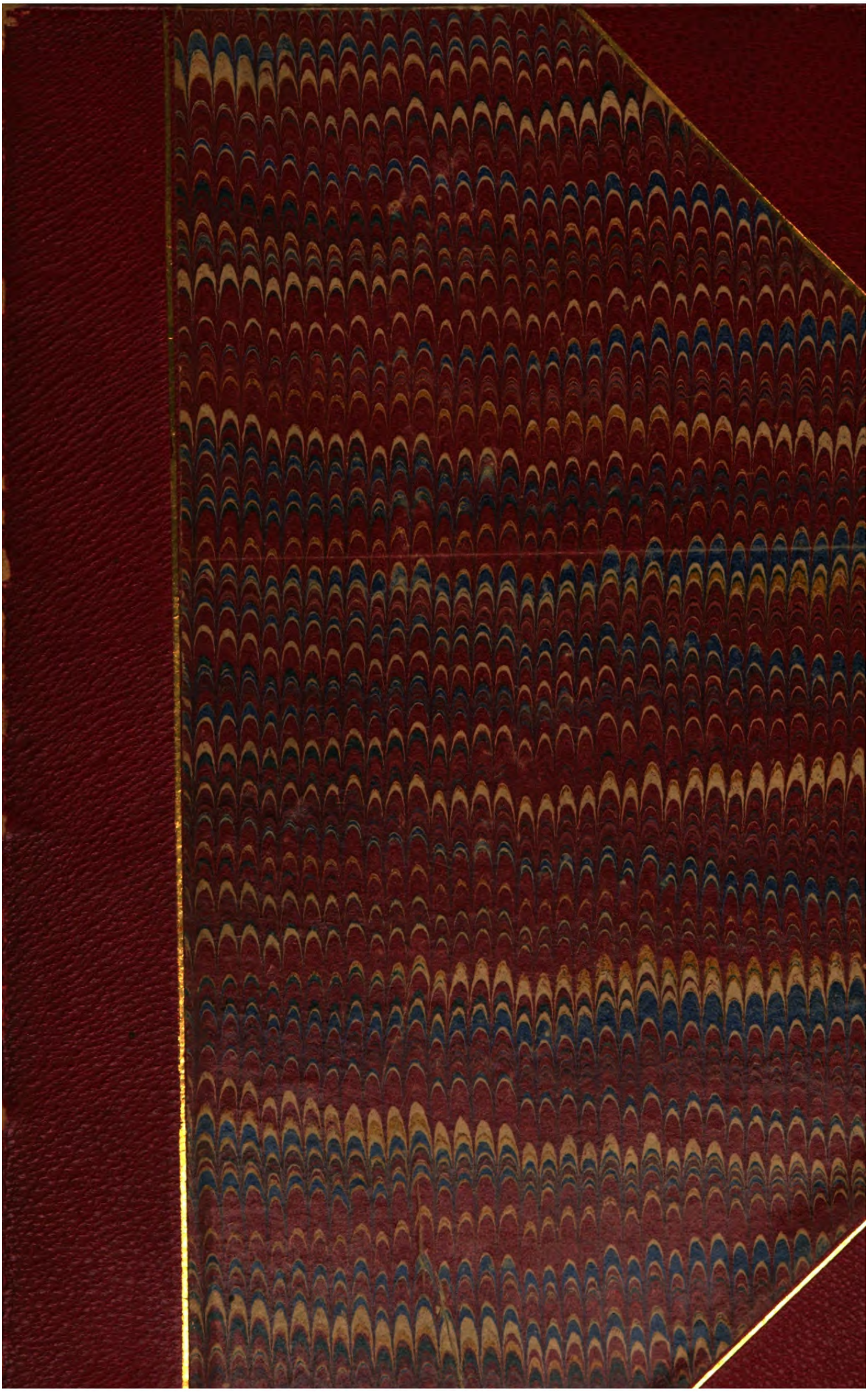
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



J
50. b. 10 c

Giacomo Leopardi.

Deutsch

von

Paul Heyse.

Zweiter Theil.

Berlin 1878

Verlag von Wilhelm Hertz
(Besserſche Buchhandlung).

Giacomo Leopardi.

Zweiter Theil.

Leopardi's Weltanschauung. — Geschichte des Menschengeschlechts. — Gespräche. — Gedanken.

Berlin 1878

Verlag von Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung).

THE TAYLOR
LIBRARY OF
6 - MAY 1936

Inhalt.

	Seite
Leopardi's Weltanſchauung	1
Geſchichte des Menſchengeſchlechts	39
Geſpräche	62
I. Herkules und Atlas	62
II. Die Mode und der Tod	69
III. Ein Kobold und ein Gnom	76
IV. Malambruno und Farfarello	83
V. Die Natur und eine Seele	88
VI. Die Erde und der Mond	95
VII. Die Wette des Prometheus	105
VIII. Ein Phyſiker und ein Metaphyſiker . .	119
IX. Torquato Taſſo und ſein Spiritus familiaris	128
X. Die Natur und ein Isländer	140
XI. Friedrich Ruyſch und ſeine Mumien . .	152
XII. Chriſtoph Columbus und Pietro Gutierrez	162
XIII. Timander und Eleander	170
XIV. Copernicus	186

Seite

XV. Ein Almanachhändler und ein Spaziergänger 204

XVI. Ein Professor der Humanität und Sallustius 207

XVII. Tristan und ein Freund 211

XVIII. Plotinus und Porphyrius 227

Gedanken 251

Leopardi's Weltanſchauung.

Seitdem der Peſſimismus als philoſophiſche Doctrin in Deutſchland Eingang gefunden hat und täglich lauter als die einzig befriedigende Löſung aller Tages- und Menſchheitsfragen geprieſen wird — in ſeltſamem Gegenſatz zu dem glorreichen politiſchen Aufſchwunge der Nation —, ſeitdem iſt auch der Dichter des Peſſimismus aus dem Dunkel herausgetreten, das noch immer für die Augen der großen deutſchen Welt alle italieniſchen Menſchen und Dinge zu umhüllen pflegt. Die Anhänger Schopenhauer's wiſſen, mit welcher Hochachtung ihr Meiſter von dieſem Geſinnungsgenoſſen ſchon in ſeinem Hauptwerke bei dem Kapitel vom Elend der Welt geſprochen hat (II. S. 673): „Keiner hat dieſen Gegenſtand ſo gründlich und erſchöpfend behandelt, wie in unſern Tagen Leopardi. Er iſt von demſelben ganz erfüllt und durchdrungen: überall iſt Spott und Jammer dieſer Exiſtenz ſein Thema, auf jeder Seite ſeiner Werke ſtellt er ihn dar,

jedoch in einer ſolchen Mannichfaltigkeit an Formen und Wendungen, mit ſolchem Reichthum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt."

In der trefflichen Einleitung, die Guſtav Brandes ſeiner Ueberſetzung von Leopardi's Dichtungen vorangeſchickt, findet man die perſönlichen Verhältniſſe und Schickſale des Dichters, den politiſchen und literariſchen Zuſtand Italiens während ſeines Lebens, die Umriſſe ſeiner Weltanſchauung, zu welcher als dem Grundtext alle ſeine Schriften nur einen einzigen großen Commentar bilden, endlich die Charakteriſtik der hervorragendſten Männer, mit denen er in Freundſchaft geſtanden, in gedrängter Ueberſicht zuſammengeſtellt. Wer daraus ein tieferes Intereſſe für den Dichter gewinnt, wird ohnehin an die Quellen gehen: Antonio Ranieri's, ſeines treueſten Freundes, Notizia intorno agli scritti, alla vita ed ai costumi di Giacomo Leopardi*, Pietro Giordani's Vorwort zu den Studi giovanili des Dichters**, vor Allem das Epistolario, das in zwei ſorgfältig ausgewählten Bänden geſammelt iſt. Noch aber, dünkt mich, iſt die Summe ſeines geiſtigen Weſens nicht gezogen worden, weder von ſeinen Landsleuten, denen er doch immerhin mehr als literariſche Erſcheinung bedeutſam war, noch von deutſchen Beurtheilern, die an den Einzelheiten haften blieben und zu der Zeit, wo ſie über ihn ſchrieben, noch nicht abzuſehen vermochten, daß ſein

---

* Vor Ranieri's Ausgabe der Werke von 1845.

** Giordani, Opere. Firenze 1846. II. p. 375.

Name im Kampf der Weltanſchauungen auch bei uns noch einmal zum Looſungswort werden würde.

Indem ich nun daran ging, die letzte Hand an ein Buch zu legen, das Leopardi's ſämmtliche Gedichte und Geſpräche in deutſcher Uebertragung enthalten ſoll, fühlte ich die Pflicht, von meiner eigenen Stellung zu ſeiner Doctrin Rechenſchaft abzulegen. Ich wünſchte dieſes Erbauungsbuch des Peſſimismus, dieſe Codification des Weltſchmerzes dem deutſchen Publikum, an deſſen Bekehrung zu der quietiſtiſchen Philoſophie der Verzweiflung ohnehin mehr, als gut iſt, gearbeitet wird, nicht ohne Vorbehalt zu überliefern, um ſo weniger, da ſich mir bei tieferem Eindringen in die pſychologiſchen Räthſel dieſes Lebens Folgerungen ergeben hatten, die aufs Schlagendſte die eigene Lehre Leopardi's zu widerlegen geeignet ſind. Daß ich überhaupt einem Dichter, mit deſſen tiefſten Ueberzeugungen ich mich in Widerſpruch fühle, die Arbeit vieler Jahre habe widmen können, wird Jeder verſtehen, der da weiß, wie unabhängig unſere Zuneigung von unſeren Maximen, unſer äſthetiſches Urtheil von unſerer philoſophiſchen Erkenntniß iſt. Haben doch ſogar Anhänger eines Optimismus, der ebenſo extrem und abſolut, wie Leopardi's Peſſimismus radical und troſtlos iſt, dem perſönlichen Zauber dieſer hohen, adligen Erſcheinung nicht widerſtehen können, und gläubige Katholiken wie ſtrenge Proteſtanten, nicht bloß von der dunklen Melodie ſeiner Verſe beſtrickt, ſondern von der hochherzigen Geſinnung, dem muthigen Wahrheitsdurſt und der ſittlichen Reinheit dieſes ſeltenen Dulders hingeriſſen, ihm gegenüber allen Streit der

Meinungen ruhen laſſen, um ihn einſtimmig als einen der größten Künſtler und Menſchen zu feiern, die in Italien ſeit den Tagen Dante's, des inclito padre del etrusco metro, aufgeſtanden.

Niemand, der auch nur einen flüchtigen Blick auf Leopardi's kurzes Leben wirft, wird ihm die Berechtigung beſtreiten, ſich für eines der ſeltenſten Beiſpiele menſchlichen Unglücks zu halten, für ein wahres miserando esemplo di sciagura, wie er ſelbſt Torquato Taſſo genannt hat. In der rauhen Luft eines abgeſchiedenen Landſtädtchens geboren (zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798), der älteſte Sproß eines verarmten gräflichen Geſchlechts; mit ſeinem herriſchen, von engen kirchlichen Vorurtheilen verdüſterten Vater ſchon früh in unverſöhnlichem innerlichem Widerſpruche, gleichwohl an die Stadt und das Vaterhaus gekettet durch den Mangel an eigenen Mitteln und die Unmöglichkeit, bei dem damaligen Zuſtande der Literatur ſich auswärts auf eigne Füße zu ſtellen; von Kindheit an durch körperliche Mißbildung und ſchwere chroniſche Leiden gepeinigt; mit der feinſten ſinnlichen Reizbarkeit und dem heftigſten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunſt in eine Hülle gebannt, die ihn auf jede Erwiderung ſeiner Gefühle verzichten ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geiſtige und politiſche Leben der Nation in tiefer Lethargie daniederlag; herumirrend in ſeinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eigenen Herd, Ausſicht und Hoffnung auf eine geſicherte Exiſtenz, ohne ein Feld für ſeine Kraft; ſelbſt des letzten Troſtes, den er in ein-

ſamen Studien fand, durch das Wachſen ſeiner Krankheit beraubt; zu ſpät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als ein Neununddreißigjähriger ſterben durfte: — fürwahr, die „Märtyrer in Glacéhandſchuhen", die Jünger des landläufigen Peſſimismus, die das Weltelend bei Wein und Weibern zu vergeſſen wiſſen, werden gut thun, die Biographie dieſes wahren Märtyrers gründlich zu ſtudiren, um, wenn ſie ſeine Lebensſchickſale mit ſeiner Lebensarbeit vergleichen, vielleicht etwas kleinlauter die apodiktiſchen Sprüche ihres Frankfurter Meiſters nachzubeten.

Leopardi's Freund, Ranieri, in deſſen Hauſe er ſeine letzten ſieben Jahre verlebt, ſchließt den Bericht über ſeine Sterbeſtunde mit folgenden Worten: „So war das Ende dieſes großen Dichters. Er war gerecht, human, hochherzig, von ſeltener Loyalität, von ungemeinem Stolz. Er verachtete die Menſchen, weil er ſie überſchätzt hatte. Er hat zweimal geliebt, wie man nur in Italien liebt, und ſtarb jungfräulich."

Es ſoll hier nicht verſucht werden, eine ſyſtematiſche Darſtellung oder Widerlegung der troſtloſen Philoſophie zu geben, welche die Frucht eines ſo verbitterten Daſeins war. Er ſelbſt hat ſich wiederholt und leidenſchaftlich dagegen verwahrt, daß man ihr die objective und allgemeine Gültigkeit abſprechen und ihren Urſprung in ſeinen perſönlichen Leiden finden wollte. Durch ſeine „Unterſuchungen" will er zu dieſer Anſchauung der Welt gelangt ſein und nennt es eine Erfindung der Schwäche und Gemeinheit, ſeinen materiellen Verhältniſſen das zuzuſchreiben, was nur eine Folge ſeines Raiſonnements ſei. Hiergegen werde er noch

einmal vor ſeinem Tode feierlich proteſtiren und ſeine Leſer bitten, ſeine Beobachtungen und Schlüſſe zu widerlegen, ſtatt ſeine Krankheiten anzuklagen. (Briefwechſel, Bd. II. S. 191.)

Niemand, der die Geſchichte der menſchlichen Meinungen ſtudirt hat, wird ſich gegenüber dieſer Verſicherung, ſo ernſt und ehrlich ſie gemeint iſt, eines tiefen Zweifels enthalten können. Wir wiſſen, daß es außer in den exacten Wiſſenſchaften keine objective Wahrheit giebt, daß die individuelle Beſchaffenheit von Blut und Nerven einen hohen, vielfach entſcheidenden Einfluß auf die ſcheinbar objectivſte dialektiſche Geiſtesarbeit ausübt, daß Religion und Philoſophie gleich Sitte und Tracht auf der Verſchiedenheit der ſeeliſchen und leiblichen Temperamente, der Nationalität, des Klimas, der geſchichtlichen und ſocialen Verhältniſſe beruhten. Ja, es würde übel um eine Philoſophie ſtehen, an der nur der Geiſt gearbeitet hätte, ohne aus der Quelle des Geſammtlebens zu ſchöpfen, Sinne und Seele mit aufzurufen und ihre Zeugniſſe anzuhören.

Iſt dies nothwendig oder doch nach unſerer menſchlichen Organiſation unvermeidlich, ſo erſcheint der Anſpruch, eine Lehre von aller perſönlichen Stimmung frei erhalten zu haben, geradezu widerſinnig, wo es ſich um ein ſo höchſt individuelles Problem, wie die Frage nach dem menſchlichen Glücke, handelt. Selbſt der neutralſte Beobachter, deſſen eigener Zuſtand im günſtigſten Indifferenzpunkt zwiſchen den Extremen einer verwöhnten Schoßkindſchaft des Glückes und äußerſter Unſeligkeit ſich befindet, ſelbſt ein For-

ſcher, der überzeugt iſt, die Frage nach dem Weltelend laſſe ſich ohne gründliches pſychologiſches und ſtatiſtiſches Material auf keine Weiſe löſen, wird mit Nothwendigkeit in ſeiner eigenen phyſiſchen und pſychiſchen Complexion Motive haben, die ſein Votum nach der Sonnen- oder Schattenſeite neigen. Schon in Bezug auf die bloße Abſchätzung des quantitativen Verhältniſſes von Leiden und Freuden wird er die eigene Erfahrung mit heranziehen müſſen, wenn er auch objectiv genug bleibt, ſeinen Fall nicht für den maßgebenden zu halten; nur um ſo ſchärfer mag er dann vielleicht die Ungerechtigkeit der Vertheilung anklagen, ſich deſto unglücklicher fühlen als ein Uebervortheilter, der Noth leiden muß, während Andere praſſen. Vollends aber tritt die Undenkbarkeit einer ganz unperſönlichen Unterſuchung zu Tage, wo es zu entſcheiden gilt, ob Schopenhauer's und Leopardi's Cardinalſatz Recht habe: daß der Schmerz das Poſitive im Leben ſei, daß Gefühl der Freude nur etwas Negatives, nichts anderes als eine Befreiung von Leiden und Noth, die ſofort wieder, wenn die Pauſe des eigentlichen Schmerzes fortdauere, durch das unausbleibliche Gefühl der Langenweile beſchwerlich falle, oft bis zu einem Grade, daß der Menſch zur Vernichtung des eigenen Lebens getrieben würde. Wenn bei der Vergleichung zweier Zuſtände von entgegengeſetzter, aber unleugbar gleich heftiger Grundſtimmung (auch die Freude kann tödten, wie der Schmerz) der Streit um die Kategorieen des Poſitiven und Negativen überhaupt mehr als ein Wortſtreit iſt, wird die Entſcheidung wiederum bei jedem Einzelnen davon abhängen,

welchen dieſer Zuſtände er als den ſeiner Individualität und Lebenslage angemeſſeneren, darum als normal und weſenhaft erkannt hat. Dieſen mag er dann den poſitiven nennen und die Unterbrechungen desſelben als Verneinung ſeines eigentlichen und echten Zuſtandes empfinden. Wer nie das Gefühl leiblicher Vollkraft, friſcher geiſtiger und phyſiſcher Genußfähigkeit, einer freudigen Thätigkeit und ihm gemäßer äußerer Umgebung gekannt hat, wird ſeinen freudloſen Zuſtand für die Regel ſeines Schickſales halten müſſen und die kurzen Glückspauſen, die ſelbſt dem armſeligſten Daſein nicht gänzlich fehlen, für Ausnahmen, Träumen vergleichbar, die nichts Wirkliches ſeien und deren lockende Bilder nur zur Verſchärfung des wachen Elends beitragen. Umgekehrt wird das heitere Temperament, der mit günſtigen inneren und äußeren Bedingungen ins Leben Geſtellte den Schmerz, den auch er erfahren muß, als eine Schmälerung oder Vernichtung poſitiver Güter empfinden, dagegen den Satz von der Negativität der Freude mit ſeiner ganzen, von kraftvoller Wirkſamkeit ſtrotzenden Perſönlichkeit zu widerlegen glauben. So wird ein harmloſes, lebensfrohes Publicum einer Komödie begierig zuſchauen und die Zwiſchenacte als eine Störung empfinden, während etwa zwei ernſthafte oder gar traurige Menſchen, denen das Stück kein Intereſſe abgewinnt, die Pauſen, in denen ſie ihr Geſpräch fortſetzen können, als dasjenige genießen werden, was ihnen allein das Eintrittsgeld werth iſt.

Von einem ſo hellen, wahrheitsbedürftigen Geiſt würde man es gleichwohl kaum verſtehen, wie er ſein

perſönliches Empfinden mit ſolcher Hartnäckigkeit zum Maßſtab für das Empfinden der ganzen Menſchheit habe machen können, wenn man ſich nicht erinnerte, daß Leopardi bis zu ſeinem vierundzwanzigſten Jahr in der geiſtigen Einöde des kleinen Recanati gelebt hat, unter Menſchen, deren Beobachtung ihm ein ſehr zweifelhaftes Material zur Erkenntniß der eigentlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts liefern mußte. Ihre Freuden ſchienen ihm ſchal und keines Wunſches oder Neides werth, ihre geiſtige Dürre und Langeweile ſchlimmer als die gedankenloſe Ruhe einer weidenden Heerde, ihre Leiden durch kein Gegengewicht geiſtigen Adels und ſittlicher Hoheit gemildert. Nichts hatte er ſelbſt genoſſen; nichts ſchien ihm auch bei Anderen ein, freilich ſchnell hinſchwindendes, Glück, als nur die erſten harmloſen Kinderjahre und die holden Illuſionen des Jünglingsalters. Auch dieſe verlor er ſchon in der Heimath. Die Verzweiflung über die Enttäuſchung der erſten Liebe öffnete ihm die Augen über die Hoffnungsloſigkeit ſeines Herzens. Als er in die Welt hinaustrat, zum erſten Mal in Kreiſe, in denen er den Traum eines freien, humanen Lebens verwirklicht ſah, war ſeine eigene Weltanſchauung ſchon ſo weit erſtarrt, daß neue Erfahrungen ſie nicht weſentlich umzuſtimmen vermochten. Wie in allen Religionen die Eindrücke und Traditionen der Jugend die mächtigſte Nachwirkung bis in die reifen Jahre üben, ſo blieb auch der Unglückliche, der ſo früh mit den ſchärfſten Meſſern der Reflexion den für ihn ſeelenloſen Leib der Welt ſecirt hatte, den einmal formulirten Erkenntniſſen treu und wurde nicht müde,

die einzelnen Sätze ſeines Credo um ſo ſchroffer und leidenſchaftlicher immer von Neuem auszuſprechen, je öfter ſich in ſeinem Innern eine geheime Stimme regen mußte, daß er mit dieſer höchſt perſönlichen, individuell höchſt berechtigten Confeſſion doch wohl nicht das Wort des Welträthſels ausgeſprochen habe. Nur aus der milden Neidloſigkeit ſeines Gemüths läßt es ſich erklären, daß er dennoch nie darauf verfiel, eine Ungerechtigkeit des Schickſals anzuklagen, immer nur die Härte, den Hohn, die unverantwortliche Tyrannei jener dunklen Mächte, die er unter dem Namen der Natur und des Fatums anredet. Vielleicht auch war es ein letzter Troſt, an den er ſich anklammerte, daß er nicht die Zielſcheibe eines beſonderen tückiſchen Haſſes, einer ausgeſuchten Grauſamkeit des Schickſals geweſen, ſondern nur leide, was das allgemeine Menſchenloos ſei. Wenn der Anblick ſcheinbar glücklicherer Menſchen ihn darin irre zu machen ſuchte, beſchwichtigte er den aufſteigenden Zweifel mit ſeinen Axiomen von der Unbeſtändigkeit und Nichtigkeit alles deſſen, was den Menſchen auf kurze Friſt ſeiner Qual und Noth vergeſſen mache, mit der Betrachtung, daß die ſchöne Frucht des Lebens, in die er Andere mit geſunden Zähnen einbeißen ſah, im Inneren einen Wurm berge, und daß ihr Nachgeſchmack bitter ſei.

So ſtolz er ſich aber mit ſeinem perſönlichen Unglück hinter einen Wall von ſtarren, allgemeinen Sätzen verſchanzte, hatte ſein weiches und feuriges Herz doch ſeine unbewachten Augenblicke, in denen er den Schlüſſel zu dieſer ſcheinbar uneinnehmbaren philoſophiſchen Feſtung aus Händen gab. Niemand

wird das Gedicht „Conſalvo", das unter der Maske einer novelliſtiſchen Situation die tiefſten Herzensbekenntniſſe des Dichters enthält, leſen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefſte Wurzel von Leopardi's troſtloſer Stimmung der Welt gegenüber war.

„Ach, hättſt du Einmal,
Ein einzig Mal dies lange Sehnen mir
Beſchwichtigt und geſtillt, die Erde wäre
Hinfort für immer den bekehrten Augen
Ein Paradies erſchienen. Selbſt das Alter,
Das tiefverhaßte Greiſenalter hätt' ich
Gelaſſnen Muths ertragen; aufrecht hätte
Mich ſtets erhalten eines einzigen
Moments Erinnrung, der Gedank': ich war
Glücklich vor allen Glücklichen."

Nun fährt er freilich ſogleich, ſeiner Theorie gemäß, mit der Einſchränkung fort:

„Doch ach,
So hohe Wonne gönnt der Himmel nicht
Dem irdiſchen Geſchöpf" u. ſ. w.

Aber er ſelbſt, aufs Gewiſſen befragt, würde ſchwerlich geleugnet haben, daß es irdiſche Geſchöpfe gegeben, die das Glück einer hohen, ebenbürtigen Leidenſchaft voll genoſſen, denen alſo das Jammerthal dieſer Erde wirklich zu einem Paradieſe geworden ſei. Auch daß eine Freude, die ein ſolches Wunder zu wirken vermöchte, doch wohl unter den Begriff des Poſitiven zu rechnen wäre, würde er zu beſtreiten kaum den Muth gehabt haben.

Spricht er es doch in einem Briefe aus Rom (Epistolario I. S. 288) mit der ruhigſten Beſtimmtheit aus, wie etwas, worüber gar kein Zweifel ſein

könne: „Ich lebe hier in großer Gleichgültigkeit; ich gehe mit keinen Frauen um, und ohne dieſe hat keine Beſchäftigung, kein Umſtand in unſerem Leben das Recht, uns aufzuregen oder zu erfreuen.... Alles iſt dürr, außer unſerem Herzen; und dies bleibt immer aus dem Spiel ... vada al diavolo la società!“

Und noch ſtärker und naiver in einem ſpäteren Brief (I. S. 294): „Ich weiß wahrhaftig nicht, was für eine beſſere Beſchäftigung ſich finden ließe, als eine Liebſchaft haben (fare all' amore), ſei es im Frühling, oder im Herbſt; und gewiß iſt das Geplauder mit einem ſchönen Mädchen viel mehr werth, als wenn man, wie ich, um den Apoll von Belvedere und die capitoliniſche Venus herumwandelt.“

Mit dieſer Geſinnung — für die ſich die Zeugniſſe aus den Gedichten wie aus der Proſa anſehnlich vermehren ließen — liebte dieſer Aermſte, an ſeiner eigenen Geſtalt alles Jugendreizes und aller Jugendkraft Beraubte, zu ſeinem Fluch mit glühendſter Empfindung Begabte zweimal, „wie man nur in Italien liebt, — und ſtarb jungfräulich“.

Nachdem zum zweiten Male der Wahn, ſeine Leidenſchaft könne erwidert werden, vor ſeinen Augen zerronnen war, bricht er in die furchtbare Abſage an Welt und Leben aus:

Nun wirſt du ruhn für immer,
Mein müdes Herz! Es ſchwand der letzte Wahn,
Der ewig ſchien. Er ſchwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuſchung, auch der Wunſch entſchlief.
So ruh für immer! Lange
Genug haſt du geklopft. Nichts hier verdient

Dein reges Schlagen; keines Seufzers iſt
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, Andres nicht. Die Welt iſt Koth.
Ergieb dich denn! Verzweifle
Zum letzten Mal! Uns Menſchen hat das Schickſal
Nur Eins geſchenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die ſchnöde
Macht, die verborgen herrſcht zu unſrer Qual,
Und dieſes Alls unendlich nicht'ge Oede.

Dieſe und ähnliche Ergüſſe eines leidenſchaftlichen Schmerzes, deren Lapidarſtil wahrlich nicht von fern an die Kälte philoſophiſcher Lehrſätze, vielmehr an eine Reihe von Naturlauten erinnert, wie ſie ein Menſch in der höchſten, athemloſen Herzensqual hinausſtöhnt, — wer könnte ſie hören, ohne gegen die feierliche Verſicherung desſelben Unglücklichen mißtrauiſch zu werden: ſeine philoſophiſchen Anſichten ſeien nicht das Reſultat ſeiner perſönlichen Leiden!

Es kam dann freilich, nachdem der letzte Wahnſinn ſeines Herzens ſich ausgetobt hatte, eine Ruhe über ihn, in der ſein Geiſt ſich in einer helleren, von Stürmen verſchonten Region bewegen konnte, und er empfindet dieſe Befreiung dankbar.

„Die Bezaubrung
Iſt hin; mit ihr zerfiel in Trümmer auch
Das ſchnöde Joch, und ich frohlocke. Mögen
Die Tage leer ſein: dennoch nach der Knechtſchaft
Und langem Wahn, — wie froh umarm' ich jetzt
Vernunft und Freiheit! Gleicht auch dieſes Leben,
Von Leidenſchaft und holdem Irrthum frei,
Der ſternenloſen Nacht in Wintersmitte:
Doch gnügt es mir als Troſt und Rache für
Mein herbes Menſchenloos, daß hier im Graſe
Ich müßig, unbeweglich hingeſtreckt,
Luft, Erd' und Meer betrachten kann und lächeln."
(An Aſpaſia.)

Aber dieſe kühlen, faſt behaglichen Fieberpauſen, dieſe Zeiten des Waffenſtillſtands im Kampf mit ſeinem Schickſal waren von kurzer Dauer. Aeußere und innere Nöthe, Armuth und Krankheit erneuerten nur zu bald das Gefühl der äußerſten Unſeligkeit. Immer von neuem ſpricht er das alte Wort nach:

Niemals das Licht zu ſchauen
War wohl das Beſte,

und ſeine Sehnſucht nach dem Tode, der bellissima fanciulla (la Morte), die er in jenem ergreifenden Gedicht „Liebe und Tod“ mit den zärtlichſten Beſchwörungen anruft, wird mit den Jahren ſo ſehr die alleinherrſchende Stimmung ſeiner Seele, daß unwillkürlich die Frage ſich aufdrängt, wie ein Menſch, der das Leben verachtet und den Tod für die einzige vom Schickſal den Sterblichen gegönnte Wohlthat hält, gleichwohl neununddreißig Jahre dieſes verhaßte, geſchmähte, für völlig nichtig und eines freien Geiſtes unwürdig erklärte Leben ertragen habe, ohne jemals den Verſuch der Selbſtbefreiung zu machen. Daß er mehrfach nahe daran war, iſt außer Zweifel. Schon im Jahre 1820 ſchreibt er an einen Freund (Epistolario I. S. 185): „Denken Sie nur noch an mich, als an den deſperateſten Menſchen, den es auf dieſer Erde giebt, und der nur ein Haarbreit davon entfernt iſt, ſich dem unaufhörlichen Jammer ſeines fluchbeladenen Lebens zu entziehen.“ Er hat das Leben nie für eine „ſittliche Pflicht“ gehalten, nie für ein koſtbares Pfund, von einer gütigen Macht dem Menſchen anvertraut, um damit gewiſſenhaft zu wuchern, bis der Darleiher es zurückfordere. In dem mächtigen

Gedicht „Der jüngere Brutus", das die Abſchiedsworte des zum Sterben Entſchloſſenen enthält, leſen wir die Strophe:

Ein unbezwinglich Schickſal, eine eh'rne
Nothwendigkeit bedrückt
Des Todes kranke Sclaven. Wenn ſie Nichts
Erretten kann, getröſtet ſich die Menge:
„So ſei's verhängt." — Iſt minder hart ein Leid,
Weil unabwendbar? Fühlt die Schmerzen nicht,
Wer jeder Hoffnung baar iſt?
In ew'gem Kampf mit dir, auf Tod und Leben,
Unwürd'ges Fatum, liegt
Wer ſich nicht beugen mag; und deine Hand
Abſchüttelnd, wenn ſie ihn gewaltſam trifft,
Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
Wenn mit dem herben Stahl
Er löſ't die ſtolzen Glieder
Und lachend wandelt zu den Schatten nieder.*

Er beneidet die Thiere, die freilich „ahnungslos" einem ſchnellen Verſcheiden zugeführt werden.

Doch triebe ſie Verzweiflung,
An rauhem Stamm die Stirn ſich zu zerſchellen,
Vom ſchroffen Fels ſich ſtürzend ihr zerſchmettert
Gebein umherzuſtreuen,
Die arme Wohlthat würde kein geheimes
Geſetz dem Thier verſagen,
Kein trüber Wahngedanke. Ihr von allen
Beſeelten Weſen, ihr Prometheusſöhne,
Fühlt Ueberdruß, das Daſein zu ertragen;
Und euch nur, wenn die Parze
Verzögert ihre Gnade,
Wehrt Zeus zur Unterwelt die ſtillen Pfade!

---

* Noch ſchärfer im Original:
E maligno alle nere ombre sorride,
ſchadenfroh, daß er dem Fatum das böſe Spiel verdorben hat.

Könnte noch ein Zweifel darüber beſtehen, ob der Dichter dieſe Anſicht gleich dem ſterbenden Römer als ein feiges Vorurtheil betrachtet habe, ſo würde das Geſpräch zwiſchen Plotinus und Porphyrius die völlige Gewißheit geben, wie ernſt es Leopardi zumal in dieſem Punkte mit ſeinem Heidenthum nahm. Er ſteht durchaus nur auf dem natürlichen Standpunkt, von jeder religiöſen Tradition vollkommen losgelöſ't. Auf den Einwand, daß es wider die Natur ſei, uns das Leben zu nehmen, das die Natur uns gegeben, entgegnet er, dies möge zu Anfang wahr geweſen ſein, wo der Menſch noch gleich den Thieren ſich eines verhältnißmäßig ſchuld- und leidenloſen Daſeins erfreut habe. Seitdem aber durch die fortſchreitende Cultur unſer Elend und durch das Denken die Erkenntniß von unſerer Hoffnungsloſigkeit gewachſen ſeien, habe ſich unſere Natur dergeſtalt verändert, daß es nicht mehr unnatürlich ſei, den Tod zu wünſchen, ja ihn mit eigener Hand herbeizuführen. Denn er ſei kein Uebel mehr, wofür unſer erſtes ſogenanntes natürliches Gefühl ihn ausgebe, vielmehr das einzige wirkſame Heilmittel gegen all unſer Uebel, „ein Ziel aufs Innigſte zu wünſchen“ (la cosa più desiderabile agli uomini e la migliore).

Auch „die Furcht vor Etwas nach dem Tod“ konnte ſeinen „Willen nicht irren“, ſo wenig wie das metaphyſiſche Raiſonnement Schopenhauer's, der die Aufhebung des Willens zum Leben bei dem Einzelnen für etwas Unzweckmäßiges erklärt, da die Solidarität aller beſeelten Weſen den Erfolg illuſoriſch mache. Leopardi hat an keine Fortdauer der Seele

geglaubt. Wenn in jenem Geſpräch der Vertheidiger des Selbſtmordes ſchließlich nachgiebt und dem Freunde verſpricht, jeden Gedanken daran fallen zu laſſen, ſo war es eine ſehr irdiſche Rückſicht, die ihn dazu bewog: die Sorge, die Ueberlebenden, ſeine Verwandten und Freunde zu betrüben. „Wer ſich ſelbſt tödtet, denkt und ſorgt nicht für Andere; er hat nur ſeinen eigenen Vortheil im Auge; er wirft, ſo zu ſagen, die Seinigen und die ganze Menſchheit hinter ſich, ſo daß in dieſer Handlung der eigenen Befreiung vom Leben der nackteſte, ſchnödeſte, ſicherlich wenigſt ſchöne und wenigſt liberale Egoismus ſich zeigt, den man auf der Welt nur finden kann.“

Daß Leopardi auf dieſes Motiv auch für ſeine eigene Perſon Gewicht legte, bedarf für Jeden, der aus dem Briefwechſel ſein inniges Verhältniß zu Geſchwiſtern und Freunden kennen gelernt, keines weiteren Beweiſes. Und ſo wenig wir an ſeinem Muthe zweifeln dürfen, das Leben wegzuwerfen, wenn er, durch Rückſichten auf die Freunde unbeirrt, den Entſchluß dazu mit freier Seele gefaßt hätte, ſo bewunderungswürdig erſcheint uns auch die Standhaftigkeit, mit der er nun, da er fortleben mußte, in den bitterſten Leiden und Entſagungen ſich aufrecht hielt. Es war keine Prahlerei, wenn er von den gigantesche forze di soffrire ſprach, die er beſitze. Und doch genügt dies alles nur, um zu erklären, weßhalb er es nicht über ſich gewann, eigenmächtig ein Ende zu machen. Wie aber, wenn wir leſen, daß er in den letzten Jahren, als ſeine Leiden ſich bis zum Unerträglichen ſteigerten, ſich dennoch mit lebhafteſter Sorge

an das Leben anklammerte, an das Leben, das er verachtete, ſchmähte, für tauſendmal ſchlimmer ausgab, als den Tod? Daß er bei der Annäherung der Cholera, die kurz vorher auch Platen durch den bloßen Schrecken, der vor ihr her ging, hingerafft hatte, darauf drang, Neapel zu verlaſſen und ſich, ſo ſchwer ihm bei ſeinem elenden Zuſtand die Ortsveränderung wurde, nach der kleinen Villa am Veſuv zurückzuziehen? Wenn Nichtgeborenwerden das Beſte iſt, und beſſer als Leben jedenfalls ein früher Tod, woher dieſes Sträuben gegen „die einz'ge Wohlthat, die das Geſchick dem menſchlichen Geſchlecht vergönnte", jetzt, wo er, ohne die Gefühle der Seinigen zu verletzen, durch bloßes Stillhalten und Abwarten ſeine lebenslange Sehnſucht ſtillen und „das müde Haupt zur ewigen Ruhe an den jungfräulichen Buſen" jener bellissima fanciulla hätte lehnen können?

Dieſe einzige Thatſache wiegt, wie mich dünkt, eine Bibliothek von Streitſchriften gegen den Peſſimismus auf. Das Leben in dieſer mangelhaften Welt, deren Jammer und Weh, deren ungelöſ'te qualvolle Räthſel kein empfindender Menſch leugnen wird, mag er auch für ſein eigenes Gemüth einen ausreichenden Troſt und eine leidliche Löſung gefunden haben, dieſes Leben kann nicht abſolut werthlos, eitel, glück- und troſtverlaſſen, eines Schattens Traum, und dieſe fälſchlich für die beſte erklärte Welt nicht ſchlimmer als keine ſein, wenn ein hochherziger, kühner, vorurtheilsloſer Geiſt, wie Leopardi, der alle gehäufte Bitterkeit eines Menſchenlebens erfahren, gleichwohl mit Tagen und Stunden geizen und zu einer Zeit, wo

ihm alle Fähigkeit zum Schaffen zerstört war, an dem bloßen Athemholen unter tausend Schmerzen so inbrünstig festhalten konnte.

Wir sind hier vor das Dilemma gestellt, ob wir einen Fehler in seinem Raisonnement oder in seiner Empfindung suchen sollen, da beide miteinander im offensten Widerspruch stehen. Ist seine Philosophie im Recht und nur die Empfindung nicht mächtig genug, die praktische Consequenz daraus zu ziehen, so wäre hier „Erkennen und Wollen" bei einem der energischesten Denker und muthigsten Charaktere nicht „Ein und dasselbe" gewesen; Leopardi hätte der Wahrheit nicht die Ehre gegeben, sondern, von der gemeinen Schwachheit des großen Haufens mit ergriffen, in blasser Todesfurcht die Geistesthat seines Lebens verleugnet. Oder wir müssen glauben, was er als Wahrheit sein Lebenlang anerkannt, sei vor der letzten Prüfung alles Irdischen als eine lebenslange Täuschung entlarvt worden; jenes „natürliche Gefühl", das er in dem oben citirten Gespräch durch unsere civilisirte Unnatur verdrängt geglaubt, habe sich in ursprünglicher Kraft als ein ewig menschliches geltend gemacht; die Erkenntniß sei ihm aufgegangen, daß Sein dennoch werthvoller sei, als Nichtsein, und jenes „Ziel aufs Innigste zu wünschen" zwar das Ende all unserer Leiden, aber auch all unseres Wirkens, Erkennens, Genießens, die Vernichtung alles dessen, was überhaupt gegenüber der unterschiedslosen Nacht des Todes durch seine Mannichfaltigkeit an Interessen wenigstens unser Selbstgefühl erregt und uns mit

immer neuen Aufgaben und Anforderungen im Guten wie im Böſen zu ſchaffen macht.

Starre Peſſimiſten freilich werden auch durch dieſen bedeutſamen Fall nicht bekehrt werden. Sie werden achſelzuckend erklären, daß ein Widerruf in articulo mortis den objectiven Werth einer lebenslang behaupteten Ueberzeugung nicht aufheben könne. Sie werden fortfahren, die Maximen vom Weltelend, die in den Gedichten Leopardi's mit leidenſchaftlicher Schwermuth hingeworfen, in den Geſprächen mit allem Aufwand dialektiſcher Kunſt begründet werden, für ihre Doctrin anzuführen und über das Ende des Dichters, welches dem Werth des Lebens ein ſo überraſchendes Zeugniß ausſtellte, einen ſchonenden Schleier zu breiten. Wen aber unſere Erklärung des Entſtehens und eigenſinnigen Fortbeſtehens dieſer Weltanſchauung in der Seele Leopardi's überzeugt hat, wer bedenkt, daß es eine Dichterſeele war, deren Saiten die rauhe Hand des Schickſals dieſe weltfeindlichen Töne entriß, eine höchſt reizbare, vielbedürftige, von wechſelnder Stimmung bewegte Seele, der wird es nicht befremdlich finden, daß auch in dieſem ſtarken und redlichen Menſchen Kopf und Herz zuweilen getrennte Wirthſchaft führten, daß der Kopf zu erkennen glaubte, was das Herz heimlich beſtritt, daß die dürre, finſtere, allem Schöpferiſchen feindliche, jeden Fortſchritt hoffnungslos verneinende Philoſophie Leopardi's von ſeinem warmen, fruchtbaren, durch ein mildes Licht verklärten Leben vielfach verleugnet wurde.

In dem Augenblick, wo dieſes Leben dem Erlöſchen nahe war, beſann er ſich, wie viel werthvolle

Güter er beſaß, wie viel echtes, *poſitives* Glück ihm trotz der ſchwerſten Qualen treu geblieben war. Denn der bitterſte Mangel an allen ſogenannten Glücks*gütern*, an Allem, womit die Menge Denjenigen ausgeſtattet ſehen will, den ſie glücklich preiſen ſoll, hatte ihn nicht um eine der höchſten Gaben der Natur gebracht, die im Grunde der Quell alles eigentlichen Glückgefühls iſt, ja die unerläßliche Bedingung, unter der allein das objectiv Begehrenswerthe ſeine beglückende Wirkung auf das Subject ausüben kann. Alle Fähigkeit nämlich, Glück und Unglück zu empfinden, beruht auf dem *Gefühl der eigenen Perſönlichkeit*, die ihre Triebe und Wünſche, ihre Aufgaben und Kräfte durch die Innen- und Außenwelt gefördert oder gehemmt findet, im erſteren Falle Befriedigung, im anderen Schmerz erfährt. Nur wenn wir daran feſthalten, daß es einzig die Steigerung und Befriedigung des individuellen Selbſtgefühls, andererſeits die Beeinträchtigung der individuellen Kraft und Lebensfülle iſt, was in Wahrheit Glück und Unglück heißen darf, werden wir die unermeßliche Mannichfaltigkeit der Urtheile begreifen, welche die Menſchen über eigenen und fremden Glückswechſel zu fällen pflegen. Ueberall, wo ein ſogenannter Glücksfall das Individuum, dem er zu Theil wird, unglücklich macht, wird ſich ergeben, daß eine Störung oder gar Vernichtung des Selbſtgefühls dadurch veranlaßt wurde. Einen zum Märtyrthum Entſchloſſenen macht die Begnadigung unglücklich. Der Säulenheilige, den man zwänge, im Schooße des bequemſten Reichthums zu leben, würde in ſeinem perſönlichſten Selbſt-

bewußtſein vernichtet, um die Ausübung ſeines eigenſten inneren Berufes gebracht, folglich unſelig gemacht werden. Denn eine jede Kraftübung, ſelbſt die der Selbſtzerſtörung, iſt von einem Wohlgefühl begleitet, und die Genugthuung, das ganz individuelle Naturgeſetz zu vollziehen, das ein Jeder dunkler oder bewußter in ſich trägt, erklärt allein, weßhalb ſelbſt der Verbrecher bei der Ausübung ſeiner Unthat eine Wolluſt empfindet, die ihn ein geheimes Gefühl von ihrem Widerſpruch mit höheren Menſchheitsgeſetzen verabſcheuen lehrt. Beſtätigt doch auch die Statiſtik der Motive, die zum Selbſtmorde führen, die Anſicht, daß der Selbſtgenuß — wohl zu unterſcheiden von der Selbſtſucht — die Wurzel jeder Glücksempfindung ſei. Wenn wir die Fälle abrechnen, in denen ein plötzlich auflodernder Affect zu der That fortriß, ſo werden wir finden, daß ſich die Menſchen, die noch Beſinnung und Zeit zum Abwägen behalten, nur dann zum Verzicht auf alles Glück, was ihnen das Leben noch bringen könnte, entſchließen, wenn entweder eine unheilbare qualvolle Krankheit ſie „um ſich ſelbſt bringt", oder ihre moraliſche Selbſtherrlichkeit durch das Gefühl einer drohenden oder ſchon über ſie hereingebrochenen Schande aufgehoben wird. Sie fühlen dann ihren individuellen Werth in ihrer eigenen und in der Schätzung der Geſellſchaft, der ſie angehören, vernichtet und allem Glück, was ſie noch genießen könnten, gleichſam den Boden unter den Füßen weggezogen, da ihre eigene Exiſtenz von ihnen ſelbſt und Anderen nicht mehr für voll angeſehen wird. Ja auch der Selbſtmord aus Langerweile läßt

ſich unſchwer mit unſerer Definition vereinigen. Ein leeres, zweck- und thatloſes Selbſt fühlt ſich ſchon im Leben ſo unſelig durch die Inhaltsloſigkeit ſeines Ich, daß der Schritt bis zur leiblichen Entſelbſtung, zur Aufhebung des Lebens kürzer und leichter ſein muß, als da, wo der Schmerz noch immer, wenn auch noch ſo peinlich und unfruchtbar, das Selbſtgefühl aufregt und irgend welche Kraft der Perſönlichkeit, und wäre es nur die forza di soffrire, herausfordert.

Wir werden alſo überall da von Glück ſprechen müſſen, wo innere und äußere Bedingungen zuſammentreffen, um die Kräfte, die ſich in einem Individuum vereinigen, zu möglichſt reiner, ſtarker und harmoniſcher Entwickelung zu bringen. Der höhere oder niedrigere Grad dieſer ſujectiven Glücksempfindung wird demnach vor Allem von der ſtärkeren oder ſchwächeren Begabung mit Individualität überhaupt, von der mächtigeren oder geringeren Perſönlichkeit abhängen, die dem Einzelnen verliehen iſt, von dem Werth, den derſelbe auf ſich ſelber legt und legen darf; und wie alle ſinnliche Genußkraft durch die größere oder geringere Vitalität der einzelnen Organe bedingt iſt, ſo auch das Glücksgefühl im Allgemeinen durch eine ſtärkere oder ſchwächere Ausbildung des Selbſtgefühls, aus welchem allein es hervorquillt. Wir erkennen dies am deutlichſten daraus, daß wir ein krankhaft geſteigertes Selbſtgefühl faſt immer mit der höchſten Unſeligkeit behaftet ſehen, da es die übermäßigen Anſprüche an ſich ſelbſt und den Erfolg ſeines Strebens niemals befriedigt, niemals den natürlichen Einklang ſeiner Lebensäußerungen mit ſeinem

inneren Geſetz erreicht. Andererſeits wird es nun klar, warum ſelbſt der Schmerz und die Beraubung deſſen, was nach der äußerlichen Anſchauung zum menſchlichen Glück unerläßlich iſt, im einzelnen Falle nicht nur nicht als Unglück empfunden, ſondern zur Quelle des eigentlichen Glückes werden kann, wenn die Empfindung von der eigenſten Macht und Kraft der Perſönlichkeit dadurch nicht gelähmt, ſondern geſteigert wird.

Und nun Leopardi! Wer wird leugnen, daß von den reichen und ſtarken Trieben ſeiner Natur viele auf das Troſtloſeſte verkümmern mußten, daß er ein volles Glück nie auch nur auf Augenblicke gekannt hat. Er war geſchaffen wie Wenige, allen Zauber der Schönheit zu genießen, und mußte lebenslang in einem verbildeten Leibe die Qualen der Entſagung dulden. Er hatte das Talent des heiteren, liberalen Lebensgenuſſes ohne kleinliche Sorge, und ſein Leben war eine Kette von ängſtlichen Entbehrungen, die ſeinen Stolz und oft wol auch ſeine hülfreiche Menſchenliebe aufs Härteſte drückten. Eine Welt von geiſtigen Aufgaben ſchwebte vor ſeinen Blicken, und die unabläſſigen Körperleiden verdammten ihn mehrmals auf Jahr und Tag zu unthätigem Brüten, wo er wie ein gefangenes Wild ruhelos vom Morgen bis in die Nacht ſein dunkles Zimmer durchmaß und ſelbſt die Durchſicht ſeiner früheren Werke fremden Augen überlaſſen mußte. Wie weit entfernt fühlte er ſich von dem, was wir oben als das Ideal der Glücksempfindung bezeichnet haben, von der harmoniſchen Ausbildung all ſeiner individuellen Kräfte!

Und doch war eben dieſe Natur ſo reich ausgeſtattet, daß das Gefühl völliger Verarmung nur in den finſterſten Augenblicken zur Herrſchaft gelangen und jede Kraft des Selbſtgenuſſes erſticken konnte. In dieſen Augenblicken war er denn auch nahe daran, dieſem nichtigen Sein die Vernichtung vorzuziehen. Alsbald aber zog ihn der Inſtinct, nicht der Schwäche, ſondern der Erhaltung eines ſo werthvollen Selbſtes ins Leben zurück. Er erinnerte ſich der ihm gebliebenen Kraft, die Höhen und Tiefen der Betrachtung zu durchſchweifen, den Verkehr mit den erſten Geiſtern aller Zeiten als ein Ebenbürtiger zu genießen, die Wolluſt des Denkens bis auf den letzten Tropfen auszukoſten;

„denn erkannte Wahrheit,
Ob ſie auch troſtlos iſt, hat ihren Reiz."

Und welch einen Reiz vollends, was man für Wahrheit hält, in einer Form zu ſagen, die dem eigenen Bewußtſein genügt und von jedem Urtheilsfähigen als eine neue Offenbarung des Genius unſerer Sprache anerkannt wird!

Nicht als ob der Erfolg ſeines literariſchen Schaffens ihm eine beſondere Quelle eitler Befriedigung oder gar des Troſtes geworden wäre. Er war viel zu ſtolz, um eitel zu ſein; er kannte den niedrigen Stand der Bildung und des Geſchmackes in ſeinem Vaterlande zu genau, um auf das Urtheil der Zeitgenoſſen mit wenigen Ausnahmen irgend einen Werth zu legen. Wie er über den Ruhm dachte, hat er in einem längeren Aufſatz ſeiner Operette morali: Il Parini ovvero della gloria mit jener antiken Gelaſſenheit

ausgeſprochen, die ihm gerade in den perſönlichſten Angelegenheiten eigen war. Und ſchon aus ſeinem neunzehnten Jahre finden wir in einem Briefe (Epist. I. S. 70) die Aeußerung: „Was die Liebe zum Ruhme betrifft, iſt mein Grundſatz dieſer: liebe den Ruhm, aber erſtens nur den wahren, und darum ſollſt du unverdiente und vollends heuchleriſche Lobſprüche nicht nur nicht annehmen, ſondern wegwerfen, nicht allein nicht lieben, ſondern verabſcheuen; zweitens ſei überzeugt, daß, wenn du in dieſer Zeit etwas gut machſt, du nur von ſehr Wenigen gelobt werden wirſt; dieſen ſehr Wenigen ſuche immer zu gefallen, wenn Andere der Menge zu gefallen und vom Lobe erſtickt zu werden wünſchen“ u. ſ. w.

Dieſer Maxime des Jünglings iſt der Mann immer treu geblieben, ja er hat es wie Wenige verſtanden, „die Welt in ſeinen Freunden zu ſehen“. Und was edle und treue Freundſchaft irgend vermag, um die Wunden verſchmähter Liebe zu heilen, iſt ihm in reichem Maße zu Theil geworden. Auch dies ein Glück, das ihn ans Leben feſſeln mußte.

Ein noch höheres aber war ihm in der Gabe verliehen, „zu ſagen, was er leide“. Indem er ſeine Schmerzen ausſprach, unterwarf er ſie ſeinem Geiſt und Willen und fühlte die Uebermacht ſeiner Seele über Natur und Schickſal. Aus dem Leiden wurde ein Thun, aus der Ohnmacht des Geſchöpfs gegenüber den blinden Gewalten, die ihm das Glück verſagten, eine ſchöpferiſche Macht, die durch ſich ſelbſt ſchon beglücken mußte. Wäre es bei der bloßen poetiſchen Stimmung und Verſtimmung durch das

Weltelend geblieben, wie ſie paſſiven und ausſchließlich receptiven Naturen eigen iſt, ſo wäre eine dumpfe Reſignation der höchſte Troſt und dieſes Leben durchaus unſelig und unfruchtbar geweſen. Indem er aber ſeine Leiden zu künſtleriſchen Gebilden ausgeſtaltete, verwandelte er die Entbehrung in einen Gewinn, die Beraubung in einen Beſitz, der ihn und Andere bereichern ſollte. Was er in der Empfindung nur als ein Negatives gelten ließ, wurde ihm unter den Händen zu etwas höchſt Poſitivem. Denn was iſt poſitiver, als wirkende Kraft? Und wie mußte mitten im Leiden der Dichter ſeiner Lebensfülle inne werden, der ſich als Herold und Interpret des Leidens einer ſo bedeutſamen Miſſion bewußt war!

Zunächſt freilich auch hier wieder der echt Leopardi'ſche Zug: was er zu ſagen hat, ſagt er vor Allem ſich ſelbſt. Die erſten zehn Canzonen, die er veröffentlicht, enthalten nichts von ſeinen intimſten Angelegenheiten. Seine Stimmung iſt düſter, doch nicht hoffnungslos, wenn er den Blick auf die öffentlichen Zuſtände lenkt. Dante wird angerufen; die Erinnerung an ihn ſoll die ſchlummertrunkenen Geiſter wecken. Angelo Mai ſoll fortfahren, durch Entdeckung verloren geglaubter klaſſiſcher Werke die Enkel an den Ruhm und das Verdienſt ihrer Ahnen zu mahnen. Die Canzonen an den Sieger im Ballonſpiel, auf die Hochzeit ſeiner Schweſter Paolina, ſelbſt der jüngere Brutus und der Hymnus an die Patriarchen ſind im Grunde nur Fortſetzungen der erſten Canzone „an Italien". Das Elend der Nation iſt das Thema, die Erweckung der verlornen Tugend und Mannhaftigkeit

das Ziel dieſer Dichtungen, wie man ſieht, ein allgemeines, bürgerliches, durchaus nicht von Hoffnungsloſigkeit verſchleiertes Ziel. Nur einige Strophen im jüngeren Brutus und das letzte Lied der Sappho ſtreifen die dunkle Region, in welcher die geheimſten Leiden des Dichters ſchon damals wohnten, und aus der die folgenden Dichtungen faſt ſämmtlich ihren Grundton empfangen haben. Aber ſo ſehr er in dieſer leidenſchaftlichen Beichte die Abſtumpfung ſeines Schmerzes ſuchen mochte, ſo wohl es ihm that, ſein Schickſal in dichteriſcher Verklärung zum Schickſal der Menſchheit zu ſteigern, ſo wenig dachte er daran, im Beifall der Menge oder gar in ihrer Theilnahme einen Troſt oder eine Entſchädigung zu ſuchen. Er war ſchon dreiunddreißig Jahre alt, als er die erſte vollſtändigere Ausgabe ſeiner Dichtungen veranſtaltete; ſie erſchien ihm als ein Vermächtniß „an ſeine Freunde in Toscana", mit welchem er von der Literatur und dem Leben Abſchied nahm, zu einer Zeit, wo ſeine Krankheit ihm nur noch eine kurze Friſt zu gewähren ſchien. „Ich habe Alles verloren," ſagt er; „ich bin wie ein dürrer Stamm, der fühlt und leidet." Als ſeine Natur ſich noch einmal aufraffte, als ihm noch einmal in den letzten Jahren neue Bekenntniſſe aus der Seele brachen, lag ihm nichts daran, auch dieſe noch veröffentlicht zu ſehen; er ließ die Sorge dafür ſeinen überlebenden Freunden.

Ein ſo hochgeſteigertes, ſo von allem Niederen und Gemeinen gereinigtes Selbſtgefühl, im Beſitz ſo großer Schätze des Geiſtes und Gemüthes, alle mit dem Gepräge der eigenſten Kraft und Anmuth ver-

ſehen, iſt zu tief von ſeinem eigenen Werth durchdrungen, um nicht vor der Vernichtung durch den Tod zurückzuſchrecken. Das eifrigſte Wiederholen jenes in ſich leeren und in ſeiner Allgemeinheit völlig abſurden Satzes „Nichtſein ſei beſſer als Sein“ kann ein ſo mit Daſeinsfülle genährtes, mit den feinſten und zäheſten Kräften — freilich auch zum Leiden — ausgeſtattetes Geſchöpf nicht vor dem leidenſchaftlichſten Lebenstriebe ſchützen; ſelbſt der Schmerz muß den Selbſtgenuß eines ſo auserleſenen Menſchenweſens ſteigern und ſeine Selbſtherrlichkeit, die dem Schickſal zu trotzen wagen darf, nur um ſo glorreicher offenbaren. Dieſe prometheiſche Ader geht durch das ganze Dichten und Denken Leopardi's hindurch. Auch er iſt an den Felſen geſchmiedet, auch ihm nagt der Geier an der Leber. Aber er lacht der feindlichen Göttermacht, die ſein feſtes Menſchenherz nicht brechen, ſeinen aufrechten Nacken nicht beugen kann, die ihn niemals ſehen wird um Gnade betteln oder die Hand, die ihn ſchlägt, wie die eines Wohlthäters küſſen,

.... „wie, befangen
In altem Sclavenſinn, die Menſchheit thut.“
(„Liebe und Tod“, V. 115.)

So hatte er ſich endlich ſogar mit dem Gedanken ausgeſöhnt, ein hohes Alter erleben zu müſſen. „Selbſt nachdem ſehr bedeutende neapolitaniſche Aerzte“, berichtet Ranieri, „ſich mit ihm über ſeinen Zuſtand ausgeſprochen hatten, viel deutlicher, als ich gewünſcht hätte, ſprach er mir wieder von der Unſicherheit der mediciniſchen Wiſſenſchaft, von ſeinem nie erkannten und verſtandenen Nervenleiden und den vierzig Jahren,

die er noch zu leiden haben würde, wenn die Cholera ihm nicht den Gnadenſtoß gäbe.“ — Man glaubt nicht, was man nicht heimlich wünſcht. Zumal ſeit er durch Ranieri's und der Seinigen aufopfernde Liebe und Treue in einen Zuſtand äußerer Sorgloſigkeit verſetzt worden war, wie er ihn nie zuvor gekannt, mochte ihm die Ausſicht auf „das tiefverhaßte Greiſenalter“ mehr und mehr ihre Schrecken verlieren. Schon elf Jahre früher hatte er ſeinem Freunde, dem Grafen Carlo Pepoli, zugerufen:

Tauſendmal
Glückſelig, wer die leichtverwelkte Kraft
Der trauten Einbildung nicht ſchwinden fühlt,
Wie auch die Jahre fliehn, wem das Geſchick
Des Herzens ew'ge Jugend gönnen will,
Wer in der Vollkraft wie in müder Zeit,
So wie er einſt gepflegt im Flor der Jugend,
Im Innern ſeiner Bruſt Natur verſchönt,
Die Wüſte wie den Tod belebt. Dir gönne
Der Himmel ſolches Glück! Der Funke, der
Dir heut den Buſen wärmt, er laſſe dich
Die Dichtkunſt lieben noch als Greis. Doch ich —
Schon fühl' ich all' den ſüßen Jugendwahn
Hinſchwinden und vor meinem Blick erblaſſen
Die frohen Bilder, die ich ach, ſo ſehr
Geliebt, an die ich bis zur letzten Stunde
In Sehnſucht und mit Thränen denken muß.
Und wenn nun dieſer Buſen ganz erſtarrt
Und kalt geworden, nicht die heitre Stille,
Die einſam auf den ſonnigen Feldern ruht,
Noch der Geſang der morgenfrohen Vögel
Im Frühling, nicht das ſtille Mondenlicht
Auf Höh'n und Tiefen unterm reinen Himmel
Mein Herz mehr rühren können, wenn mir ſtumm
Und leblos ward, was Schönes die Natur
Und Kunſt nur zeigt, ein jedes Hochgefühl

Und jede zarte Regung fern und fremd:
Dann will ich, bettelnd um den letzten Troſt,
Zu anderm, minder frohem Thun mich wenden,
Des ehr'nen Lebens undankbaren Reſt
Nur ihm noch weih'n. Erforſchen will ich dann
Die herbe Wahrheit, was die blinden Looſe
Der ſterblichen und ew'gen Dinge meinen,
Wozu die Menſchheit, ſo mit Qual beladen,
Erſchaffen worden .....
..... Denn erkannte Wahrheit,
Ob ſie auch troſtlos iſt, hat ihren Reiz .....

Kann die Bejahung des Willens zum Leben zugleich entſagender und entſchloſſener ausgeſprochen werden? Und wie ſeltſam wird das Phraſengeräuſch der Peſſimiſten von der Nichtigkeit der Welt übertönt durch dieſes memento vivere ihres größten Dichters!

Leopardi's Proſa — die operette morali, die zuerſt 1828 (Milano, Stella), dann in einer vermehrten Ausgabe 1834 (Firenze, Piatti) erſchienen — hat meines Wiſſens bis auf einzelne Bruchſtücke noch keinen Ueberſetzer gefunden. Und freilich ſind hier die Schwierigkeiten faſt noch größer, als bei den Gedichten. Auch für die Proſa hat ſich Leopardi ſeinen eigenen Stil geſchaffen, mit voller künſtleriſcher Abſicht und feinſtem ſprachlichem Tact. „Soll die Proſa wahrhaft ſchön ſein", ſagt er in den note e ricordi giovanili (Chiar.

op. mor. S. 513) „und jene Weichheit und Fülle des Colorits, jene vornehme Würde bewahren, die in allen Proſaſchriften der Alten ſich zeigt und faſt nirgend bei den Modernen, ſo muß ſie immer etwas Dichteriſches behalten, nicht im Einzelnen, ſondern einen gewiſſen dichteriſchen Geſammtton. Manche techniſche Ausdrücke z. B., die ſich in der Poeſie ſehr niedrig ausnehmen, ſind daher auch in der Proſa niedrig — (ich rede hier nicht von abſolut niedrigen und volksmäßigen, die auch zuweilen in einer guten Proſa weniger unpaſſend erſcheinen, als jene anderen); und wieder andere, die zu niedrig ſind für den poetiſchen Stil, werden in der Proſa ganz an ihrem Platz ſein; z. B. die Verſe, Voltaire's

Je chante le héros qui régna sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance.

Die trocknen techniſchen Ausdrücke, die in dieſen Verſen ſo übel klingen, würden in der Proſa nicht auffallen. Hieraus ſieht man, wie geometriſch, dürr, hager, hart, trocken, knochig, faſt wie eine magre Perſon, deren Knochen unter der Haut hervorſtehen, jene ganz mit techniſchen Ausdrücken, Metaphern, Phraſen, Redensarten und Wendungen überladene Proſa werden muß und zum Theil ſchon geworden iſt, die man heutzutage ſchreibt, beſonders in Frankreich, und wie weit entfernt von jener friſche und weichen, geſunden, roſig blühenden fleiſchigen Fülle, von jener Geſchmeidigkeit und Würde, die wir in aller von antikem Hauch belebten Proſa bewundern."

In der Schule der Alten, beſonders der Griechen, hat Leopardi ſeinen Proſaſtil gebildet. „Weichheit und

Fülle, Adel und Würde“ vereinigt dieſer Stil in einem Maße, wie es nur den größten Meiſtern philoſophiſcher Darſtellung in der reichſten und biegſamſten aller Sprachen, der griechiſchen, gelingen konnte. Unter den modernen Sprachen konnte ein freies Nachſchaffen dieſes Stils außer im Italieniſchen wohl nur noch im Spaniſchen verſucht werden. Nur hier war jener „poetiſche Geſammtton“ zu erreichen, ohne in die ſogenannte „poetiſche Proſa“ zu verfallen. Schon der ſinnliche Klang dieſer Sprachen hat etwas von der griechiſchen Anmuth und Würde bewahrt, und ein ſtolzer, weithinſchleppender Faltenwurf der Perioden erſcheint, durch jahrhundertelange Redekunſt geübt, keineswegs als feierliche Affectation. Am wenigſten bei einem Schriftſteller, deſſen Gedanken von aller affectirten Feierlichkeit ſo fern ſind, wie die Leopardi's, deſſen eifrigſtes Bemühen es iſt, was er zu ſagen hat, mit den einfachſten, ſchlagendſten Worten zu ſagen, ohne leeren Schmuck hochtönender Beiwörter, mit einer ſo ſachlichen Schärfe und Beſtimmtheit, daß Pietro Giordani in ſeiner Rede über die operette morali das Wort Cicero's über Cäſar's Commentarien auf ihn anwenden konnte: omni ornatu orationis tamquam veste detracto. Giordani fährt freilich ſogleich fort: „Aber wie kräftig, wie majeſtätiſch iſt dieſe Nacktheit! Die Nacktheit eines Athleten, nicht eines Bettlers. Ich zweifle nicht, lieber Niccolini, daß auch du, der du gleichfalls als Künſtler und Kritiker mit Recht geprieſen wirſt, gleich mir erſtaunt und faſt erſchreckt dieſen ſtrengen, blaſſen und eiſigen Zug in ſeinen philoſophiſchen Erörterungen betrachtet haſt;

auch du wirſt, wenn du von den blumigen Gärten Cicero's und Bartoli's zu dieſen nackten und durch ihre Nacktheit erhabenen Gefilden kommſt, die ganz originelle Art bewundern, wie hier bald die allergewöhnlichſten, bald die entlegenſten und unerhörteſten Gedanken nur mit Haupt- und Zeitwörtern — ſozuſagen den Knochen des Stils — ohne irgend welches Muskelfleiſch der Adjective ausgedrückt ſind. . . Wie wenn Jemand nur mit Umriſſen zeichnet, ohne Farbe, aber ein Michelangelo. . . Mir wird es immer bewunderungswürdig ſcheinen und das einzige Beiſpiel ſeiner Art, wie ein ſo junger Poet ſeine reiche, glänzende Phantaſie ſo völlig habe im Zaum halten können. Wenn er in den Gedichten danach zu ringen ſchien, den Dante zu erreichen, von dem er wieder ſo ſehr verſchieden war, werden dieſe proſaiſchen Schriften Tauſende und Tauſende täuſchen, als ob kein Schriftſteller, ſondern ein Plauderer zu ihnen ſpräche, ein Plauderer der zwar ſehr ungewöhnliche Dinge zu ſagen habe ſie aber ſo ſage, daß Jeder ſie verſtehen könne und Jeder meinen müſſe, ſie könnten gar nicht anders geſagt werden." . . . .

Ein nicht minder glänzendes Zeugniß hat ſchon im Jahre 1830 Manzoni, deſſen Urtheil noch ſchwerer wiegt, da er mit der unerbittlichſten Selbſtkritik ſeinen eigenen Stil ſich erſchaffen mußte, der Proſa Leopardi's ausgeſtellt.

Vous connaissez Leopardi, ſagte er zu einem Reiſenden; avez-vous lu ses essais de prose? On n'a pas assez fait attention à ce petit volume; comme style, on n'a peut-être rien écrit de mieux

dans la prose italienne de nos jours. (Sainte-Beuve. Rev. des deux mondes 1844. Sept. S. 566).

So viel von der Form. Auf den Inhalt der einzelnen Geſpräche einzugehen, würde ein eigenes Buch erfordern, während es doch vor Allem die Pflicht des Ueberſetzers iſt, den Leſer mit ſeinem Original alleinzulaſſen. Ich füge nur noch hinzu, daß bei der Auswahl der „Gedanken" mich die Rückſicht geleitet hat, unter den unendlichen Variationen desſelben Thema's den bedeutſamſten, ſinnreichſten und im Ausdruck glücklichſten den Vorzug zu geben.

Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Geſpräche. — Gedanken.

Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Es wird erzählt, daß alle Menſchen, die Anfangs die Erde bevölkerten, überall gleichzeitig erſchaffen worden ſeien, und alle als Kinder, und ſie ſeien von den Bienen, den Ziegen und den Tauben ernährt worden in der Weiſe, wie die Dichter fabelten, daß Zeus auferzogen worden ſei; und die Erde ſei viel kleiner geweſen als jetzt, und faſt alle Länder eben, der Himmel ohne Sterne, das Meer noch nicht erſchaffen, und in der Welt ſei eine weit geringere Mannichfaltigkeit und Pracht geweſen als heutzutage. Gleichwohl aber hätten die Menſchen ein unerſättliches Vergnügen daran gefunden, Himmel und Erde zu betrachten, und hätten beide außerordentlich angeſtaunt und für wunderſchön gehalten, auch nicht allein für ſehr groß, ſondern für unbegrenzt, ſowohl an Umfang wie an Erhabenheit und Anmuth. Da ſie ſich überdies mit den fröhlichſten Hoffnungen trugen und aus jedem Gefühl ihres Lebens unglaubliche Freuden ſchöpften, wuchſen ſie in großer Zufrieden-

heit auf, und es fehlte wenig, daß ſie ſich für vollkommen glücklich hielten. Als ſie aber ſo aufs Angenehmſte ihre Kindheit und das erſte Jünglingsalter verlebt hatten und zu reiferen Jahren kamen, fingen ſie an, eine gewiſſe Veränderung zu ſpüren. Denn da die Hoffnungen, deren Erfüllung ſie bis dahin von Tag zu Tage weiter hinausgeſchoben hatten, noch immer nicht ſich verwirklichten, wollte es ſie bedünken, als ob dieſelben überhaupt nicht viel Zutrauen verdienten; ſich aber mit dem zu begnügen, was ſie in der Gegenwart genoſſen, ohne ſich irgend einen Zuwachs an Glück zu verſprechen, ſchien ihnen unmöglich, zumal der Anblick der Natur und Alles, was das tägliche Leben mit ſich brachte, ſei es, weil ſie jetzt daran gewöhnt waren, oder weil ihr Gemüth die frühere Lebhaftigkeit nicht mehr beſaß, ihnen bei weitem nicht mehr ſo ergötzlich und angenehm vorkam, wie zu Anfang. Sie ſchweiften umher und beſuchten die fernſten Gegenden der Erde, was ſie leicht konnten, da Alles noch eben war, keine Meere dazwiſchen, noch andere Hinderniſſe im Wege lagen; und nach wenigen Jahren waren die Meiſten von ihnen dahintergekommen, daß die Erde, ſo groß ſie war, doch ihre Grenzen hatte und nicht ſo weite, daß ſie nicht zu erreichen geweſen wären, und daß alle Gegenden dieſer Erde und alle Menſchen mit ſehr geringen Unterſchieden einander ähnlich ſahen. Dies ſteigerte dermaßen ihre Mißzufriedenheit, daß ſie noch nicht die Jugend hinter ſich hatten, als ſchon ein förmlicher Ueberdruß an ihrem Daſein ſich ihrer Aller bemächtigte. Und allmählich, wie ſie in das Mannesalter traten,

beſonders aber gegen das Ende ihrer Lebenszeit verwandelte ſich dieſer Ueberdruß in Haß und bei Einigen in eine ſo vollſtändige Verzweiflung, daß ſie das Licht und das Athmen, die ſie in der erſten Zeit ſo geliebt hatten, nicht mehr ertragen konnten und ſich freiwillig, der Eine auf dieſe, der Andere auf jene Art, derſelben beraubten.

Nun ſchien es den Göttern entſetzlich, daß lebende Weſen den Tod dem Leben vorzogen, und daß dies Leben ſelbſt Einigen, welche es beſaßen, ohne zwingende Nothwendigkeit, noch andere mitwirkende Umſtände ein Mittel zu ihrer eigenen Vernichtung werden konnte. Auch kann man ſich kaum vorſtellen, wie ſehr ſie darüber erſtaunt waren, ihre Gaben ſo geringgeſchätzt, ja verabſcheut zu ſehen, daß Jemand mit aller Gewalt ſich ihrer zu entledigen und ſie abzuſchütteln ſuchte; ſie hatten ja geglaubt, die Welt mit ſo viel Trefflichkeit und Schönheit, mit ſo guten Geſetzen und Anordnungen ausgeſtattet zu haben, daß ſie ein nicht nur erträglicher, ſondern höchſt erwünſchter Wohnſitz für jedes lebende Weſen ſein müſſe und zumal für die Menſchen, deren Geſchlecht ſie mit beſonderem Fleiß und wunderſamer Vorzüglichkeit gebildet hatten. Während ſie aber mit dem großen Elend der Menſchen, das ſich aus dieſen Folgen erſehen ließ, kein geringes Mitleid fühlten, fürchteten ſie zugleich, das das Menſchengeſchlecht, wenn dieſe traurigen Beiſpiele ſich häufiger wiederholten, in Kurzem gegen die Beſtimmung des Schickſals zu Grunde gehen möchte, wodurch die Welt jener Vollkommenheit, die unſer Geſchlecht ihr verleiht, ſie ſelbſt

aber der Ehre verluſtig gehen würden, welche die Menſchen ihnen erzeigten.

Als daher Zeus beſchloß, den Zuſtand der Menſchen, da es nöthig ſchien, zu verbeſſern und ihnen mehr Hülfsmittel zur Erlangung des Glückes zu gewähren, vernahm er, daß die Menſchen hauptſächlich darüber Klage führten, daß die Dinge nicht unermeßlich an Größe, noch unendlich an Schönheit, Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit ſeien, wie ſie Anfangs geglaubt hatten, ſondern vielmehr ſehr beſchränkt, alle unvollkommen und faſt alle einförmig; und da ſie nicht allein mit dem höheren Alter, ſondern auch mit den reifen Jahren und ſelbſt mit dem Jünglingsalter unzufrieden ſeien und ſich nach den Freuden der Kinderzeit ſehnten, flehten ſie inſtändig, in dieſe wieder zurückverſetzt zu werden und ihr Leben lang darin zu verharren. Dieſen Wunſch nun konnte Zeus ihnen nicht erfüllen, da es den allgemeinen Naturgeſetzen und den Pflichten und Zwecken, welche die Menſchen nach der Abſicht und den Beſchlüſſen der Götter erfüllen ſollten, zuwider geweſen wäre. Eben ſo wenig konnte er ſeine eigene Unendlichkeit den ſterblichen Geſchöpfen mittheilen, noch auch die Materie oder die Vollkommenheit und das Glück der Dinge und Menſchen unendlich machen. Doch ſchien es ihm zweckmäßig, die Grenzen der Schöpfung auszudehnen und ſie mehr zu ſchmücken und zu vermannichfachen; und nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, vergrößerte er die Erde rings umher und ergoß das Meer hinein, damit es, zwiſchen die bewohnten Gegenden tretend, den Dingen ein wechſelndes Anſehen gäbe und ver-

hinderte, daß ihre Grenzen von den Menſchen ſo leicht erkannt werden könnten, da es die Wege unterbrechen und auch als ein lebendiges Bild der Unermeßlichkeit ſich den Augen darſtellen würde. Damals überfluteten die neuen Gewäſſer das Land Atlantis und außerdem noch unzählige ſehr ausgedehnte Länderſtrecken, obwohl nur von jenem noch eine beſondere Tradition überliefert iſt, die eine lange Reihe von Jahrhunderten überlebt hat. Viele Gegenden tiefte er aus, andere hob er in die Höhe, indem er Berge und Hügel entſtehen ließ, beſtreute den Nachthimmel mit Sternen, verfeinerte und reinigte die Natur der Luft und ſteigerte den Glanz und die Klarheit des Tages, erhöhte und milderte in weit abwechſelnderer Weiſe als früher die Farben des Himmels und der Fluren und wirrte die Geſchlechter der Menſchen dergeſtalt durch einander, daß die Einen ihr Greiſenalter erlebten zu derſelben Zeit, wo die Anderen Kindheit und Jugend hatten.

Und um den Schein jener Unendlichkeit zu vermehren, nach welcher die Menſchen ſo ſehnlich verlangten (da er ihnen doch die Sache ſelbſt nicht zu gewähren vermochte), und ihren Einbildungen zu ſchmeicheln und Nahrung zu geben, durch deren Kraft vor Allem, wie er wohl wußte, jene große Glückſeligkeit ihrer Kinderzeit entſtanden war, ſchuf er unter vielen andern Erfindungen (wie ſchon das Meer eine geweſen war) das Echo, das er in den Thälern und Höhlen verbarg, und verlieh den Wäldern ein dumpfes, tiefes Brauſen nebſt einem gewaltigen Wogen ihrer Wipfel. Ferner erſchuf er die Schaar der Träume und

trug ihnen auf, unter verſchiedenen Formen den Geiſt der Menſchen zu täuſchen und ihnen jene Fülle unbegreiflicher Glückſeligkeit vorzuſpiegeln, die zu verwirklichen er keine Möglichkeit ſah, und jene verworrenen, unbeſtimmten Wahngebilde, zu denen er ſelbſt, wenn er es auch gewollt hätte und obwohl die Menſchen es ſo heiß erſehnten, ihnen in der Wirklichkeit kein entſprechendes Gegenbild hätte zeigen können.

Durch dieſe Veranſtaltungen des Zeus wurde der Geiſt der Menſchen erhoben und geſtärkt und in einem Jeden die Luſt und Liebe zum Leben erneuert, nicht minder auch ihr Glaube an die Schönheit und Unermeßlichkeit der Schöpfung und ihre freudige Bewunderung derſelben. Und dieſer erfreuliche Zuſtand dauerte viel länger, als der erſte, beſonders wegen der Zeitunterſchiede, die Zeus bei den Geburten eingeführt hatte, da jetzt die ſchon erkalteten und durch ihre Erfahrungen ermüdeten Geiſter getröſtet wurden, wenn ſie die Wärme und die Hoffnungen der Jugend betrachteten. Als aber im Verlauf der Zeit der Reiz der Neuheit ſchwand und der alte Ekel und die Geringſchätzung des Lebens wieder hervortraten, verſanken die Menſchen in eine ſolche Niedergeſchlagenheit, daß damals, wie man glaubt, jene von einigen alten Völkern geübte und ſpäter noch beibehaltene Sitte aufkam, daß, wenn ein Kind geboren wurde, die Verwandten und Freunde zuſammenkamen, um es zu beweinen, und wenn ein Menſch ſtarb, der Tag feſtlich mit Reden und Beglückwünſchungen wegen des Sterbefalls begangen wurde. Zuletzt ergaben ſich alle Sterblichen der Gottloſigkeit, ſei es, weil ſie

glaubten, daß ſie von Zeus nicht erhört worden ſeien, oder weil es das Elend mit ſich bringt, auch die von Hauſe aus edelſten Seelen zu verhärten und zu verderben und ihnen Rechtſchaffenheit und Redlichkeit verhaßt zu machen. Daher täuſchen ſich Diejenigen ſehr, welche die Urſache der menſchlichen Unglückſeligkeit in ihrer Schlechtigkeit und Auflehnung gegen die Götter ſuchen; im Gegentheil, die Bosheit der Menſchen hatte in nichts Anderem ihren Urſprung, als in ihrem vielfachen Unglück.

Nachdem nun aber die Götter die Frevelhaftigkeit der Sterblichen durch die deukalioniſche Flut beſtraft und Rache genommen hatten für alle Ungebühr, ſaßen die beiden Einzigen, die dem allgemeinen Untergang unſeres Geſchlechts entgangen waren, Deukalion und Pyrrha, auf der Spitze eines Felſens und riefen, da ſie darüber einverſtanden waren, daß dem Menſchengeſchlecht nichts mehr frommen könne, als völlige Vernichtung, den Tod mit innigſter Sehnſucht herbei, weit entfernt, ihn zu fürchten oder das gemeinſame Schickſal zu beklagen. Dennoch, da Zeus ſie aufforderte, der Verödung der Erde abzuhelfen, und ſie doch, da ſie entmuthigt und lebensſatt waren, nicht die Kraft hatten, das Geſchäft der Zeugung zu vollbringen, nahmen ſie Steine vom Berge, wie die Götter es ihnen angezeigt hatten, und warfen ſie hinter ſich und ſtellten ſo das Menſchengeſchlecht wieder her. Zeus aber hatte aus Allem, was vorgefallen war, die menſchliche Natur kennen gelernt und gemerkt, daß es ihnen nicht, wie den anderen Thieren, genügen könne, zu leben und von allem Schmerz und

allem körperlichen Ungemach frei zu ſein, daß ſie vielmehr, da ſie immer und in jeder Lage nach dem Unmöglichen ſtreben, um ſo mehr aus freien Stücken ſich mit dieſer Sehnſucht zu ſchaffen machen, je weniger ſie von anderen Uebeln heimgeſucht werden. Daher beſchloß er, ſich neuer Mittel zur Erhaltung dieſes unſeligen Geſchlechts zu bedienen, und zwar hauptſächlich der beiden folgenden: einmal, indem er ihr Leben mit wirklichen Uebeln durchflocht; dann aber, indem er die Menſchen mit tauſend Geſchäften und Arbeiten überhäufte, um ſie dadurch zu unterhalten und ſo viel als möglich von der Beſchäftigung mit ihrem eigenen Gemüth oder wenigſtens von der Sehnſucht nach jener unbekannten und nie verwirklichten Glückſeligkeit abzuziehen.

Darum verbreitete er zuerſt unter ihnen eine Menge verſchiedener Krankheiten und unzählige andere Leiden. Theils wollte er dadurch, daß er die Bedingungen und Zufälle des ſterblichen Lebens mannichfacher machte, der Ueberſättigung ſteuern und durch den Gegenſatz der Uebel den Werth der Güter ſteigern; theils ſollte der Mangel an Genüſſen den Gemüthern, die Schlimmeres erfahren hatten, erträglicher werden als früher; theils auch beabſichtigte er die Wildheit der Menſchen zu brechen und zu zähmen, daß ſie ihren Nacken beugen und der Nothwendigkeit ſich unterwerfen lernten und leichter ſich mit ihrem Looſe zufrieden gäben; auch hoffte er in ihren durch körperliche Krankheiten wie durch geiſtige Arbeiten geſchwächten Seelen den Stachel und die Heftigkeit der Sehnſucht abzuſtumpfen. Ueberdies ſah er klar voraus,

daß die Menſchen, von Krankheiten und Unglücksfällen heimgeſucht, weniger als früher geneigt ſein würden, Hand an ſich ſelbſt zu legen, da Leiden feige und kleinmüthig zu machen pflegen. Knüpfen ſie doch auch meiſt, weil ſie der Hoffnung auf Beſſerung Raum laſſen, die Seelen feſter an das Leben, da die Unglücklichen überzeugt ſind, daß ſie ſehr glücklich ſein würden, wenn ſie nur erſt ihre Leiden los werden könnten, und wie es in der menſchlichen Natur liegt, geben ſie nie die Hoffnung auf, dies auf irgend eine Art zu erreichen. Ferner ſchuf Zeus die Stürme und das Ungewitter, bewaffnete ſich mit Donner und Blitz, gab Neptun den Dreizack, jagte die Kometen in ihre Bahnen hinaus und ordnete die Verfinſterungen an; hierdurch und durch andere furchtbare Zeichen und Naturerſcheinungen wollte er von Zeit zu Zeit die Sterblichen ſchrecken, da er wußte, daß Furcht und die Nähe von Gefahren wenigſtens für kurze Zeit ihnen das Leben wieder lieb machen würden, nicht bloß den Unglücklichen, ſondern ſelbſt Denen, die es verabſcheuten und nur allzu geneigt wären, es wegzuwerfen.

Um aber dem früheren Müſſiggange zu ſteuern, erweckte er in den Menſchen das Bedürfniß und Gelüſt nach neuen Speiſen und Getränken, die nur mit großer Mühe zu verſchaffen waren, während bis zur Sintflut die Menſchen ihren Durſt nur mit Waſſer gelöſcht und ihren Hunger geſtillt hatten mit den Kräutern und Früchten, welche die Erde und die Bäume ihnen freiwillig darboten, und mit anderen gemeinen und leicht zu erlangenden Nahrungsmitteln, wie ſich

auch heute noch einige Völker und beſonders die in Californien zu nähren pflegen. Den verſchiedenen Gegenden gab er verſchiedene Witterung, und ſo auch den verſchiedenen Zeiten des Jahres, das bis dahin immer und auf der ganzen Erde ſo mild und angenehm geweſen war, daß die Menſchen keiner Kleidung bedurften; mit der mußten ſie ſich von nun an verſehen und ſich mit mancherlei Vorkehrungen gegen den Unbeſtand und die Rauhheit des Himmels ſchützen. Dem Mercur befahl er, die erſten Städte zu gründen und das Menſchengeſchlecht nach Völkern, Nationen und Sprachen einzutheilen, wodurch Wetteifer und Zwietracht unter ihnen erregt wurden; dann ſollte er auch die Menſchen den Geſang und jene anderen Künſte lehren, die ſowohl wegen ihrer Natur als wegen ihres Urſprunges göttlich genannt wurden und noch heute ſo heißen. Er ſelbſt gab den neuen Völkern Geſetze, Einrichtungen und bürgerliche Ordnungen, und da er ihnen ſchließlich noch eine ganz unvergleichlich große Wohlthat erweiſen wollte, ſandte er zu ihnen gewiſſe Schemen von herrlichem, übermenſchlichem Reiz, denen er Vollmacht gab, über dieſe Leute faſt unumſchränkt zu herrſchen; ihre Namen waren Gerechtigkeit, Tugend, Ruhm, Vaterlandsliebe und ähnliche. Unter dieſen Scheinweſen befand ſich auch eines, das Liebe hieß und damals zuerſt mit allen andern auf die Erde kam; denn ehe man den Gebrauch der Kleider kannte, trieb nicht Liebe, ſondern blinde Begierde, die in den Menſchen damals ſich ungefähr eben ſo wie noch heutigen Tages in den Thieren regte, das eine Geſchlecht zum andern, ſo wie ein Jeder ſich zu Speiſen

und ähnlichen Dingen hingezogen fühlt, die man nicht eigentlich liebt, ſondern nur begehrt.

Nun war es höchſt merkwürdig, welche Wirkungen dieſe göttlichen Rathſchlüſſe auf das Leben der Sterblichen ausübten, und wie weit die neuen Verhältniſſe der Menſchen, ungeachtet der Mühen, Schrecken und Schmerzen, die ſie früher nicht gekannt hatten, an Behaglichkeit und Annehmlichkeit den Zuſtand vor der Flut übertrafen. Dies verdankte man zum großen Theil jenen wunderſamen Spukbildern, die von den Menſchen bald für Geiſter, bald für Götter gehalten wurden, und denen ſie durch ſehr lange Zeiträume mit unſäglichem Eifer und gewaltigen, erſtaunlichen Anſtrengungen huldigten; dazu feuerten auch die Dichter und Künſtler mit unendlicher Begeiſterung ſie an, ſo daß eine ſehr große Menge Sterblicher ſich nicht beſannen, der Eine dieſem, der Andere jenem dieſer Schemen ſein eigen Blut und Leben zu widmen und aufzuopfern. Dies war dem Zeus nicht nur nicht unlieb, ſondern gefiel ihm ausnehmend, ſowohl aus anderen Gründen, als auch weil er daraus ſchloß, daß nun die Menſchen um ſo weniger geneigt ſein würden, ihr Leben freiwillig wegzuwerfen, je bereiter ſie wären, es für ſchöne und ruhmwürdige Zwecke hinzugeben. Auch an Dauerhaftigkeit übertrafen dieſe guten Einrichtungen bei Weitem die früheren; denn obwohl ſie nach vielen Jahrhunderten in offenbaren Verfall geriethen, hatten ſie doch ſelbſt bei ihrer erſt langſamen, dann immer reißenderen Abnahme noch ſo viel Kraft, daß bis zum Beginn einer von der gegenwärtigen nicht ſehr entfernten Periode das

menſchliche Leben, das, Dank dieſen Einrichtungen, einſt und beſonders zu einer gewiſſen Zeit beinah erfreulich geweſen war, durch ihren wohlthätigen Einfluß immer noch leidlich bequem und erträglich blieb.

Daß ſie ſich aber überhaupt veränderten, kam von den vielen ſinnreichen Erfindungen der Menſchen, um leicht und ſchnell ihre eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen; ferner von der unmäßig zunehmenden Ungleichheit der Lebensverhältniſſe und Pflichten, die Zeus unter den Menſchen angeordnet, als er die erſten Republiken gründete und einrichtete; von dem Müſſiggang und der Eitelkeit, die in Folge hiervon, nachdem ſie ſo lange verbannt geweſen, ſich von Neuem des Lebens bemächtigten; von dem Umſtande, daß nicht allein im Weſen der Dinge ſelbſt, ſondern auch durch die Werthſchätzung derſelben von Seiten der Menſchen der Reiz der Mannichfaltigkeit mehr und mehr aus dem Leben ſelbſt verſchwand, wie es bei jeder langen Gewohnheit zu geſchehen pflegt; und endlich trugen noch andere wichtigere Umſtände dazu bei, die zu oft auseinandergeſetzt worden ſind, um hier aufgezählt werden zu müſſen. So viel iſt ſicher, daß jener Ueberdruß an dem, was ſie beſaßen, der die Menſchen vor der Sintflut gequält hatte, ſich erneuerte, und jene bitterliche Sehnſucht nach einem unbekannten und der Natur des Univerſums fremden Glückſeligkeit mit neuer Gewalt ſich in ihnen regte.

Aber der vollſtändige Umſturz ihres Glückes und der Untergang jenes Zuſtandes, den wir heute das Alterthum zu nennen pflegen, wurde hauptſächlich

durch etwas von all dieſem ganz Verſchiedenes herbeigeführt, nämlich durch Folgendes. Unter jenen von den Alten ſo hochgeprieſenen Scheinbildern war eines, das in ihren Sprachen Weisheit genannt wurde. Dieſe, die wie alle ihre Gefährtinnen allgemein verehrt und von Vielen ganz beſonders zur Führerin erwählt wurde, hatte ebenfalls zu dem blühenden Zuſtand der verfloſſenen Jahrhunderte das Ihre beigetragen. Insbeſondere hatte ſie wiederholt, ja täglich ihren Anhängern verſprochen und zugeſchworen, ſie wolle ihnen die Wahrheit zeigen, von der ſie ſagte, daß ſie ein ſehr erhabener Genius und ihre (der Weisheit) eigene Herrin und bisher noch nie auf die Erde gekommen ſei, ſondern ihren Sitz im Himmel bei den Göttern habe; von dort aber verſprach ſie dieſelbe durch das Anſehen und die Gunſt, die ſie bei ihr genöſſe, herabzulocken und zu bewegen, eine Zeit lang unter den Menſchen zu wohnen; durch den Umgang und die Vertrautheit mit ihr ſollte dann das Menſchengeſchlecht dahin gelangen, daß es an Tiefe der Erkenntniß, Vorzüglichkeit der Geſetze und Sitten und Glückſeligkeit des Lebens beinah den Göttern vergleichbar würde. Wie hätte aber ein bloßes Schattenbild, ein leerer Spuk ſein Verſprechen halten, geſchweige die Wahrheit auf die Erde herablocken können? So ſahen denn auch die Menſchen, nachdem ſie lange voll der gläubigſten Zuverſicht geweſen waren, die Unhaltbarkeit dieſer Verheißungen ein, und da ſie zu gleicher Zeit, beſonders wegen des Müſſigganges, in dem ſie lebten, nach Neuem begierig, auch vom Ehrgeiz, ſich den Göttern gleichzuſtellen, beſeſſen und von der

Sehnſucht nach jenem Glück erfüllt waren, das ſie nach den Vorſpiegelungen jenes Truggeſpenſtes im Umgang mit der Wahrheit zu erlangen gehofft hatten, ſo wandten ſie ſich mit den inſtändigſten und anmaßlichſten Bitten an Zeus, daß er doch eine Zeit lang jenen edelſten Genius auf die Erde ſenden möge, indem ſie ihm vorwarfen, er mißgönne ſeinen Geſchöpfen den unendlichen Vortheil, den ſie aus der Gegenwart desſelben ſchöpfen würden; und zugleich beſchwerten ſie ſich bei ihm über das menſchliche Loos und brachten die alten gehäſſigen Klagen über die Kleinheit und Aermlichkeit ihrer Verhältniſſe von Neuem vor. Und weil jene glänzenden Scheinbilder, die den vergangenen Zeiten ſo viel Glück beſchert, nun von der Mehrzahl nur wenig mehr geſchätzt, wenn auch noch nicht für das erkannt wurden, was ſie wirklich waren, da nun die allgemeine Niedrigkeit der Geſinnung und die eingeriſſene Feigheit ſie faſt um all ihre Anhänger gebracht hatten: ſo verwünſchten die Menſchen frevelhafterweiſe das größte Geſchenk, das die Ewigen den Sterblichen gemacht hatten und zu machen im Stande geweſen waren, indem ſie ſich laut darüber beklagten, die Erde ſei nur der geringeren Genien würdig befunden worden, und den höheren, vor denen das Menſchengeſchlecht ſich weit williger beugen würde, ſei es weder geziemend noch erlaubt, auf dieſen unterſten Theil des Univerſums den Fuß zu ſetzen.

Viele Dinge hatten ſchon lange die Menſchen von Neuem um die Gunſt des Zeus gebracht; unter Anderem die beiſpielloſen Laſter und Verbrechen, welche an Menge und Verruchtheit alle durch die Sintflut

beſtraften Frevelthaten weit übertroffen hatten. Es verdroß ihn vollends nach ſo vielen Erfahrungen die unruhige, unerſättliche, maßloſe Natur der Menſchen, und er ſah nun klar ein, daß ſie zu beruhigen, geſchweige glücklich zu machen keine Fürſorge vermögen, kein Zuſtand frommen, kein Ort genügen würde; denn wenn er auch den Raum und die Freuden der Erde und die geſammte Schöpfung tauſendmal hätte vermehren wollen, wäre das Alles doch den Menſchen, welche der Unendlichkeit ebenſo unfähig wie nach ihr begierig ſind, in Kurzem wieder eng, unerfreulich und gering erſchienen. Zuletzt aber reizten jene dummen und hoffährtigen Bitten den Zorn des Gottes dermaßen, daß er jedes Mitleid beiſeite zu ſetzen und das Menſchengeſchlecht auf ewig zu ſtrafen beſchloß, indem er es für alle kommenden Zeiten zu einem viel härteren Elend verdammte. Er wollte nämlich die Wahrheit nicht bloß eine Zeitlang unter den Menſchen wohnen laſſen, wie ſie ihn gebeten hatten, ſondern ſie ſollte ihren beſtändigen Wohnſitz unter ihnen haben und nach Verbannung jener ſchönen Truggeſpenſter, die er ihnen früher geſandt, als die ſtete Herrin und Meiſterin bei dem Menſchengeſchlechte weilen.

Ueber dieſen Rathſchluß verwunderten ſich die anderen Götter, da ſie glaubten, wir würden dadurch in einen allzu herrlichen Zuſtand verſetzt und ihr eigenes Uebergewicht beeinträchtigt werden. Zeus aber widerlegte ihre Beſorgniß, indem er ihnen vorſtellte, abgeſehen davon, daß nicht alle Genien, wenn ſie auch groß wären, wohlthätig wirken müßten, liege

es auch gar nicht im Weſen der Wahrheit, auf die Menſchen ebenſo zu wirken wie auf die Götter. Darum, weil ſie den Göttern ihre eigene Seligkeit zum Bewußtſein bringe, werde ſie den Menſchen ihre Unglückſeligkeit vollends klar machen und beſtändig vor Augen führen, und dieſelbe überdies nicht als ein bloßes Werk des Glückes, ſondern als einen Zuſtand darſtellen, dem ſie durch keinen Zufall und kein Heilmittel entrinnen und in welchem nie, ſo lange ſie lebten, eine Ruhepauſe eintreten könnte. Und da der größte Theil ihrer Uebel derart iſt, daß ſie in demſelben Maße Uebel ſind, als ſie von dem, der ſie erduldet, dafür gehalten werden, ſo kann man ſich vorſtellen, wie höchſt ſchädlich die Gegenwart dieſes Genius den Menſchen werden muß. Denn Nichts wird ihnen wahrer erſcheinen als die Falſchheit aller ſterblichen Güter, und Nichts ſo feſtbegründet, als die Nichtigkeit aller Dinge, mit Ausnahme ihrer eigenen Schmerzen. Daher werden ſie auch jeder Hoffnung beraubt werden, womit ſie von Anfang an bis heute mehr als mit irgend einem anderen Vergnügen oder Troſt ihr Leben hingehalten haben. Und wenn ſie dann nichts hoffen und keinen Zweck erblicken, der ihrer Unternehmungen und Arbeiten werth wäre, werden ſie jede eifrige Thätigkeit, geſchweige erſt jede hochherzige, dermaßen vernachläſſigen und verabſcheuen lernen, daß der Zuſtand der Lebendigen nicht viel anders ſein wird, als ob ſie begraben wären. In dieſer Dumpfheit und Verzweiflung aber werden ſie dem Stachel der ihnen angeborenen Sehnſucht nach unermeßlicher Glückſeligkeit dennoch nicht entgehen,

die um ſo heißer als früher ſie plagen wird, je weniger ihr Gemüth von mannichfachen Sorgen und ſtürmiſcher Thatkraft erfüllt und zerſtreut ſein wird. Zugleich werden ſie entdecken, daß die natürliche Kraft der Phantaſie ſie im Stich gelaſſen hat, die ſie noch allein einigermaßen für jene unmögliche Glückſeligkeit entſchädigen konnte, von der ich ſo wenig eine klare Vorſtellung habe, wie ſie ſelbſt, obwohl ſie ſich nach ihr ſehnen. Und all jene Illuſionen des Unendlichen, die ich ſo ſorgfältig in der Welt angebracht hatte, um ſie zu täuſchen und ihrer Neigung gemäß mit weiten und unbeſtimmten Gedanken zu nähren, werden nun unzulänglich dazu ſein, in Folge ihrer Gelehrſamkeit und der Gewohnheiten, die ſie der Wahrheit verdanken werden. So werden denn die Erde und die anderen Theile des Univerſums, wenn ſie ihnen ſchon vorher klein erſchienen, jetzt vollends ihnen winzig dünken; denn ſie werden über die Naturgeheimniſſe unterrichtet und aufgeklärt werden, und jene erſcheinen, im Gegenſatz zu der jetzt herrſchenden Vorſtellung der Menſchen, Jedem um ſo geringfügiger, je mehr er von ihnen weiß. Endlich, da der Erde ihre Trugbilder wieder genommen ſein werden und nun die Wahrheit ſie belehren wird, was es mit denſelben für eine Bewandtniß gehabt habe, wird dem Menſchenleben ſowohl im Denken wie im Handeln jeder Werth, jede Rechtlichkeit abhanden kommen und nicht allein der Eifer und die Liebe zum eignen Volk und Vaterland, ſondern ſogar der Name derſelben erlöſchen; alle Menſchen werden ſich, wie es heißen wird, zu einer einzigen Nation und Einem Vaterlande zuſammenthun, wie es An-

fangs war, und von allgemeiner Liebe zu ihrer gesammten Gattung reden; in Wahrheit aber wird sich das menschliche Geschlecht in so viele Völker zersplittern, als einzelne Menschen sein werden. Denn da sie kein besonderes Vaterland mehr haben, das sie lieben, noch Fremde, die sie hassen müßten, wird jeder Einzelne alle Anderen hassen und von seinem ganzen Geschlecht nur sich allein lieben. Wie viele und große Uebelstände hieraus entstehen werden, würde man aufzuzählen kein Ende finden. Und dennoch wird dieses entsetzliche und verzweifelte Unglück den Sterblichen nicht den Muth verleihen, das Licht freiwillig zu verlassen, da die Herrschaft jenes Genius sie eben so feige als elend machen und, während sie die Bitterkeit ihres Daseins unermeßlich schärft, sie zugleich der Kraft berauben wird, dasselbe von sich zu werfen.

Nach diesen Worten des Zeus schien es den Göttern, als ob unser Loos doch weit grausamer und schrecklicher werden würde, als sich mit dem göttlichen Mitleide vertrüge. Zeus aber fuhr fort: Indessen werden sie einen gewissen Trost aus jenem Trugbilde schöpfen, das sie Liebe nennen; dieses nämlich bin ich Willens im menschlichen Verkehr zu lassen, wenn ich alle anderen entferne. Und es wird der Wahrheit, so mächtig sie auch ist und so unaufhörlich sie es auch bekämpft, nie gelingen, auch dieses auf der Erde auszurotten, ja nur selten, es zu besiegen. So wird das Leben der Menschen, gleichmäßig in Anspruch genommen durch den Cultus jenes Trugbildes und dieses Genius, in zwei Hälften zerfallen, und beide werden über die Zustände und Gemüther der Sterblichen ge-

meinſam herrſchen. Alle anderen Beſtrebungen, mit Ausnahme einiger wenigen und unwichtigen, werden bei der Mehrzahl der Menſchen in Verfall gerathen. Dem beſchwerlichen Greiſenalter wird für die Tröſtungen der Liebe, die ihm fehlen, ein wohlthätiger Erſatz geboten werden in dem natürlichen Hange desſelben, beinah mit dem bloßen Leben zufrieden zu ſein, wie das auch bei den anderen Thiergattungen der Fall iſt, und ſich an das Daſein um ſeiner ſelbſt willen anzuklammern, nicht weil ſie noch irgend ein Vergnügen oder einen Vortheil davon hätten.

So ſandte denn Zeus, nachdem er die beſeligenden Trugbilder von der Erde entfernt hatte, mit alleiniger Ausnahme der Liebe, des wenigſt edlen von allen, die Wahrheit zu den Menſchen und gab ihr bei ihnen beſtändige Wohnung und Herrſchgewalt. Die Folgen davon waren genau ſo kläglich, wie er es vorausgeſehen, und es ereignete ſich etwas ſehr Wunderbares. Während dieſer Genius vor ſeiner Herabkunft, als er noch keine Macht und kein Recht unter den Menſchen ausübte, mit einer Menge Tempeln und Opfern von ihnen geehrt worden war, ſtürzte er jetzt, da er mit fürſtlichem Anſehn auf die Erde kam und man ihn von Angeſicht kennen lernte, im Gegenſatz zu allen anderen Unſterblichen, die um ſo ehrwürdiger erſchienen, je klarer ſie ſich zu erkennen gaben, die Gemüther der Menſchen dermaßen in Trauer und Schrecken, daß ſie, obwohl ſie gezwungen waren, ihm zu gehorchen, ſich doch weigerten, ihn anzubeten. Und während jene Truggeſpenſter, je größere Macht ſie in jedem Gemüth ausgeübt hatten,

um ſo mehr von jedem geehrt und geliebt zu werden pflegten, wurde dieſer Genius von Denen, über die er die höchſte Gewalt erlangte, am heftigſten verwünſcht und am bitterſten gehaßt. Da aber die Menſchen trotzdem ſich ſeiner Tyrannei nicht entziehen, noch ſich dagegen auflehnen konnten, lebten ſie ein ſo äußerſt elendes Leben, wie ſie noch heute thun und immer thun werden.

Da bewegte aber das Mitleiden, das in den Seelen der Himmliſchen nie erliſcht, vor nicht langer Zeit das Herz des Zeus, daß er ſich dieſes großen Unheils erbarmte, und beſonders des Unglücks einiger Menſchen, die durch Feinheit des Verſtandes im Verein mit Adel der Sitten und Rechtſchaffenheit des Lebens hervorragten, die er aber gewöhnlich nur noch ſchwerer als die Anderen unter der Gewalt und harten Herrſchaft jenes Genius leiden ſah. In den alten Zeiten, als Gerechtigkeit, Tugend und die anderen Trugbilder die Menſchenwelt regierten, waren die Götter zuweilen, um ihre eignen Schöpfungen zu beſchauen, bald der eine, bald der andere auf die Erde herabgeſtiegen und hatten ihre Gegenwart daſelbſt auf verſchiedene Weiſe kund gegeben, was immer eine große Wohlthat für alle Sterblichen oder für Einzelne im Beſonderen geweſen war. Als aber das Leben von Neuem in Verderbniß gerieth und in Ruchloſigkeit aller Art verſank, ſcheuten ſie ſehr lange den Verkehr mit den Menſchen. Nun ſchlug Zeus, da ihn unſer tiefes Elend dauerte, den Unſterblichen vor, ob nicht einer von ihnen, wie ſie es früher gepflegt, ſich dazu entſchließen möchte, dieſes ihr Geſchlecht zu beſuchen

und in ſeinen großen Drangſalen zu tröſten, vor Allen Die, welche zeigen würden, daß ſie an ihrem Theil das allgemeine Unglück nicht verdienten. Alle blieben ſtumm; nur Amor, der Sohn der himmliſchen Venus, der denſelben Namen trug wie jenes als Liebe bekannte Trugbild, aber an Natur, Tugend und Werken weit von ihm verſchieden war, erbot ſich, da er unter allen Göttern der mitleidigſte iſt, dieſes von Zeus vorgeſchlagene Amt zu übernehmen und vom Himmel herabzuſteigen, den er nie zuvor verlaſſen hatte; denn die Verſammlung der Unſterblichen, da ſie ihn unausſprechlich liebte, hatte nie erlauben wollen, daß er ſich auch nur für kurze Zeit von ihnen entfernte; obwohl von Zeit zu Zeit viele aus der alten Welt, getäuſcht durch die Verwandlungen und mancherlei Liſten des gleichnamigen Trugbildes, unzweifelhafte Anzeichen von der Gegenwart dieſes höchſten Gottes zu erkennen glaubten. Er kam aber erſt dann zu den Sterblichen, als ſie der Botmäßigkeit der Wahrheit untergeben waren. Auch ſeitdem pflegt er nur ſelten herabzuſteigen und nie lange zu verweilen, ſowohl weil das Menſchengeſchlecht im Allgemeinen ſeiner unwerth iſt, als auch weil die Götter nur ſehr ungern ſeine Entfernung ertragen. Wenn er auf die Erde kommt, wählt er die zarteſten und edelſten Herzen der großmüthigſten und hochſinnigſten Perſonen aus und nimmt dort für kurze Zeit ſeinen Wohnſitz; dann aber durchſtrömt er ſie mit ſo fremdartig wunderſamer Süße und erfüllt ſie mit ſo edlen Gefühlen, mit ſolcher Tugend und Tapferkeit, daß ſie dann, was unter den Menſchen ganz unerhört iſt,

in Wahrheit und nicht bloß zum Schein erfahren, was Glückſeligkeit iſt. Nur ſehr ſelten verbindet er zwei Herzen, indem er beide zu gleicher Zeit umarmt und beiden eine gegenſeitige Glut und Sehnſucht einflößt, wenn er auch von allen Denen, von denen er Beſitz nimmt, aufs Inſtändigſte um dieſe Gunſt angefleht wird; denn Zeus erlaubt ihm nur ſehr ſelten, ſolchen Bitten zu willfahren, da das Glück, das aus dieſer Gunſtgewährung entſprießt, allzu wenig hinter dem der Götter zurückſteht. Jedenfalls iſt das Erfülltſein von dieſer Gottheit ſchon an und für ſich beſeligender als der glücklichſte Zuſtand irgend eines Menſchen in den beſten Zeiten je geweſen war. Wo er ſich niederläßt, da nähern ſich dem Menſchen, allen Anderen unſichtbar, all jene wunderbaren Trugbilder wieder, die von dem Verkehr mit den Irdiſchen ausgeſchloſſen worden waren; denn der Gott führt ſie zu dieſem Zweck mit Erlaubniß des Zeus wieder auf die Erde zurück, was die Wahrheit nicht verwehren kann, ſo feindſelig ſie gegen jene Geſpenſter geſinnt und ſo heftig erzürnt ſie über ihre Rückkehr iſt; die Genien ſind aber nicht im Stande, ſich den Göttern zu widerſetzen. Und da das Schickſal ihn mit ewiger Jugend begabt hat, erfüllt er, dieſer ſeiner Natur gemäß, in gewiſſer Weiſe jenen höchſten Wunſch der Menſchen, in den Stand der Kindheit wieder zurückverſetzt zu werden. Darum erregt und belebt er in den Seelen, die er ſich zur Wohnung erkoren, ſo lange er in ihnen verweilt, die unendliche Hoffnung und die ſchönen, theuren Einbildungen der jugendlichen Jahre. Viele Sterbliche, die ſeiner Wonne unkundig oder unfähig

ſind, verſpotten und höhnen ihn täglich, ſowohl wenn er fern, als wenn er nah iſt, mit der zügelloſeſten Keckheit; er aber hört ihre Schmähungen nicht, und wenn er ſie hörte, würde er keine Strafe dafür verhängen, ſo großmüthig und ſanft iſt er von Natur. Abgeſehen davon, daß die Unſterblichen ſich an der Rache, die ſie über das ganze Geſchlecht verhängt, und an dem unheilbaren Elend, mit dem ſie es gezüchtigt, genügen laſſen und die Beleidigungen durch einzelne Menſchen nicht ahnden; denn die Betrüger, die Ungerechten und die Verächter der Götter erleiden ja ſonſt keine beſondere Strafe, als daß ſie ſchon durch ihren Namen (Gottloſe) von der Gnade der Götter ausgeſchloſſen ſind.

Geſpräche.

I.

Herkules und Atlas.

Herkules. Vater Atlas, Zeus ſchickt mich zu dir, ich ſoll dich von ihm grüßen und, falls du müde wäreſt, dir deine Laſt für ein paar Stunden abnehmen, wie ich ſchon einmal, ich weiß nicht mehr vor wie viel Jahrhunderten, gethan habe, damit du indeſſen Athem ſchöpfen und ein wenig ausruhen kannſt.

Atlas. Ich danke dir, liebes Herkuleschen, und bin auch der Majeſtät des Zeus ſehr verbunden. Aber die Welt iſt ſo leicht geworden, daß dieſer Mantel, den ich trage, um mich gegen den Schnee zu verwahren, mich mehr drückt als ſie; und zwänge mich nicht der Wille des Zeus, hier ſtill zu ſtehen und dieſe Kugel auf dem Rücken zu tragen, ſo würde ich ſie unter den Arm nehmen, oder in die Taſche ſtecken, oder ſie baumelnd an einem Haar meines Bartes befeſtigen und meiner Wege gehen.

Herkules. Wie iſt es nur möglich, daß ſie ſo viel leichter geworden iſt? Ich ſehe wohl, ſie hat ihre Geſtalt verändert und ſieht jetzt faſt wie eine Semmel aus, nicht mehr ſo rund wie damals, als ich Kosmographie ſtudirte, um die große Seefahrt mit den Argonauten zu machen; trotzdem aber begreife ich nicht, warum ſie leichter geworden ſein ſoll.

Atlas. Den Grund weiß ich nicht. Aber von ihrer Leichtigkeit kannſt du dich gleich überzeugen, wenn du ſie nur einen Augenblick auf die Hand nehmen und das Gewicht prüfen willſt.

Herkules. Beim Herkules, wenn ich's nicht verſucht hätte, würde ich's nie glauben. Aber was bedeutet das andere Neue, was ich da entdecke? Das letzte Mal, als ich ſie trug, ſchlug ſie mir ſtark gegen den Rücken, wie das Herz eines Thieres klopft, und gab beſtändig ein gewiſſes Summen von ſich, ähnlich wie ein Wespenneſt. Und jetzt klopft ſie ſo wenig mehr, wie eine Uhr, an der die Feder zerbrochen iſt, und was das Summen betrifft, ſo höre ich nicht mehr den leiſeſten Laut.

Atlas. Auch darüber kann ich nicht Mehr ſagen, als daß die Welt ſchon lange aufgehört hat, irgend eine Bewegung zu machen, oder ein Geräuſch von ſich zu geben; ich war daher auch lange ſehr in Sorgen, ob ſie nicht etwa geſtorben ſei, und erwartete täglich, daß ſie mich mit ihrem Verweſungsgeruch beläſtigen würde, und überlegte, wie und wo ich ſie begraben und welche Grabſchrift ich ihr machen ſollte. Dann aber, als ich ſah, daß ſie nicht verfaulte, kam ich zu dem Schluß, ſie müſſe ſich aus dem Thier, das

ſie früher war, in eine Pflanze verwandelt haben, wie Daphne und ſo viele Andere, und daher komme es, daß ſie ſich nicht mehr bewegt und athmet, und noch immer iſt mir bange, ob ſie mir nicht ihre Wurzeln in die Schultern ſchlagen und ſich darin feſt eingraben möchte.

Herkules. Ich glaube eher, daß ſie ſchläft, einen Schlaf wie Epimenides, der ein halbes Jahrhundert und länger dauerte; oder wie man von Hermotimos erzählt, daß ſeine Seele, ſo oft er wollte, ſeinen Körper verließ und viele Jahre draußen blieb und in verſchiedenen Ländern ſich vergnüglich herumtrieb und dann zurückkehrte, bis endlich die Freunde, um dem Spiel ein Ende zu machen, den Körper verbrannten, ſo daß der Geiſt, als er wieder hinein wollte, ſein Haus zerſtört fand und, wenn er unter Dach und Fach wohnen wollte, ein anderes hätte miethen oder ins Wirthshaus gehen müſſen. Damit aber die Welt nicht ewig fortſchläft und nicht irgend einer ihrer Freunde oder Wohlthäter, in der Meinung, ſie ſei todt, ſie anzündet, wollen wir ſehen, ob wir ſie nicht aufwecken können.

Atlas. Schön. Aber wie wollen wir das machen?

Herkules. Ich würde ihr einen tüchtigen Schlag mit meiner Keule geben; aber ich fürchte, ich zerſchmettere ſie damit, oder ſchlage ſie platt, wie eine Oblate, oder, da ſie ſo leicht geworden, iſt am Ende ihre Rinde ganz dünn und zerbricht mir unter dem Schlage, wie eine Eierſchale. Auch bin ich nicht ſicher, ob nicht etwa die Menſchen, die zu meiner Zeit ſich mit den Löwen herumbalgten und jetzt mit den Flöhen,

nicht alle auf einmal von der Erſchütterung in Ohnmacht fielen. Das Beſte wird ſein, ich lege meine Keule weg und du deinen Mantel und wir ſpielen Ball mit dieſem Erdkügelchen. Schade, daß ich die Ballonſchuhe oder die Raketen nicht mitgebracht habe, deren ich mich mit Merkur bediene, wenn wir im Hauſe des Zeus oder im Garten Ball ſpielen; aber mit den Fäuſten wird es auch gehen.

Atlas. Vortrefflich! Damit dein Vater, wenn er uns ſpielen ſieht und ihm die Luſt kommt, den dritten Mann zu machen, mit ſeinem Feuerball uns alle Beide Gott weiß wohin ſchleudert, wie Phaeton in den Po.

Herkules. Freilich, wenn ich, wie Phaeton, der Sohn eines Dichters wäre, und nicht des Zeus leiblicher Sohn, und nicht auch ein ſolcher Kerl, daß ich, wenn Dichter Städte mit dem Klang ihrer Leier bevölkert haben, nur zu wollen brauchte, um Himmel und Erde mit Keulenſchlägen zu entvölkern! Und ſeinem Ball brauchte ich nur einen Fußtritt zu geben, um ihn von hier bis an die höchſte Decke des Empyreums hinſauſen zu laſſen. Aber ſei überzeugt: wenn mir auch der Einfall käme, fünf oder ſechs Sterne auszubrechen, um Murmel damit zu ſpielen, oder mit einem Kometen nach dem Ziel zu werfen, wie mit einer Schleuder, indem ich ihn beim Schwanz faßte, oder auch die Sonne ſelbſt zum Discuswerfen zu gebrauchen, — mein Vater würde thun, als ob er es gar nicht ſähe. Ueberdies beabſichtigen wir ja mit dieſem Spiel der Welt wohlzuthun, während Phaeton nur den Horen, die ihm den Wagentritt

beim Einſteigen hielten, zeigen wollte, wie leicht er ſei, und mit ſeiner Geſchicklichkeit als Kutſcher prahlen bei Andromeda und Kalliſto und den andern ſchönen Sternbildern, denen er im Vorbeifahren Sträußchen von Strahlen und kleine Confetti von Lichtküchelchen zugeworfen haben ſoll; und ſo wollte er ſich vor den himmliſchen Göttern auf der ganzen Tagesfahrt, da gerade Feiertag war, ſehen laſſen. Kurz, wegen meines Vaters Zorn ſei ganz unbeſorgt; ich verſpreche dir, daß ich dir jedenfalls für allen Schaden gut ſtehe. Nimm alſo ohne Weiteres den Mantel ab und wirf den Ball.

Atlas. Gern oder ungern, ich muß dir wohl deinen Willen thun, denn du biſt ſtark und wohlbewaffnet, ich aber wehrlos und alt. Aber gieb wenigſtens Acht, daß du ſie nicht fallen läſſeſt, damit ſie nicht noch mehr Beulen kriegt oder an irgend einer Stelle eine Quetſchung oder einen Riß, wie damals, als Sicilien von Italien losgeriſſen wurde und Afrika von Spanien, oder damit nicht etwa ein Stück abſplittert, eine Provinz oder ein Königreich, worans dann ein Krieg entſtehen könnte.

Herkules. Meinetwegen ſei ganz ruhig.

Atlas. Nun, dann fange! — Siehſt du, wie ſie wackelt, weil ihre Figur ganz verſchoben iſt?

Herkules. Flink, wirf ein bischen ſtärker; deine Würfe kommen alle zu kurz.

Atlas. Du brauchſt nicht zu ſticheln; wir haben wie gewöhnlich Südweſt, und der Ball fängt Wind, weil er ſo leicht iſt.

Herkules. Das iſt ſein alter Fehler, immer dem Winde nachzujagen.

Atlas. Es könnte wahrhaftig nicht ſchaden, wenn wir ihn ganz damit anfüllten, denn er fliegt, wie ich ſehe, nicht beſſer aus der Hand als eine Melone.

Herkules. Das iſt freilich ein neuer Fehler, denn früher ſprang und tanzte er wie ein Böckchen.

Atlas. Laufe hurtig nach dorthin, geſchwind, ſag' ich; gieb um Gotteswillen Acht, daß er nicht fällt; verwünſcht ſei die Stunde, wo du gekommen biſt!

Herkules. Du haſt ihn mir ſo ſchief und niedrig zugeworfen, daß ich ihn nicht rechtzeitig hätte auffangen können, wenn ich mir auch den Hals hätte brechen wollen. O weh, armes Ding, wie ſteht's? Haſt du dir irgendwo weh gethan? Man hört keinen Laut und ſieht Nichts, was ſich regt oder bewegt, — ſie ſchlafen alle wie zuvor.

Atlas. Gieb ſie mir her, bei allen Hörnern des Styx, daß ich ſie mir wieder auf die Schultern lade; und du nimm deine Keule und kehre eilig in den Himmel zurück und entſchuldige mich beim Zeus wegen dieſes Unfalls, den du allein verſchuldet haſt.

Herkules. Mit Vergnügen. Seit vielen Jahrhunderten wohnt im Hauſe meines Vaters ein gewiſſer Poet, der Horaz heißt; er iſt dort als Hofpoet angeſtellt auf Antrag des Auguſtus, den Zeus unter die Götter aufgenommen hat, weil man der Macht der Römer gewiſſe Rückſichten ſchuldig war. Dieſer Dichter pflegt immer allerhand von ſeinen Liedchen zu trällern, unter andern eins, worin es heißt, ein Gerechter ſtehe feſt, wenn auch die Welt um ihn zu-

ſammenbräche. Ich möchte beinahe glauben, alle Menſchen ſeien gerecht, denn die Welt iſt hingefallen und Keiner hat ſich gerührt.

Atlas. Wer bezweifelt die Gerechtigkeit der Menſchen? Aber nun verliere keine Zeit mehr, ſondern eile, mich bei deinem Vater zu entſchuldigen, denn ich erwarte jeden Augenblick einen Blitzſtrahl, der mich aus dem Atlas in den Aetna verwandelt.

II.

Die Mode und der Tod.

Mode. Herr Tod, Herr Tod!

Tod. Warte, bis deine Stunde ſchlägt, dann komm' ich, ohne daß du mich rufſt.

Mode. Herr Tod!

Tod. Geh zum Teufel! Ich werde kommen, wenn es dir nicht lieb iſt.

Mode. Als ob ich nicht unſterblich wäre!

Tod. Unſterblich?

Vergangen ſind ſchon mehr als tauſend Jahre,

ſeitdem die Zeiten der Unſterblichen vorbei ſind.

Mode. Auch der Herr Tod klimpert auf Petrarca's Leier, als ob er ein italieniſcher Lyriker des ſechzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts wäre?

Tod. Ich liebe die Verſe des Petrarca, weil ich meinen „Triumph" darin finde, und weil faſt immer von mir darin die Rede iſt. Aber nun kurz und gut, laß mich ungeſchoren!

Mode. O nicht doch! Bei deiner Liebe zu den ſieben Todſünden, bleib ein wenig ſtehen und ſieh mich an.

Tod. Ich ſehe dich ja nun an.

Mode. Kennſt du mich nicht?

Tod. Du ſollteſt wiſſen, daß ich nicht gut ſehe und keine Brille gebrauchen kann, denn in England machen ſie keine, die für mich paßte, und gäb' es eine, ſo wüßt ich nicht, wo ich ſie hinſetzen ſollte.

Mode. Ich bin die Mode, deine Schweſter.

Tod. Meine Schweſter?

Mode. Ja. Erinnerſt du dich nicht, daß wir alle Beide Kinder der Hinfälligkeit ſind?

Tod. Wie ſoll ich mich erinnern, da ich ein Todfeind des Gedächtniſſes bin!

Mode. Aber ich weiß es noch recht gut und weiß auch, daß wir Beide uns in gleicher Weiſe Mühe geben, die irdiſchen Dinge zu zerſtören und zu verwandeln, wenn du auch einen andern Weg zu dieſem Ziele einſchlägſt, als ich.

Tod. Falls du nicht mit deinem eigenen Geiſte plauderſt oder mit Jemand, den du in deiner Kehle ſitzen haſt, ſo ſprich etwas lauter und articulire die Worte beſſer; wenn du mir da zwiſchen den Zähnen was vormurmelſt mit einem Stimmchen ſo dünn wie Spinnwebe, werde ich dich erſt morgen verſtehen, denn falls du es noch nicht weißt: mein Gehör leiſtet mir nicht beſſere Dienſte als mein Geſicht.

Mode. Obwohl es gegen die gute Sitte iſt und man in Frankreich nicht zu ſprechen pflegt, um gehört zu werden, will ich dennoch, weil wir Geſchwiſter ſind und unter einander keine Umſtände zu machen brauchen, ſo ſprechen, wie du es wünſcheſt. Ich ſage alſo, daß es unſer Beider Natur

und Gewohnheit iſt, die Welt fortwährend umzugeſtalten; du aber haſt dich von Anfang an auf die Perſonen und auf das Blut verlegt, ich dagegen begnüge mich meiſt mit den Bärten, den Haaren, den Kleidern, den Geräthen, den Paläſten und dergleichen Dingen. Es iſt freilich wahr, daß ich nicht verfehlt habe und auch darin fortfahre, allerlei Späße zu treiben, die den deinigen ähnlich ſehen, wie z. B. jetzt die Ohren, jetzt Lippen und Naſen zu durchbohren und ſie mit den Sächelchen, die ich in die Löcher hänge, herunterzuziehen; den Menſchen das Fleiſch zu verbrennen mit glühenden Stempeln, die ich zum Putz darin eindrücken laſſe; die Köpfe der kleinen Kinder mit Binden und anderen Maſchinen umzuformen, indem ich die Sitte aufgebracht habe, daß alle Menſchen in einem Lande eine und dieſelbe Kopfform haben müſſen, wie ich's in Amerika und Aſien gemacht habe; die Menſchen in engen Schuhen zu verkrüppeln; ihnen den Athem zu beklemmen und die Augen aus dem Kopf zu treiben mit zu feſten Schnürleibern, und hundert andere ſchöne Dinge der Art. Ja im Allgemeinen überrede und nöthige ich alle gebildeten Leute, täglich tauſend Mühen und Beſchwerden zu ertragen und oft ſogar Schmerzen und Qualen, und Manchen, aus Liebe zu mir glorreich zu ſterben. Ich will nichts ſagen von dem Kopfweh, den Katarrhen, den Rheumatismen aller Art, den gewöhnlichen und den Wechſelfiebern, die ſich die Menſchen zuziehen, nur um mir zu gehorchen, indem ſie ſich nicht weigern, vor Kälte zu zittern und vor Hitze zu erſticken, bloß weil ich es will,

ihre Schultern mit wollenen Zeugen zu bedecken und ihre Bruſt mit Linnen, und mir Alles zu Gefallen zu thun, wenn auch zu ihrem eigenen Schaden.

Tod. Aus alle dem folgt, daß du meine rechte Schweſter biſt, und meinetwegen will ich das für gewiſſer halten, als den Tod, ohne daß du mir ein Zeugniß vom Pfarrer darüber bringſt. Aber wenn ich ſo ſtill ſtehe, werde ich ohnmächtig; wenn du daher das Herz haſt, neben mir her zu laufen, ſo nimm dich nur in Acht, nicht dabei zu crepiren, denn ich eile gewaltig, und du kannſt mir dann im Laufen ſagen, was du für Anliegen haſt; willſt du aber nicht, ſo verſpreche ich dir in Anbetracht unſerer Verwandtſchaft, dir, wenn ich ſterben ſollte, meine ſämmtliche Habe zu hinterlaſſen, und ſomit Gott befohlen!

Mode. Wenn wir Beide mit einander in die Wette laufen ſollten, ſo weiß ich nicht, wer den Preis davontragen würde; denn wenn du trabſt, ſo iſt meine Gangart noch geſchwinder als Galopp, und wenn du in Ohnmacht fällſt, ſobald du irgendwo ſtehen bleibſt, ſo gehe ich daran völlig zu Grunde. Alſo wollen wir weiter laufen und dabei, wie du ſagſt, von unſern Angelegenheiten plaudern.

Tod. Meinetwegen. Da du alſo mit mir aus demſelben Mutterleibe ſtammſt, wäre es wohl ſchicklich, daß du mir bei meinen Geſchäften ein wenig beiſtändeſt.

Mode. Ich habe das ſchon längſt gethan, mehr als du ahnſt. Erſtens habe ich, obwohl ich beſtändig jedes andere Herkommen vernichte und umändere, die

Sitte des Sterbens niemals eingehen laſſen, und ſo ſiehſt du denn auch, daß ſie überall fortbeſteht vom Anbeginn der Welt bis an den heutigen Tag.

Tod. Ein großes Wunder, daß du nicht gethan haſt, was du nicht haſt thun können!

Mode. Wie? Ich hätte es nicht thun können? Da zeigſt du nun, daß du die Macht der Mode nicht kennſt.

Tod. Laß gut ſein. Davon werden wir noch reden können, wenn es erſt Sitte geworden iſt, daß man nicht mehr ſtirbt. Bis dahin aber wünſchte ich, daß du als gute Schweſter mir helfen möchteſt, das Gegentheil leichter und raſcher als bisher zu erreichen.

Mode. Ich habe dir ſchon einige meiner Thaten aufgezählt, die dir großen Vortheil bringen. Aber das ſind Bagatellen im Vergleich zu denen, die ich dir jetzt nennen will. Nach und nach, am meiſten aber in dieſen letzten Zeiten, habe ich zu deinen Gunſten die Strapazen und Leibesübungen in Abnahme und Vergeſſenheit kommen laſſen, die das körperliche Wohlſein befördern, und dagegen unzählige eingeführt oder in Anſehn gebracht, die auf tauſenderlei Art den Körper ſchwächen und das Leben verkürzen. Ferner habe ich ſolche Geſetze und Sitten in der Welt eingeführt, daß das Leben ſelbſt, leiblich und geiſtig betrachtet, mehr todt als lebendig iſt, ſo daß man das Jahrhundert in der That das Jahrhundert des Todes nennen kann. Und wenn du vor Zeiten keine anderen liegenden Gründe beſaßeſt, als Gruben und Höhlen, wo du im Dunkeln deine Knochen- und Staubſaat ausſäeteſt, eine Saat die keine

Frucht trug, ſo haſt du jetzt Ländereien im hellen Sonnenlicht, und Menſchen, die ſich regen und auf ihren Füßen herumwandeln, ſind gewiſſermaßen deine Leibeigenen, obwohl du ſie noch nicht mit deiner Senſe getroffen haſt, vielmehr ſind ſie ſchon von der Geburt an dir verfallen. Mehr noch: wo du früher gehaßt und geſchmäht zu werden pflegteſt, iſt es heute durch meine Bemühung dahin gekommen, daß jeder Vernünftige dich lobt und preiſ't, dich höher ſchätzt, als das Leben, und dich ſo heftig liebt, daß er dich beſtändig herbeiruft und die Augen nach dir hinwendet, wie nach ſeiner theuerſten Hoffnung. Endlich, da ich ſah, daß Viele ſich gerühmt hatten, ſie wollten unſterblich werden, das heißt, nicht ganz ſterben, weil ein guter Theil von ihnen dir gar nicht in die Hände gerathen wäre, habe ich, obwohl ich wußte, daß das Poſſen ſeien und daß, wenn ſie oder Andere im Gedächtniß der Menſchen fortlebten, ſie doch nur ſo zu ſagen zum Spaß lebten und ihren eigenen Ruhm nicht mehr genöſſen, als ſie die Moderfeuchte des Grabes fühlen könnten, — gleichwohl, da ich merkte, daß dieſe Unſterblichkeitsmarotten dir fatal waren, weil es ſchien, als ob dir deine Ehre und Reputation dadurch geſchmälert würde, habe ich dieſen Gebrauch, ſich um Unſterblichkeit zu bemühen, abgeſchafft und es dahin gebracht, daß ſie ſelbſt dann nicht gewährt wird, wenn ſie Einer einmal verdienen ſollte. So daß alſo, wenn jetzt Einer ſtirbt, du ſicher ſein kannſt, daß nicht ein Atom von ihm übrig bleibt, das nicht todt wäre, und daß er eilig mit Haut und Haaren unter die Erde muß, wie ein kleiner Fiſch, den man

auf Einen Biſſen mit Kopf und Gräten hinunterſchluckt. All dieſe vielen und gewiß nicht geringen Dinge habe ich dir zu Liebe gethan, um deiner Stellung auf Erden mehr Glanz zu verleihen, wie es denn auch geſchehen iſt. Und zu dieſem Zwecke bin ich bereit, täglich eben ſo viel und mehr zu thun; in dieſer Abſicht habe ich dich aufgeſucht, und es ſcheint mir zweckmäßig, daß wir in Zukunft uns nicht mehr von einander trennen; denn wenn wir immer zuſammen bleiben, können wir uns in jedem einzelnen Falle berathen und beſſere Maßregeln ergreifen, als ſonſt, auch dieſelben beſſer ausführen.

Tod. Du haſt Recht, und ſo wollen wir's in Zukunft halten.

III.

Ein Kobold und ein Gnom.

Kobold. O, biſt du da, Sohn der Sabazius? Wohin geht die Reiſe?

Gnom. Mein Vater hat mich abgeſchickt, um herauszubringen, was in aller Welt dieſe Spitzbuben von Menſchen vorhaben; er iſt nämlich ſehr in Sorgen, weil ſie uns ſchon ſeit einer ganzen Weile nicht mehr zu ſchaffen machen und ſich in ſeinem Reich kein einziger blicken läßt. Er fürchtet, daß ſie irgend einen wichtigen Anſchlag gegen ihn vorhaben, wenn es nicht etwa wieder Sitte geworden iſt, bei Kauf und Verkauf mit Stücken Vieh zu bezahlen, ſtatt mit Gold und Silber; oder die civiliſirten Völker ſich mit kleinen Zetteln ſtatt der Münze begnügen, wie ſie ſchon öfters gethan haben, oder mit Roſenkränzen von Glas wie die Wilden; oder die Lykurgiſchen Geſetze wieder in Kraft getreten ſind, was ihm freilich das Unwahrſcheinlichſte iſt.

Kobold. „Auf die harrt ihr umſonſt; ſie ſtarben alle“ — heißt es am Ende jenes Trauerſpiels, wo alle Perſonen ſtarben.

Gnom. Was meinſt du damit?

Kobold. Nun, daß alle Menſchen todt ſind und das ganze Geſchlecht erloſchen.

Gnom. Da werden die Zeitungen was zu berichten haben. Doch bis jetzt haben ſie noch nichts darüber gebracht.

Kobold. Du Narr, bedenkeſt du nicht, daß, wenn alle Menſchen todt ſind, auch keine Zeitungen mehr erſcheinen können?

Gnom. Da haſt du Recht. Wie aber ſollen wir nun erfahren, was Neues in der Welt vorgeht?

Kobold. Neues? Pah! daß die Sonne auf- und untergegangen iſt, daß es warm oder kalt iſt, daß es hier oder da geregnet oder geſchneit oder geſtürmt hat? Denn da es keine Menſchen mehr giebt, hat die Fortuna die Binde abgenommen, eine Brille aufgeſetzt, ihr Rad an einem Haken aufgehängt und ſitzt nun mit gekreuzten Armen, ſich die Dinge dieſer Welt zu betrachten, ohne ſich weiter einzumiſchen; es giebt keine Länder und Reiche mehr, die anſchwellen und platzen wie Waſſerblaſen, denn alle ſind vergangen und verſchollen; Kriege werden nicht mehr geführt, und alle Jahre ſehen ſich ſo gleich wie ein Ei dem andern.

Gnom. Man wird nicht einmal wiſſen können, den wievielſten im Monat wir haben, da keine Kalender mehr gedruckt werden können.

Kobold. Das wird kein großer Schade ſein, da der Mond trotzdem ſeinen Weg finden wird.

Gnom. Und die Tage der Woche werden keinen Namen mehr haben.

Kobold. Fürchteſt du, daß ſie nicht mehr kommen werden, wenn du ſie nicht bei Namen rufſt? Oder denkſt du vielleicht, da ſie nun vorbei ſind, ſie wieder herbeizulocken, wenn du ſie nennſt?

Gnom. Und die Jahre wird man nicht mehr zählen können.

Kobold. So können wir uns für jung ausgeben, wenn es auch ſchon längſt damit vorbei iſt; auch werden wir uns um die vergangene Zeit, wenn wir ſie nicht mehr meſſen, weniger Kummer machen und nicht, wenn wir ſehr alt geworden ſind, von Tag zu Tage den Tod erwarten.

Gnom. Aber wie iſt es nur gekommen, daß dieſe Taugenichtſe plötzlich verdorben und geſtorben ſind?

Kobold. Theils haben ihre Kriege ſie aufgerieben, theils ihre Seefahrten, theils haben ſie ſich gegenſeitig aufgefreſſen, eine Menge haben auch ſich ſelbſt umgebracht, Andere ſind im Müßiggang verfault, Andere haben ſich über den Büchern zu Schanden ſtudirt, wieder Andere ſich mit Schwelgereien und Ausſchweifungen aller Art ruinirt, kurz ſie haben jeden möglichen Weg ausgeklügelt, gegen ihre eigne Natur zu ſündigen und ein böſes Ende zu nehmen.

Gnom. Bei alle dem kann ich nicht begreifen, wie eine ganze Gattung lebender Weſen ſo ſpurlos, wie du ſagſt, hat zu Grunde gehen können.

Kobold. Als ein Meiſter in der Geologie ſollteſt du doch wiſſen, daß der Fall nicht neu iſt und daß verſchiedene Arten von Thieren früher vorhanden waren, die ſich heute nicht mehr finden, bis auf

wenige verſteinerte Knochen. Und doch haben ſicherlich jene armen Geſchöpfe keine von all den Künſten angewendet, die, wie geſagt, die Menſchen zu ihrem eigenen Verderben geübt haben.

Gnom. Es mag damit ſein, wie du geſagt. Nun wünſchte ich nur, daß Einer oder Zwei von jenem Geſindel wieder aufwachten, um zu erfahren, was ſie für Augen machen würden, wenn ſie ſähen, daß die andern Dinge, obwohl das Menſchengeſchlecht nicht mehr da iſt, noch fortdauern und ſich entwickeln wie vorher, als ſie ſich einbildeten, die ganze Welt ſei nur für ſie allein geſchaffen und werde um ihretwillen erhalten.

Kobold. Und wollten nicht einſehen, daß ſie doch nur geſchaffen ſei und erhalten werde für die Kobolde.

Gnom. Dein Verſtand ſchießt in der That Kobolds, wenn du im Ernſt ſprichſt.

Kobold. Wie ſo? Natürlich ſpreche ich im Ernſt.

Gnom. Geh, du Spaßvogel! Wer weiß nicht, daß die Welt für die Gnomen erſchaffen iſt?

Kobold. Für die Gnomen, die immer unter der Erde leben? Nun, das iſt das Luſtigſte, was man hören kann! Wozu brauchen die Gnomen Sonne, Mond, Luft, Meer, Felder?

Gnom. Und was fangen die Kobolde mit den goldenen und ſilbernen Kohlen an und mit dem ganzen Leibe der Erde, bis auf die oberſte Haut?

Kobold. Nun gut! mögen ſie was damit anfangen können oder nicht, wir wollen darüber nicht ſtreiten; denn ich bin überzeugt, auch die Eidechſen

und Mücken glauben, die Welt ſei eigens nur für ihren Gebrauch geſchaffen. Und darum bleibe Jeder bei ſeinem Glauben, den ſich keiner wird ausreden laſſen; ich für meine Perſon ſage dir nur ſo viel, wenn ich nicht als Kobold auf die Welt gekommen wäre, würde ich untröſtlich ſein.

Gnom. Dasſelbe würde mir begegnen, wenn ich nicht als Gnom geboren wäre. Nun möchte ich nur gerne wiſſen, was die Menſchen jetzt zu ihrer Anmaßung ſagen würden, mit der ſie neben den anderen Unbilden, die ſie Dem und Jenem zufügten, tauſend Klafter tief in die Erde eindrangen und uns mit Gewalt unſeres Eigenthums beraubten, wobei ſie erklärten, das gehöre Alles dem Menſchengeſchlecht und die Natur habe es nur zum Spaß da unten verſteckt und vergraben, um zu ſehen, ob ſie es wohl finden und herausholen würden.

Kobold. Das wundert mich gar nicht. Waren ſie doch auch nicht bloß überzeugt, daß alle Dinge in der Welt zu keinem anderen Zwecke da ſeien, als ihnen zu dienen, ſondern bildeten ſich auch ein, mit ihnen verglichen ſei alles Andere nur Kleinigkeit. Daher nannten ſie ihre eigenen Erlebniſſe Weltumwälzungen und die Geſchichten ihrer Völker Weltgeſchichten; obwohl ſich ſelbſt innerhalb der Grenzen der Erde vielleicht eben ſo viel andere Gattungen, nicht bloß von erſchaffenen Dingen überhaupt, ſondern allein von Thieren nachweiſen ließen, wie es überhaupt lebende Menſchen gab, und all dieſe Thiere, die ausdrücklich zu ihrem Gebrauch geſchaffen waren, trotzdem niemals merkten, daß die Welt Umwälzungen erlitt.

Gnom. Waren auch die Schnaken und Flöhe nur den Menſchen zu Liebe geſchaffen?

Kobold. Gewiß; um ſie nämlich in der Geduld zu üben, wie ſie behaupteten.

Gnom. Nun wahrhaftig, als hätte es ihnen an Gelegenheit, ſich in der Geduld zu üben, gefehlt, auch wenn es keine Flöhe gegeben hätte!

Kobold. Die Schweine aber waren, nach Chryſippus, bloße Fleiſchſtücke, die von der Natur ausdrücklich für Küchen und Speiſekammern der Menſchen zubereitet und, damit ſie nicht verfaulten, ſtatt des Salzes mit Seelen eingemacht waren.

Gnom. Ich glaube im Gegentheil, wenn Chryſippus im Gehirn etwas Salz gehabt hätte, ſtatt der Seele, würde er eine ähnliche Albernheit nicht ausgeheckt haben.

Kobold. Und auch das iſt noch luſtig, daß zahlloſe Gattungen von Thieren von den Menſchen, die ihre Herren waren, nie geſehen und bemerkt worden ſind; entweder weil ſie an Orten wohnten, wo jene nie hinkamen, oder weil ſie ſo klein waren, daß ſie überhaupt nicht entdeckt werden konnten. Und auf eine große Menge anderer Gattungen ſind ſie erſt in den jüngſten Zeiten aufmerkſam geworden. Dasſelbe gilt von Pflanzen und tauſend anderen Dingen. Ebenſo haben ſie auch nur allmählich mit Hilfe ihrer Fernröhre allerlei Sterne oder Planeten aufgefunden, von denen ſie bis dahin, tauſend und abertauſend Jahre lang, gar nicht gewußt hatten, daß ſie auf der Welt ſeien. Dann aber reihten ſie ſie gleich unter ihren Hausrath ein. Denn ſie bildeten ſich

ein, die Sterne und Planeten wären ſo zu ſagen Laternenlichtchen, die da oben feſtgemacht wären, um den Herrſchaften zu leuchten, da ſie bei Nacht ſehr viel zu thun hätten.

Gnom. Demnach werden ſie im Sommer, wenn ſie jene Flämmchen fallen ſahen, die in manchen Nächten durch die Lüfte ſchießen, gedacht haben, irgend ein Geiſt ſchnäuze die Sterne, damit ſie den Menſchen heller leuchteten.

Kobold. Jetzt aber, da ſie alle verſchwunden ſind, fühlt die Erde nicht, daß ihr etwas fehlt, und die Flüſſe ſind es nicht müde gen[illegible], zu fließen, und das Meer, obwohl es der Schifffahrt und dem Handel nicht mehr zu dienen hat, ſieht man nicht austrocknen.

Gnom. Und die Sterne und Planeten laſſen nicht ab, auf- und unterzugehen, und haben keine Trauer angelegt.

Kobold. Und die Sonne hat ſich das Geſicht nicht mit Roſt beſtrichen, wie ſie, nach Virgil, beim Tode des Cäſar that, den ſie ſich, glaub' ich, gerade ſo ſehr zu Gemüthe zog, wie es die Statue des Pompejus gethan haben wird.

IV.

Malambruno und Farfarello.

Malambruno. Geiſter des Abgrunds, Farfarello, Ciriatto, Baconero, Aſtarotte, Alichino und wie ihr ſonſt immer heißen mögt, ich beſchwöre euch im Namen Beelzebub's und befehle euch durch die Kraft meiner Kunſt, die den Mond aus den Angeln heben und die Sonne mitten am Himmel feſtnageln kann: Einer von euch erſcheine mit freier Vollmacht von eurem Fürſten, alle Kräfte der Hölle in meinem Dienſte aufzubieten.

Farfarello. Da bin ich.

Malambruno. Wer biſt du?

Farfarello. Farfarello, dir zu dienen.

Malambruno. Bringſt du den Erlaß Beelzebub's?

Farfarello. Ja, und ich kann in deinem Dienſt Alles thun, was der König ſelbſt thun könnte, und mehr als alle anderen Geſchöpfe zuſammen zu thun vermöchten.

Malambruno. Schön. Du ſollſt mir einen Wunſch erfüllen.

Farfarello. Was du befiehlſt. Was wünſcheſt du? Höheren Adel als den der Atriden?

Malambruno. Nein.

Farfarello. Mehr Reichthümer, als ſich in der Stadt Manoa* finden werden, wenn ſie erſt entdeckt ſein wird?

Malambruno. Nein.

Farfarello. Ein Reich, ſo groß wie das, von welchem Karl V. in einer Nacht geträumt haben ſoll?

Malambruno. Nein.

Farfarello. Eine Frau dir zu Willen machen, die ſpröder als Penelope iſt?

Malambruno. Nein. Glaubſt du, daß man dazu einen Teufel nöthig habe?

Farfarello. Ehren und Glück, ſo ruchlos du auch biſt?

Malambruno. Ich brauchte eher den Teufel, wenn ich das Gegentheil haben wollte.

Farfarello. Nun denn, was befiehlſt du mir?

Malambruno. Mach mich nur einen Augenblick glücklich.

Farfarello. Das kann ich nicht.

Malambruno. Wie? Das kannſt du nicht?

Farfarello. Ich ſchwöre dir auf Ehr' und Gewiſſen, daß ich es nicht kann.

Malambruno. Auf Ehr' und Gewiſſen eines honetten Teufels?

---

* Eine fabelhafte Stadt, ſonſt auch El-dorado genannt, von welcher die Spanier träumten, die ſie im ſüdlichen Amerika gelegen glaubten, zwiſchen dem Orenoco und dem Amazonenſtrom. Anmerk. Leopardi's.

Farfarello. Allerdings. Glaube nur, es giebt eben ſo gut honette Teufel wie Menſchen.

Malambruno. Du aber ſei überzeugt, daß ich dich hier beim Schwanz an einem dieſer Balken aufhänge, wenn du mir nicht ſofort ohne weitere Widerrede gehorchſt.

Farfarello. Du kannſt mich eher tödten, als ich dir das erfüllen, was du von mir forderſt.

Malambruno. Dann gehe zum Henker wieder hin, woher du gekommen biſt, und ſchicke Beelzebub ſelbſt zu mir.

Farfarello. Und wenn Beelzebub käme mit der ganzen Giudecca und allen Höllenſchlünden, er könnte eben ſo wenig, wie ich, weder dich noch irgend einen Andern von deinem Geſchlecht glücklich machen.

Malambruno. Auch nicht einmal für einen einzigen Augenblick?

Farfarello. Eben ſo wenig für einen Augenblick, ja nur für die Hälfte oder den tauſendſten Theil eines Augenblicks, wie für das ganze Leben.

Malambruno. Aber wenn du mich auf keine Weiſe glücklich machen kannſt, getrauſt du dir, mich wenigſtens von der Unglückſeligkeit zu befreien?

Farfarello. Wenn du es fertig bringſt, dich ſelbſt nicht über Alles zu lieben.

Malambruno. Das werde ich können, wenn ich todt bin.

Farfarello. Aber bei Lebzeiten kann das kein Geſchöpf. Denn eher zu allem Andern als dazu würde eure Natur euch befähigen.

Malambruno. Allerdings.

Farfarello. Da du alſo nothwendig mit aller Liebe, deren du fähig biſt, dich ſelber liebſt, wünſcheſt du nothwendig, ſo ſehr du nur kannſt, deine eigene Glückſeligkeit; und da niemals auch nur von fern dieſes dein Verlangen befriedigt werden kann, ſo folgt daraus, daß du dem Schickſal nie entgehen kannſt, dich unglücklich zu fühlen.

Malambruno. Auch nicht dann, wenn ich irgend eine Luſt empfinde; denn keine Luſt kann mich weder glücklich machen noch befriedigen.

Farfarello. Sicherlich keine.

Malambruno. Und darum, weil ich das natürliche Verlangen nach Glück, das ich im Geiſte trage, nicht erreichen kann, wird es auch nie eine wahre Luſt ſein, und ſelbſt ſo lange ſie noch dauert, werde ich nicht aufhören, unglücklich zu ſein.

Farfarello. Das wirſt du freilich nicht. Denn bei den Menſchen und allen andern lebenden Weſen iſt die Beraubung der Glückſeligkeit, wenn auch kein Schmerz und kein anderes Ungemach damit verknüpft iſt, und auch in der Zeit der ſogenannten Freuden ſtets ein ausgeſprochenes Unglück.

Malambruno. So daß alſo von der Geburt bis zum Tode unſer Unglück nie auch nur für einen einzigen Augenblick, geſchweige für länger, aufhören kann.

Farfarello. Ja: es hört immer auf, wenn ihr ſchlaft, ohne zu träumen, oder euch eine Ohnmacht befällt, oder ſonſt etwas, was den Gebrauch der Sinne hemmt.

Malambruno. Aber doch nie, ſo lange wir uns unſeres eigenen Lebens bewußt ſind.

Farfarello. Nein, niemals.

Malambruno. Demnach alſo iſt, ganz abſolut geſprochen, nicht leben immer beſſer als leben.

Farfarello. Wenn das Aufhören des Unglücks ganz einfach beſſer iſt als das Unglück.

Malambruno. Alſo?

Farfarello. Alſo wenn es dir gut ſcheint, mir deine Seele vor der Zeit zu überliefern, bin ich bereit, ſie mitzunehmen.

V.

Die Natur und eine Seele.

Natur. Geh, meine Lieblingstochter, denn dafür wirſt du gehalten und ſo genannt werden Jahrtauſende lang. Lebe, und ſei groß und unglücklich!

Seele. Was hab' ich Böſes gethan, eh' ich zu leben anfing, daß du mich zu dieſer Strafe verurtheilſt?

Natur. Was für eine Strafe, meine Tochter?

Seele. Schreibſt du mir nicht vor, daß ich unglücklich ſein ſoll?

Natur. Nur in ſo fern ich will daß du groß ſeieſt, und Eins iſt nicht möglich ohne das Andere. Auch biſt du beſtimmt, einen Menſchenleib zu beleben, und alle Menſchen werden mit Nothwendigkeit unglücklich geboren und leben unglücklich.

Seele. Doch ſollteſt du vernünftigerweiſe eher dafür ſorgen, daß ſie nothwendig glücklich werden müßten, oder wenn das nicht in deiner Macht ſteht, wäre es beſſer, du verzichteteſt darauf, ſie in die Welt zu ſetzen.

Natur. Weder das Eine noch das Andere ſteht bei mir; denn ich bin dem Schickſal unterworfen, und

deſſen Gebot lautet anders, gleichviel aus welchem Grunde, den weder du noch ich einzuſehen vermögen. Da du nun dazu geſchaffen und beſtimmt biſt, ein menſchliches Weſen zu beſeelen, ſo iſt keine Kraft, weder meine noch eines Andern, im Stande, dich vor der gemeinſamen Unſeligkeit der Menſchen zu bewahren. Außer dieſer aber mußt du noch eine ganz beſondere und noch weit größere ertragen, wegen der Auszeichnung, mit der ich dich begabt habe.

Seele. Ich habe noch nichts gelernt, da ich in dieſem Augenblick erſt zu leben anfange; daher muß es kommen, daß ich dich nicht verſtehe. Aber ſage mir, ſind Auszeichnung und außerordentliches Unglück ihrem Weſen nach Ein und dasſelbe? Oder wenn es zweierlei Dinge ſind, könnteſt du nicht das Eine vom Andern trennen?

Natur. In den Menſchenſeelen und verhältnißmäßig auch in den Seelen der Thiere jeder Gattung kann man dies Beides faſt gleichbedeutend nennen. Denn eine beſondere Vorzüglichkeit der Seelen bedingt eine größere Intenſivität des Lebens, und dieſe wieder bedingt ein größeres Gefühl des eigenen Unglücks, was ſo viel iſt als ein größeres Unglück ſelbſt. In ähnlicher Weiſe ſchließt auch eine größere Lebendigkeit bei den Thieren eine erhöhte Kraft der Selbſtſucht ein, worauf dieſelbe auch ſich richten und unter welcher Form ſie ſich offenbaren möge; dieſe größere Selbſtſucht bedingt ein ſtärkeres Verlangen nach Glück und darum eine größere Unbefriedigung und Qual, daß es ausbleibt, und einen heftigeren Schmerz über die Mißgeſchicke, die ſich ereignen. Dies Alles iſt in

der urſprünglichen Ordnung der Schöpfung begründet, die ich nicht ändern kann. Ferner wird dich die Feinheit deines eigenen Geiſtes und die Lebhaftigkeit deiner Phantaſie ſehr oft an der Herrſchaft über dich ſelbſt verhindern. Die Thiere gebrauchen mit Leichtigkeit all ihre Kräfte und Fähigkeiten zu den Zwecken, welche ſie ſich vornehmen. Die Menſchen aber thun ſehr ſelten Alles, was in ihrer Macht ſteht; gewöhnlich hindert ſie ihre Vernunft und ihre Einbildungskraft, indem ſie ihnen tauſend Bedenken beim Abwägen ihrer Entſchlüſſe ſchaffen und tauſend Hemmungen bei der Ausführung. Die am wenigſten fähig und geübt ſind im Erwägen und Bedenken bei ſich ſelbſt, ſind am flinkſten im Entſchluß und am erfolgreichſten in der Ausführung. Deinesgleichen aber, da ſie beſtändig nach innen gekehrt und gleichſam von der Größe ihrer eigenen Fähigkeiten überwältigt ſind und daher ihrer ſelbſt nicht mächtig, ſind meiſt der Unentſchloſſenheit unterworfen, ſowohl beim Ueberlegen als bei der Ausführung; und dies iſt eines der ſchwierigſten Uebel, unter denen die menſchliche Natur zu leiden hat. Nimm noch hinzu, daß, während du durch die Trefflichkeit deiner Anlagen leicht in kurzer Zeit faſt alle Andern deiner Gattung in den wichtigſten Kenntniſſen und ſchwerſten Wiſſenſchaften übertreffen wirſt, es dir trotzdem ſtets entweder unmöglich oder ſehr beſchwerlich ſein wird, ſehr viele Dinge zu lernen oder auszuüben, die an ſich höchſt geringfügig ſind, aber für den Verkehr mit anderen Menſchen unerläßlich, und daß du alle dieſe Dinge in derſelben Zeit wirſt vollkommen ausüben

und ohne Mühe lernen ſehen von tauſend Geiſtern, die nicht allein niedriger ſtehen als du, ſondern durchaus verächtlich ſind. Dieſe und andere unzählige Schwierigkeiten und Jämmerlichkeiten machen den großen Seelen zu ſchaffen und engen ſie ringsum ein. Aber ſie werden reichlich vergütet durch den Ruhm, das Lob und die Ehren, die dieſen erleſenen Geiſtern ihre Größe einbringt, und durch das dauernde Gedächtniß, das ſie von ſich den Nachkommen hinterlaſſen.

Seele. Aber dies Lob und dieſe Ehre, von denen du redeſt, werde ich die vom Himmel erhalten oder von dir, oder von wem ſonſt?

Natur. Von den Menſchen; Andere, als die, können ſie nicht ertheilen.

Seele. Nun ſieh, ich dachte, da ich das nicht zu thun wüßte, was, wie du ſagſt, für den Verkehr mit anderen Menſchen unerläßlich iſt und was auch dürftigen Geiſtern leicht wird, ſo würde ich geringgeſchätzt und gemieden werden von den Menſchen ſelbſt, nicht aber gelobt, und würde gewiß ihnen allen faſt unbekannt bleiben, da ich für den menſchlichen Verkehr ſo untauglich ſei.

Natur. Mir iſt es nicht gegeben, die Zukunft vorherzuſehen, und daher kann ich dir auch nicht unfehlbar vorherverkünden, was die Menſchen dir gegenüber thun oder denken werden, ſo lange du auf Erden weilen wirſt. Freilich halte ich es nach den Erfahrungen der früheren Zeit für das Wahrſcheinlichſte, daß ſie dich mit Neid verfolgen werden, und dies iſt ein anderes Ungemach, das den hervorragenden Seelen

zu begegnen pflegt; oder ſie werden dich mit Verkennung und Vernachläſſigung zu erdrücken ſuchen. Auch pflegt das Glück ſelbſt und ſogar der Zufall gegen deinesgleichen ſich feindlich zu betragen. Aber gleich nach dem Tode, wie es einem gewiſſen Camoens erging, oder ſpäteſtens einige Jahre nachher, wie ein Anderer, ein gewiſſer Milton, es erfuhr, wirſt du gefeiert und in den Himmel erhoben werden, allerdings nicht von Allen, aber doch wenigſtens von einer kleinen Anzahl geſcheidter Leute. Und vielleicht wird die Aſche der Perſon, in welcher du gewohnt haſt, in einem prachtvollen Grabmal ruhen, und ihr Bildniß, auf verſchiedene Art nachgebildet, von Hand zu Hand gehen, und alle Wechſelfälle ihres Lebens von Vielen beſchrieben und von Andern eifrig dem Gedächtniß eingeprägt werden, und zuletzt wird die ganze civiliſirte Welt von ihrem Namen erfüllt ſein. Vorausgeſetzt, daß die Tücke des Geſchicks oder daß Uebermaß deiner Fähigkeiten ſelbſt dich nicht etwa fortwährend gehindert hat, den Menſchen irgend ein vollgültiges Zeichen deines Werthes zu geben, wofür es in der That viele Beiſpiele giebt, die nur mir allein und dem Fatum bekannt ſind.

Seele. Liebe Mutter, obwohl mir noch jede andere Einſicht fehlt, ſo fühle ich doch ſchon, daß das größte, ja das einzige Verlangen, das du mir verliehen, die Sehnſucht nach dem Glück iſt. Und falls ich fähig ſein ſollte, auch Sehnſucht nach Ruhm zu empfinden, werde ich doch ſicherlich dieſes — ſoll ich ſagen Gut oder Uebel? — nur als eine Form des Glückes erſtreben oder als nützlich dazu, das Glück

ſelbſt zu erlangen. Nun aber kann, wenn ich dich recht verſtanden, die Vortrefflichkeit, mit der du mich begabt haſt, wohl nöthig oder nützlich ſein zur Erlangung von Ruhm, aber ſie führt nicht zur Glückſeligkeit, ſondern im Gegentheil unwiderſtehlich zum Unglück. Ja nicht einmal zum Ruhme ſelbſt iſt es wahrſcheinlich daß ſie mich vor dem Tode führen werde; und wenn der gekommen iſt, was können mir dann noch die größten Güter der Welt für Vortheil oder Vergnügen gewähren? Und endlich kann es ſich ja leicht ereignen, wie du ſagſt, daß dieſer ſpröde Ruhm, der Preis für ſo großes Unglück, überhaupt mir nicht zu Theil wird, auch nicht nach dem Tode. Ich muß daher aus deinen eigenen Worten den Schluß ziehen, daß du, ſtatt mich ganz beſonders zu lieben, wie du zu Anfang verſicherteſt, mich vielmehr mit größerem Haß und Uebelwollen betrachteſt, als die Menſchen und das Glück thun werden, ſo lange ich in der Welt verweilen vermag; haſt du dich doch nicht geſcheut, mir ein ſo unheilvolles Geſchenk zu machen wie dieſe Vortrefflichkeit, die du mir ſo anpreiſeſt. Denn ſie wird eines der Haupthinderniſſe für mich ſein, um mein einziges Ziel, die Glückſeligkeit, zu erreichen.

Natur. Meine Tochter, alle Menſchenſeelen ſind, wie ich dir ſagte, dem Unglück zur Beute geweiht, ohne meine Schuld. Aber in dem allgemeinen Elend des Menſchenlebens und in der unendlichen Nichtigkeit aller ſeiner Vergnügungen und Vortheile wird der Ruhm von dem beſſeren Theile der Menſchen für das größte Gut gehalten, das Sterblichen gegönnt ſei,

und für das würdigſte Ziel all ihrer Sorgen und Beſtrebungen. Daher habe ich nicht aus Haß, ſondern aus wahrhaftem und beſonderem Wohlwollen gegen dich beſchloſſen, dir zur Erreichung dieſes Zieles alle Mittel zu verleihen, die irgend in meiner Macht ſtehen.

Seele. Sage mir, iſt von den Thieren, die du erwähnteſt, vielleicht eines mit weniger Lebenskraft und -Gefühl begabt, als die Menſchen?

Natur. Von denen anfangend, die noch mit der Pflanze verwandt ſind, ſtehen alle, die einen mehr, die andern weniger, in dieſem Punkte dem Menſchen nach, der mehr Lebensfülle und eine höhere Empfindungsfähigkeit beſitzt, als jedes andere Thier, weil er von allen lebenden Weſen das vollkommenſte iſt.

Seele. Nun ſo bringe mich, wenn du mich liebſt, in den Körper des unvollkommenſten; oder wenn du das nicht kannſt, ſo entkleide mich der unſeligen Gaben, die mich adeln, und mache mich ähnlich dem ſtumpfſinnigſten und gefühlloſeſten Menſchengeiſt, den du jemals hervorgebracht haſt.

Natur. Dies Letztere kann ich dir zu Gefallen thun, und will es auch ſogleich, da du die Unſterblichkeit verſchmähſt, zu der ich dich befähigt hatte.

Seele. Und anſtatt der Unſterblichkeit, bitte ich dich, ſoviel als möglich meinen Tod zu beſchleunigen.

Natur. Hierüber muß ich mit dem Schickſal Rückſprache nehmen.

VI.

Die Erde und der Mond.

Erde. Lieber Mond, ich weiß, daß du Rede und Antwort geben kannſt, weil du eine Perſon biſt, wie ich es ſo oft von den Dichtern gehört habe; auch ſagen unſere Kinder, du habeſt einen wirklichen Mund und Naſe und Augen, wie ſie, und ſie ſähen es mit ihren eigenen Augen, die ja in ihren Jahren nothwendigerweiſe ſehr ſcharf ſein müſſen. Was mich betrifft, ſo weißt du ohne Zweifel, daß ich nicht mehr noch weniger als eine Perſon bin, da ich ja auch, als ich noch jünger war, viele Kinder bekommen habe. Du wirſt dich daher nicht wundern, mich ſprechen zu hören. Alſo, mein ſchöner Mond, obwohl ich ſo viele Jahrhunderte lang, daß ich ihre Zahl nicht mehr weiß, deine Nachbarin geweſen bin, habe ich dich doch bis heute nie angeredet, da ich ſo viel zu thun hatte, daß mir keine Zeit zum Schwatzen übrig blieb. Heute aber, wo meine Geſchäfte ſehr zuſammengeſchmolzen ſind, ſo daß ich faſt ſagen kann, ſie gehen von ſelbſt, weiß ich nicht, was ich anfangen ſoll, und berſte vor Langeweile; darum hab' ich mir vor-

genommen, künftig viel mit dir zu plaudern und mich ſehr um deine Angelegenheiten zu bekümmern, wenn es dir nicht läſtig iſt.

Mond. Darüber ſei unbeſorgt. Ich wollte, das Glück bewahrte mich ſo vor jeder andern Sorge, wie ich gewiß bin, daß du mir nie unbequem werden wirſt. Wenn du Luſt haſt, mit mir zu plaudern, plaudre nach Belieben; denn ſo ſehr ich auch, wie dir wohl nicht unbekannt iſt, ein Freund des Stillſchweigens bin, werde ich dich doch gern anhören und dir antworten, um dir einen Gefallen zu thun.

Erde. Hörſt du wohl den ſehr lieblichen Klang, den die Himmelskörper mit ihren Bewegungen verurſachen?

Mond. Die Wahrheit zu ſagen, höre ich nichts.

Erde. Auch ich höre nichts, außer dem Brauſen des Windes, der von meinen Polen zum Aequator fährt und vom Aequator wieder zu den Polen und offenbar nicht muſikaliſch iſt. Pythagoras ſagt aber, die Himmelskugeln ließen eine Art Muſik ertönen, ſo ſüß, daß es ganz wunderſam wäre, und auch du nähmeſt daran Theil und ſieſt die achte Saite auf dieſer Welt-Leier; ich aber ſei durch das Geräuſch ſelbſt taub geworden und hörte es darum nicht.

Mond. Auch ich werde wohl taub geworden ſein, denn, wie geſagt, ich höre es nicht und weiß nichts davon, daß ich eine Saite bin.

Erde. Sprechen wir alſo von etwas Anderem. Sage mir: biſt du wirklich bewohnt, wie es tauſend alte und neuere Philoſophen verſichern und beſchwören, von Orpheus bis auf de la Lande? Ich, ſo ſehr ich

mir Mühe gebe, dieſe meine Hörner auszurecken, welche die Menſchen Berge und Felsgipfel nennen, und mit deren Spitzen ich dich wie eine Schnecke mit den ihrigen betrachte, — ich kann in dir keinen Bewohner entdecken, obwohl ich höre, daß ein gewiſſer David Fabricius, der ſcharfſichtiger war als Lynkeus, einmal Leute in dir geſehen hat, die Wäſche in der Sonne ausbreiteten.

Mond. Was du mit deinen Hörnern meinſt, weiß ich nicht. Thatſache iſt, daß ich bewohnt bin.

Erde. Von welcher Farbe ſind dieſe Menſchen?

Mond. Was für Menſchen?

Erde. Die ſich auf dir aufhalten. Sagſt du nicht, daß du bewohnt ſeieſt?

Mond. Ja. Aber was folgt daraus?

Erde. Nun, daß deine Bewohner doch nicht lauter Thiere ſein werden.

Mond. Weder Thiere noch Menſchen; ich weiß gar nicht, was für Arten von Geſchöpfen das ſind. Und ſchon von Manchem, was du gegen mich erwähnt haſt, — in Bezug auf die Menſchen, wie ich glaube, — habe ich keine Silbe verſtanden.

Erde. Nun, was für Bevölkerungen ſind es denn aber?

Mond. Sehr viele und ſehr verſchiedene, die du nicht kennſt, wie ich die deinen nicht kenne.

Erde. Das kommt mir ſo ſonderbar vor, daß, wenn ich's nicht von dir ſelbſt hörte, ich es um Nichts in der Welt glauben würde. Biſt du jemals von einem deiner Bewohner erobert worden?

Mond. Nicht daß ich wüßte. Wie auch, und warum?

Erde. Aus Ehrgeiz, aus Gelüſten nach Anderer Eigenthum, mit Politik oder Waffengewalt.

Mond. Ich weiß nicht, was du unter Waffengewalt, Ehrgeiz, Politik und alle dem verſtehſt.

Erde. Nun, wenn du auch Waffen nicht kennſt, kennſt du doch gewiß den Krieg. Denn erſt kürzlich hat ein Phyſiker hier unten mit gewiſſen Fernröhren, welches Werkzeuge ſind, um weit in die Ferne zu ſehen, da oben eine ſchöne Feſtung mit ihren ſteilen Baſtionen entdeckt. Das iſt doch ein Zeichen, daß deine Leute, wenn auch ſonſt nichts, Belagerungen und Mauerkämpfe kennen.

Mond. Verzeih, Frau Erde, wenn ich dir ein weniger freimüthiger antworte, als vielleicht einer Unterthanin oder Magd, wie ich doch von dir bin, geziemen möchte. Aber wahrhaftig, du kommſt mir ein bischen gar zu eitel vor, wenn du dir einbildeſt, Alles, was irgend wo in der Welt ſich befindet, müſſe dem, was du haſt, ähnlich ſein; als wenn die Natur keine andere Abſicht gehabt hätte, als überall ganz genau dich zu copiren. Ich ſage, ich ſei bewohnt, und gleich ſchließeſt du daraus, daß meine Bewohner Menſchen ſein müſſten. Ich bemerke dir, daß es keine ſind, und obwohl du mir zugiebſt, daß es andere Geſchöpfe ſein müſſen, zweifelſt du doch nicht, daß ſie dieſelben Eigenſchaften und Schickſale haben, wie deine Völker, und führſt mir die Fernröhre von Gott weiß welchem Phyſiker an. Wenn aber dieſe Fernröhre in

anderen Dingen nicht beſſer ſehen, ſo muß ich glauben, daß ſie ſo ſcharfſichtig ſind, wie deine kleinen Kinder, die an mir Augen, Mund, Naſe und wer weiß was ſonſt noch entdecken.

Erde. Dann wird es wohl nicht einmal wahr ſein, daß deine Provinzen mit breiten, reinlichen Straßen verſehen ſind und daß du angebaut biſt, Alles Dinge, die man von Deutſchland aus mit einem Fernrohr deutlich ſehen kann.

Mond. Ob ich angebaut werde, merke ich nicht, und meine Straßen ſehe ich nicht.

Erde. Du mußt wiſſen, lieber Mond, daß ich aus grobem Teig geknetet bin und ein dickes Gehirn habe; da iſt es denn kein Wunder, daß die Menſchen mir leicht was weiß machen. Aber ich kann dir ſagen, daß, wenn deine Leute nichts danach fragen, dich zu erobern, du darum doch nicht immer außer aller Gefahr geweſen biſt; denn zu verſchiedenen Zeiten haben Perſonen hier unten ſich's in den Kopf geſetzt, dich zu erobern, und große Vorbereitungen dazu gemacht. Nur daß ſie, obwohl ſie auf ſehr hohe Punkte hinaufkletterten, ſich auf den Zehen erhoben und die Arme ausſtreckten, dich doch nicht erreichen konnten. Auch ſeh' ich ſchon ſeit Jahren, wie man ſorgfältig alle Orte in dir auskundſchaftet, Karten von deinen Ländern aufnimmt und die Höhen deiner Berge mißt, von denen wir auch die Namen wiſſen. Hiervon habe ich, weil ich es gut mit dir meine, doch geglaubt dich benachrichtigen zu müſſen, damit du dich für alle Fälle vorſehen kannſt. Nun aber, um auf etwas Anderes zu kommen: wirſt du nicht ſehr von den

Hunden beläſtigt, die dich anbellen? Was denkſt du von Denen, die dich einander im Brunnen zeigen? Biſt du männlichen oder weiblichen Geſchlechts? Denn bei den Alten war man hierüber verſchiedener Meinung. Iſt es wahr, oder nicht, daß die Arkadier vor dir zur Welt gekommen ſind? daß deine Frauen, oder wie ich ſie ſonſt nennen ſoll, Eier legen, und daß eins von dieſen Eiern, ich weiß nicht, wann, hier heruntergefallen iſt? daß du durchbohrt biſt, gleich den Kügelchen eines Roſenkranzes, wie einer der neueren Phyſiker glaubt? daß du, wie einige Engländer behaupten, aus friſchem Käſe gemacht biſt? daß Mahomed eines Tages, oder auch in einer Nacht, dich mitten durchſchnitt wie eine Waſſermelone, und daß ein gutes Stück von dir ihm in den Aermel rutſchte? Wie magſt du nur gern auf der Spitze der Minarets ſtehen? Und was hältſt du vom Beiramfeſt?

Mond. Nur immer zu! Denn wenn du ſo fortfährſt, komme ich nicht dazu, dir zu antworten und mein gewöhnliches Schweigen zu brechen. Wenn du dich gerne mit Poſſen unterhalten magſt und mit mir über nichts Anderes plaudern kannſt, obwohl ich dich nicht verſtehe, ſo thäteſt du klüger, dir von den Menſchen einen anderen Planeten fabriciren zu laſſen, der ſich um dich drehte und nach deinem Muſter zuſammengeſetzt und bewohnt wäre. Du weißt von nichts Anderem mit mir zu ſprechen, als von Menſchen und Hunden und dergleichen, von denen ich ſo viel weiß, wie von jener großen Sonne, um die unſere Sonne ſich drehen ſoll.

Erde. Je mehr ich mir vornehme, im Geſpräch mit dir von meinen eigenen Sachen nicht anzufangen, je weniger gelingt es mir. Von nun an aber will ich beſſer darauf achten. Sage mir: biſt du's, der ſich einen Spaß daraus macht, mir das Waſſer aus dem Meer in die Höhe zu ziehen und dann wieder fallen zu laſſen?

Mond. Das kann wohl ſein. Aber falls ich wirklich dieſe oder eine andere Wirkung auf dich ausübe, geſchieht es, ohne daß ich's gewahr werde; wie auch du wohl Vieles nicht merkſt, was du bewirkſt, und das muß noch weit mehr ſein, als alle meine Wirkungen, da du ſehr viel größer und ſtärker biſt, als ich.

Erde. Hiervon weiß ich in der That nichts Anderes, als daß ich dir von Zeit zu Zeit das Sonnenlicht entziehe, und mir das deinige; wie auch, daß ich dir in deinen Nächten ſehr viel Licht zuſtrahle, was ich zum Theil ſelbſt manchmal ſehen kann. Aber ich hätte faſt etwas vergeſſen, was mir noch weit wichtiger iſt. Ich möchte wiſſen, ob wirklich, wie Arioſt erzählt, Alles was ein Menſch verliert, z. B. Jugend, Schönheit, Geſundheit, die Mühe und Koſten, die man auf gute Studien verwendet, um von Anderen geehrt zu werden, oder um die Kinder an gute Sitten zu gewöhnen, um nützliche Einrichtungen zu machen und zu verbreiten, — ob all Das zu dir hinaufkommt und ſich dort anſammelt, ſo daß ſich dort alle menſchlichen Dinge finden müſſen, außer der Narrheit, die ſich nie von den Menſchen trennt. Im Fall das wahr wäre, müßteſt du ſo vollgepfropft ſein, daß du

gar keinen Platz mehr hättest, besonders da in diesen letzten Zeiten die Menschen eine Menge Dinge verloren haben (z. B. Vaterlandsliebe, Tugend, Großherzigkeit, Rechtlichkeit), nicht bloß theilweise und nur Der und Jener von ihnen, wie früher, sondern Alle und ganz und gar. Und gewiß, wenn sich das Alles nicht bei dir befindet, so glaube ich nicht, daß es irgend wo sonst noch zu finden sein wird. Aber wir sollten mit einander ausmachen, daß du mir jetzt, und auch in Zukunft nach und nach, alle diese Dinge wiedergiebst, denn du selbst, denk' ich, mußt froh sein, sie loszuwerden, zumal den Verstand, der, wie ich glaube, da oben bei dir sehr viel Platz einnimmt. Dafür werde ich dir von den Menschen jährlich eine schöne Summe Geldes auszahlen lassen.

Mond. Du kommst immer wieder auf die Menschen zurück, und obwohl du versicherst, daß die Narrheit nicht aus deinen Grenzen verreisen will, möchtest du mich doch um jeden Preis verrückt machen und mir meinen Verstand nehmen, indem du den von deinen Menschen bei mir suchst. Wo der geblieben ist und ob er irgend wo in der Welt verschwindet oder bleibt, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß er sich hier nicht findet, so wenig wie die andern Dinge, die du zurückverlangst.

Erde. Wenigstens aber wirst du mir sagen können, ob bei dir auch Laster, Verbrechen, Unglücksfälle, Schmerzen, Alter, kurz alle Uebel zu finden sind. Weißt du, was diese Worte bedeuten?

Mond. O freilich, und ich kenne nicht bloß die Worte, ſondern auch die Sachen ſelbſt nur allzu gut; denn ich bin ganz voll von ihnen, ſtatt all der andern, die du bei mir vorausſetzteſt.

Erde. Was wiegt denn bei deinen Bewohnern vor, die Vorzüge oder die Fehler?

Mond. Die Fehler, bei Weitem.

Erde. Wovon haſt du größeren Vorrath, von Gütern oder von Uebeln?

Mond. Von Uebeln, ohne jeden Vergleich.

Erde. Und ſind deine Bewohner im Allgemeinen glücklich oder unglücklich?

Mond. So unglücklich, daß ich auch mit den glücklichſten von ihnen nicht tauſchen möchte.

Erde. Gerade ſo iſt es bei mir. Darum wundere ich mich nur, daß du, da du mir in allen anderen ſo ungleich biſt, in dieſem Punkte mit mir übereinſtimmſt.

Mond. Auch in der Geſtalt und Bewegung und darin, daß ich mein Licht von der Sonne empfange, ſtimme ich mit dir überein, und das Eine iſt nicht wunderbarer, als das andere. Denn das Böſe iſt allen Planeten des Univerſums oder wenigſtens dieſes Sonnenſyſtems gemeinſam, nicht mehr noch minder, als die runde Form und die anderen Bedingungen, die ich erwähnt. Und wenn du deine Stimme ſo laut erheben könnteſt, daß Uranus oder Saturn dich hörten oder irgend ein anderer Planet unſerer Welt, und du fragteſt ſie, ob ſich bei ihnen Glückſeligkeit finde und ob die Güter die Uebel überwögen oder ihnen nachſtünden, würde jeder dir antworten, wie ich gethan habe. Ich ſage das, weil ich

Venus und Uranus dasſelbe gefragt habe, da ich dieſen beiden von Zeit zu Zeit näher komme, als du; auch einige Kometen habe ich befragt, die nahe an mir vorbeigereiſ't ſind. Und alle haben mir dasſelbe geantwortet. Darum denke ich, auch die Sonne ſelbſt und jeder andere Stern würde keine andere Antwort haben.

Erde. Trotz alledem habe ich die beſte Hoffnung; und gerade jetzt verſprechen mir die Menſchen für die Zukunft alles mögliche Glück.

Mond. Hoffe, ſo viel du magſt; und ich verſpreche dir, daß du in alle Ewigkeit ſo fort hoffen wirſt.

Erde. Weißt du, was vorgeht? Dieſe Menſchen und Thiere machen Lärm. Denn auf der Seite, von wo ich mit dir ſpreche, iſt Nacht, wie du ſiehſt, oder vielmehr nicht ſiehſt, und da ſchliefen ſie alle; und von dem Geräuſch, das wir mit unſerer Unterhaltung machten, wachen ſie ſehr erſchrocken auf.

Mond. Aber hier auf dieſer Seite iſt Tag, wie du ſiehſt.

Erde. Nun will ich meinen Leuten keine Angſt verurſachen und ſie im Schlafe ſtören, der das größte Gut iſt, das ſie beſitzen. Darum wollen wir ein andermal weiter ſprechen. Alſo lebewohl; guten Tag!

Mond. Lebewohl; gute Nacht!

VII.

Die Wette des Prometheus.

Im Jahr achthundertdreiunddreißigtauſend zweihundertundfünfundſiebzig der Regierung des Zeus ließ das Collegium der Muſen verſchiedene Zettel drucken und an öffentlichen Orten der Stadt und der Vorſtädte von Hypernephelos anſchlagen, in denen alle oberen und unteren Götter und die übrigen Bewohner der beſagten Stadt eingeladen wurden, falls ſie kürzlich oder ſchon früher irgend eine lobenswerthe Erfindung gemacht hätten, dieſelbe entweder ſchon ausgeführt, oder in einer Abbildung oder Beſchreibung etlichen von dieſem Collegium beſtellten Richtern vorzulegen. Es entſchuldigte ſich, daß es ſeiner bekannten Armuth wegen ſich nicht ſo freigebig zeigen könne, wie es gewünſcht hätte, verſprach aber Demjenigen, deſſen Erfindung als die ſchönſte oder nützlichſte anerkannt werden würde, zur Belohnung einen Lorbeerkranz, mit dem Privilegium, denſelben bei Tag und Nacht, privatim und öffentlich, in und außerhalb der Stadt auf dem Kopfe tragen zu dürfen und daß, wenn er ſich malen, in Marmor aushauen, in Kupfer ſtechen, in

Erz gießen, kurz in jeder nur möglichen Form und Maſſe abbilden ließe, es immer mit dieſem Kranz um den Kopf geſchehen könne.

Um dieſen Preis bewarben ſich nicht Wenige von den Himmliſchen, zum Zeitvertreib, — etwas, das für die Bewohner von Hypernephelos eben ſo nothwendig iſt, wie für die anderer Städte, — ohne eine beſondere Sehnſucht nach dem Kranz. Denn an und für ſich hatte er nicht einmal den Werth einer Mütze von Werg, und was den Ruhm betrifft, — wenn die Menſchen, ſeit ſie Philoſophen geworden ſind, ihn verachten, kann man wohl denken, wie wenig Werth die Götter darauf legen werden, die ſo viel weiſer ſind als die Menſchen, ja, nach Pythagoras und Plato die einzigen Weiſen. Darum geſchah denn auch, was bisher in ähnlichen Fällen von Preisausſchreibungen für die Verdienſtvollſten unerhört war: der Preis wurde zuerkannt, ohne daß die Richter mit Bitten und Gunſtbeſtechungen oder heimlichen Verſprechungen und anderen liſtigen Mitteln behelligt worden wären, und zwar wurden Drei gekrönt, Bacchus für die Erfindung des Weins, Minerva für die des Oels, das ſo nothwendig iſt, da die Götter ſich täglich nach dem Bade damit zu ſalben pflegen, und Vulcan, weil er einen kupfernen Kochtopf erfunden hatte, einen ſogenannten Spartopf, in welchem man bei kleinem Feuer und ſehr raſch Alles, was man wollte, kochen konnte. Da nun ſo der Preis in drei Theile gehen mußte, blieb für Jeden nur ein kleines Lorbeerzweiglein übrig; aber alle Drei lehnten ſowohl den Theil wie das Ganze ab. Vulcan erklärte, da er die meiſte

Zeit am Schmiedefeuer ſich mühen und ſchwitzen müſſe, würde es ihm ſehr unbequem ſein, dieſen hinderlichen Zierath um die Stirn zu tragen, abgeſehen davon, daß derſelbe ihn in Gefahr bringen würde, verſengt oder angebrannt zu werden, wenn ſich zufällig ein Funke in dem dürren Laube verfinge und es in Flammen ſetzte. Minerva ſagte, da ſie ſchon einen Helm auf dem Haupte zu tragen habe, der, wie Homer erzählt, ſo groß ſei, daß alle Heere von hundert Städten darunter Platz hätten, ſo ſei ſie nicht geneigt, dieſe Laſt noch irgendwie zu vermehren. Bacchus wollte ſeine ſpitze Mütze und den Kranz von Rebenlaub nicht gegen den von Lorbeer vertauſchen; er hätte ihn gleichwohl gern angenommen, wenn ihm erlaubt worden wäre, ihn vor der Thür ſeiner Weinſchenke als Wirthshauszeichen aufzuhängen; dazu wollten ſich die Muſen aber nicht verſtehen. Und ſo blieb der Kranz in ihrem gemeinſamen Schatz.

Keiner der Mitbewerber hatte die drei Götter beneidet, die den Preis gewonnen und ausgeſchlagen hatten, noch den Richtern gegrollt oder den Spruch getadelt; bis auf einen Einzigen, den Prometheus, der an der Concurrenz ſich betheiligt hatte, indem er das Thonmodell hinſchickte, das er gemacht, und bei der Schöpfung der erſten Menſchen gebraucht hatte; in einer Schrift, die er beilegte, ſetzte er die Eigenſchaften und nützlichen Verrichtungen des von ihm erfundenen Menſchengeſchlechts auseinander. Es erſcheint im höchſten Grade wunderſam, wie Prometheus eine ſo tiefe Verſtimmung an den Tag legen konnte in einem Fall, mit dem es alle Uebrigen, Beſiegte

und Sieger, ſo leicht nahmen; man hat der Urſache nachgeforſcht und herausgebracht, daß es ihm nicht ſo ſehr um die Ehre zu thun geweſen ſei, als um das Privilegium, das mit dem Siege verknüpft ſein ſollte. Einige meinen, er habe vorgehabt, ſich des Lorbeers als Schutz für ſein Haupt bei Gewittern zu bedienen, wie man von Tiberius erzählt, der, ſobald er donnern hörte, ſich den Kranz aufſetzte, da man glaubte, der Lorbeer werde nie vom Blitz getroffen. Aber in Hypernephelos giebt es weder Blitz noch Donner. Andere verſichern glaubwürdiger, daß dem Prometheus mit dem höheren Alter die Haare auszufallen begonnen hätten; und da ihm, wie vielen Anderen, dieſer Uebelſtand ſehr fatal geweſen, er auch des Syneſius Lob der Kahlheit nicht geleſen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, nicht dadurch überzeugt worden ſei, ſo habe er unter dieſem Diadem, wie der Dictator Cäſar, die Blöße ſeines Hauptes verbergen wollen.

Um aber zur Sache zurückzukehren: eines ſchönen Tages, als Prometheus mit Momus ſich unterhielt, beklagte er ſich bitter darüber, daß man Wein, Oel und Kochtöpfe dem Menſchengeſchlecht vorgezogen habe, welches doch das beſte Werk der Unſterblichen ſei, das je in der Welt erſchienen. Und da es ihm vorkam, als ob er Momus nicht hinlänglich überzeugt hätte, der ich weiß nicht was für Gegengründe anführte, machte er ihm den Vorſchlag, mit ihm auf die Erde hinabzuſteigen und in jedem der fünf Welttheile an dem erſten beſten Ort zu verweilen, den ſie von Menſchen bewohnt finden würden. Dabei

wollten ſie eine Wettte mit einander machen, ob ſie an all dieſen fünf Orten oder doch in der Mehrzahl deutliche Beweiſe dafür finden würden, daß der Menſch das vollkommenſte Geſchöpf des Univerſums ſei, oder nicht. Nachdem Momus darauf eingegangen und die Höhe der Wette verabredet war, ſtiegen ſie unverweilt zur Erde hinab und wendeten ſich zunächſt nach der neuen Welt, da dieſe ſchon durch ihren Namen, und weil bis dahin noch keiner der Unſterblichen einen Fuß dahin geſetzt hatte, ihre Neugier am meiſten reizte. Sie hemmten ihren Flug in dem nördlich gelegenen Lande Popaian, nicht weit vom Canca-Fluß, an einem Ort, wo ſich viele Anzeichen menſchlicher Niederlaſſungen fanden, Spuren von Ackerbau, verſchiedene Wege, die freilich vielfach unterbrochen und größtentheils wieder unwegſam gemacht waren, abgehauene und herumliegende Bäume, beſonders aber Spuren von Grabſtätten und hie und da menſchliche Gebeine. Trotzdem aber konnten die beiden Himmliſchen, ſo viel ſie herumhorchten und ſich umſahen, weder eine Stimme noch den Schatten eines lebendigen Menſchen entdecken. Sie gingen, theils zu Fuß, theils fliegend, viele Meilen weit, ſetzten über Berge und Flüſſe und fanden überall dieſelben Zeichen und dieſelbe Einſamkeit. Warum ſind jetzt dieſe Gegenden verödet, ſagte Momus zu Prometheus, und man erkennt doch deutlich, daß ſie früher bewohnt waren? Prometheus erinnerte ihn an die Ueberflutungen durch das Meer, die Erdbeben, die Ungewitter, die Wolkenbrüche, die in den warmen Ländern ſo häufig ſeien; und wirklich hörten ſie zu derſelben

Zeit, wie in allen nahen Wäldern die vom Winde bewegten Zweige der Bäume von Regen troffen. Nur das konnte Momus nicht verſtehen, wie dieſe Gegend der Ueberſchwemmung ausgeſetzt ſein ſollte, da das Meer ſo fern war, daß es auf keiner Seite ſichtbar wurde, und noch weniger begriff er, wie Erdbeben, Gewitter und Stromregen alle Menſchen dieſes Landes vernichtet haben ſollten, da ſie doch die Jaguare, Affen, Ameiſenbären, Adler, Papageien und hundert andere Arten von kriechenden und fliegenden Thieren in dieſer ganzen Umgegend verſchont hatten. Endlich entdeckten ſie, da ſie in ein ungeheures Thal hinabſtiegen, einen kleinen Haufen hölzerner Häuſer oder Hütten, mit Palmblättern bedacht und jedes von einem feſten Palliſadenzaun umſchloſſen; vor einem dieſer Häuſer fanden ſie viele Perſonen, theils ſtehend, theils ſitzend, um ein irdenes Gefäß verſammelt, das über einem großen Feuer ſtand. Die beiden Himmliſchen näherten ſich, nachdem ſie menſchliche Geſtalt angenommen hatten; Prometheus begrüßte Alle höflich, wandte ſich dann an Einen, der der Angeſehenſte zu ſein ſchien, und fragte ihn, was man da thue.

Der Wilde. Man ißt, wie du ſiehſt.

Prometheus. Was für gute Gerichte habt ihr denn?

Der Wilde. Nur dies bischen Fleiſch.

Prometheus. Von wilden oder Hausthieren?

Der Wilde. Von Hausthieren; ſogar von meinem eigenen Sohn.

Prometheus. Haſt du ein Kalb zum Sohn, wie Paſiphae?

Der Wilde. Kein Kalb, ſondern einen Menſchen, wie alle Väter haben.

Prometheus. Biſt du bei Troſt? Jſſeſt du dein eigenes Fleiſch und Blut?

Der Wilde. Mein eigenes nicht, ſondern das von Dem da; denn nur zu dieſem Zweck habe ich ihn in die Welt geſetzt und mir die Mühe gegeben, ihn zu füttern.

Prometheus. Um ihn dann aufzueſſen?

Der Wilde. Warum wundert dich das? Auch ſeine Mutter, wenn ſie nicht mehr dazu taugt, Kinder zur Welt zu bringen, werde ich gleich aufeſſen.

Momus. Wie man erſt die Eier ißt und dann die Henne.

Der Wilde. Und meine anderen Weiber, ſobald ſie zum Gebären nicht mehr tauglich ſind, werde ich gerade ſo aufeſſen. Und dieſe meine Sclaven, die ihr hier ſeht, — würde ich ſie am Leben laſſen, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit Kinder von ihnen bekäme, die ich aufeſſen könnte? Sobald ſie aber alt geworden ſind, werde ich auch ſie aufeſſen, Einen nach dem Andern, falls ich am Leben bleibe.

Prometheus. Sage mir: gehören dieſe Sclaven zu deinem Volk oder zu einem andern?

Der Wilde. Zu einem andern.

Prometheus. Sehr weit von hier?

Der Wilde. Außerordentlich weit; zwiſchen ihren und unſern Häuſern fließt ein kleiner Bach.

Und indem er auf einen Hügel hinwies, ſetzte er hinzu: Da ſieh die Gegend, wo dies Volk gewohnt; aber die Unſern haben es vernichtet.

In dieſem Augenblick ſchien es dem Prometheus, als ob eine Menge dieſer Leute ihn mit ſo verliebten Blicken betrachteten, wie die Katze die Maus. Um daher nicht von ſeinen eigenen Geſchöpfen aufgefreſſen zu werden, ſchwang er ſich plötzlich in die Luft, und Momus folgte ſeinem Beiſpiel. Und ſo groß war die Furcht, die Beide hatten, daß ſie beim Fortfliegen die Speiſen dieſer Wilden mit derſelben Art von Unrath beſudelten, den die Harpyen aus Neid auf die Tafeln der Troer ausgoſſen. Jene aber, minder heikel und hungriger als die Gefährten des Aeneas, fuhren in ihrem Mahle fort, und Prometheus, der ſehr wenig von der neuen Welt erbaut war, wandte ſich ſogleich nach der älteſten, nach Aſien nämlich; faſt in einem Augenblick durchflogen ſie den Raum zwiſchen dem neuen und alten Indien und ließen ſich nahe bei Agra auf einem Felde nieder, wo eine zahlloſe Menge Volks verſammelt war. Alles drängte ſich um eine mit Holz gefüllte Grube, an deren Rande man auf der einen Seite einige Menſchen mit brennenden Fackeln im Begriff ſah, das Holz in Brand zu ſtecken. Auf der anderen Seite befand ſich auf einem Gerüſt ein junges Weib, mit den koſtbarſten Gewändern und barbariſchem Schmuck aller Art bedeckt, welches tanzte, ſchrie und die größte Fröhlichkeit zur Schau trug. Als Prometheus dies ſah, dachte er, da ſei eine neue Lucrezia oder Virginia oder Eine, die den Töchtern des Erechtheus, den

Iphigenien, den Codrus, Menecens, Curtius oder Decius nacheifere und, irgend einem Orakelſpruch gehorchend, ſich freiwillig für ihr Vaterland aufopfere. Als er dann hörte, die Frau opfere ſich nur, weil ihr Mann geſtorben ſei, glaubte er, es ſei etwa ein Fall wie mit der Alceſte, die Frau wolle um den Preis ihres eigenen Lebens ihren Gatten ins Leben zurückrufen. Als er aber erfuhr, daß ſie ſich nur darum verbrennen laſſen wollte, weil dies alle Wittwen ihrer Secte zu thun pflegten, und daß ſie ihren Mann immer gehaßt habe und betrunken ſei und daß der Leichnam, anſtatt wiedererweckt zu werden, in demſelben Feuer verbrannt werden ſollte, — wandte er plötzlich dieſem Schauſpiel den Rücken und ſchlug den Weg nach Europa ein. Unterwegs aber hatte er mit ſeinem Gefährten folgendes Geſpräch.

Momus. Hätteſt du wohl gedacht, als du mit ſo großer eigener Gefahr das himmliſche Feuer vom Himmel ſtahlſt, um es den Menſchen mitzutheilen, daß dieſe ſich ſeiner bedienen würden, theils um ſich ſelbſt unter einander in großen Töpfen zu kochen, theils um ſich freiwillig zu verbrennen?

Prometheus. Gewiß nicht. Aber bedenke, lieber Momus, daß Alle, die wir bisher geſehen, Barbaren geweſen ſind, und daß man von Barbaren nicht auf die menſchliche Natur ſchließen darf, ſondern nur von Culturvölkern. Zu ſolchen gehen wir jetzt, und ich bin feſt überzeugt, daß wir bei ihnen Reden und Thaten hören und ſehen werden, die dir nicht nur löblich, ſondern ſtaunenswerth vorkommen werden.

Momus. Ich für meinen Theil begreife nur nicht, wenn die Menſchen das vollkommenſte Geſchlecht des Univerſums ſind, warum ſie erſt civiliſirt werden müſſen, um ſich nicht ſelbſt zu verbrennen, oder ihre eigenen Kinder zu freſſen; da doch die andern Thiere ſämmtlich Wilde ſind, und trotzdem verbrennt ſich keines abſichtlich, außer dem Phönix, der ſich nirgends findet; ſehr wenige nur freſſen ſich unter einander auf, und noch wenigere nähren ſich von ihren eigenen Kindern, und das nur in ungewöhnlichen Fällen und nicht, weil ſie ſie zu dieſem Zweck erzeugt haben. Denke doch auch, daß von den fünf Welttheilen nur ein einziger, und der nicht einmal ganz und überdies an Größe mit keinem der vier anderen zu vergleichen, der von dir gerühmten Civiliſation theilhaft geworden iſt, wozu noch einige kleine Theilchen eines andern Welttheils kommen. Und du ſelbſt wirſt auch nicht ſagen können, daß dieſe Civiliſation vollkommen ſei, ſo daß heute die Leute in Paris oder Philadelphia im Allgemeinen alle Vollkommenheit erreicht hätten, deren ihre Gattung fähig ſein kann. Nun aber: um den gegenwärtigen Zuſtand noch unvollkommener Civiliſation zu erreichen, wie lange haben ſich dieſe Völker abquälen müſſen? So viel Jahre als vom Urſprung des Menſchengeſchlechts bis auf die jüngſten Zeiten verfloſſen ſind. Und faſt alle Erfindungen, die entweder durchaus nothwendig oder doch im höchſten Grade förderlich waren für den Fortſchritt der Cultur, haben ihren Urſprung nicht aus der Vernunft gehabt, ſondern aus Zufälligkeiten, ſo daß alſo die menſchliche Civiliſation

mehr ein Werk des Glücks, als der Natur iſt. Wo dieſe Zufälle nicht eingetreten ſind, ſehen wir die Völker noch im Zuſtande der Barbarei, obwohl ſie eben ſo alt ſind, wie die Culturvölker. Ich ſage alſo: wenn der Menſch im wilden Zuſtande in vieler Hinſicht tiefer ſteht als jedes andere Thier; wenn die Civiliſation, die der Gegenſatz der Barbarei iſt, auch heute noch nur erſt im Beſitz eines kleinen Theils des Menſchengeſchlechtes ſich befindet; wenn überdies auch dieſer Theil erſt nach einer unzähligen Reihe von Jahrhunderten und hauptſächlich durch die Gunſt des Zufalls anſtatt jeder anderen Urſache zu der gegenwärtigen Cultur gelangt iſt; endlich, wenn auch dieſe Cultur noch immer unvollkommen iſt: ſo erwäge doch einmal, ob deine Anſicht vom Menſchengeſchlecht ſich nicht wahrheitsgemäßer ſo ausſprechen ließe, daß daſſelbe allerdings, wie du glaubſt, das höchſte unter allen Gattungen von Weſen ſei, aber das höchſte in der Unvollkommenheit, nicht in der Vollkommenheit, mögen auch die Menſchen, wenn ſie reden und urtheilen, beſtändig beides mit einander verwechſeln, indem ſie von gewiſſen Vorausſetzungen ausgehen, die ſie ſelbſt gemacht haben und für handgreifliche Wahrheiten halten. Gewiß iſt, daß die anderen Arten von Geſchöpfen von Anbeginn an jedes für ſich ganz vollkommen waren, und wenn es auch nicht unzweifelhaft wäre, daß der Wilde, im Vergleich zu den anderen Thieren, weniger gut iſt, als alle, kann ich mich doch nicht davon überzeugen, daß der Menſch, weil er ſeinem Weſen nach höchſt unvollkommen in ſeiner eigenen Gattung iſt, darum

vollkommener ſein müſſe, als alle anderen Gattungen. Nimm noch hinzu, daß die menſchliche Civiliſation, die ſo ſchwer zu erreichen und vielleicht nie zur Vollendung zu bringen iſt, nicht einmal ſo beſtändig iſt, daß ſie nicht wieder in Verfall gerathen könnte; wie es ja auch in der That öfter und bei verſchiedenen Völkern, die auf eine ziemlich hohe Stufe der Cultur gelangt waren, ſich gezeigt hat. Ich muß aus alle dem den Schluß ziehen, daß, wenn dein Bruder Epimetheus den Richtern das Modell vorgezeigt hätte, mit deſſen Hülfe er den erſten Eſel oder den erſten Froſch geſchaffen, er vielleicht den Preis davongetragen hätte, der dir entgangen iſt. Jedenfalls aber will ich dir gerne zugeben, daß der Menſch höchſt vollkommen ſei, wenn du dich dazu verſtehen willſt, dies dahin zu definiren, daß es mit ſeiner Vollkommenheit ungefähr eben ſo bewandt ſei, wie nach Plotinus' Meinung mit der der Welt. Dieſe, ſagt Plotinus, iſt die beſte und unbedingt vollkommen; damit aber die Welt vollkommen ſei, muß ſie nothwendig unter allem Andern auch alle nur möglichen Uebel enthalten, und darum findet ſich in ihr auch wirklich ſo viel Böſes, als nur überhaupt darin Platz hat. Von dieſem Geſichtspunkt aus, würde ich vielleicht auch Leibniz beipflichten, daß die gegenwärtige Welt von allen möglichen Welten die beſte ſei.

Ohne Zweifel hätte Prometheus eine klare, bündige und dialektiſche Antwort auf alle dieſe Gründe in Bereitſchaft gehabt; aber eben ſo außer Zweifel iſt, daß er ſie bei ſich behielt; denn gerade in dieſem

Augenblick befanden ſie ſich über London, ließen ſich hier zur Erde hinab und ſahen eine große Menſchenmenge ſich um die Thür eines Privathauſes drängen. Sie miſchten ſich unter das Gewühl und betraten das Haus. Da fanden ſie auf einem Bette rücklings ausgeſtreckt einen Mann, der in der rechten Hand eine Piſtole hielt; er lag todt mit durchſchoſſener Bruſt, und neben ihm lagen zwei Kinder, die ebenfalls todt waren. Im Zimmer befanden ſich verſchiedene Leute vom Hauſe und einige Gerichtsperſonen, welche ſie verhörten, während ein Beamter das Protokoll aufnahm.

Prometheus. Wer ſind dieſe Unglücklichen?

Ein Diener. Mein Herr und ſeine Kinder.

Prometheus. Wer hat ſie getödtet?

Diener. Mein Herr alle drei.

Prometheus. Du willſt ſagen, die Kinder und ſich ſelbſt?

Diener. Ja wohl.

Prometheus. O, wie iſt das nur gekommen? Irgend ein ſchreckliches Unglück muß ihn getroffen haben.

Diener. Keines, daß ich wüßte.

Prometheus. Aber vielleicht war er arm, oder von Allen verachtet, oder hatte eine unglückliche Liebe, oder war bei Hofe in Ungnade gefallen?

Diener. Im Gegentheil, er war ſehr reich und von Allen geachtet; Liebeshändel kümmerten ihn nicht, und bei Hofe war er ſehr in Gunſt.

Prometheus. Wie aber iſt er dann in dieſe Verzweiflung gerathen?

Diener. Nur aus Lebensüberdruß, wie er ſelbſt in einem hinterlaſſenen Briefe erklärt hat.

Prometheus. Und was thun dieſe Juſtiz-beamten?

Diener. Sie unterſuchen nur, ob der Herr den Verſtand verloren hatte, oder nicht; denn falls er nicht verrückt geweſen, fällt ſein Vermögen nach dem Geſetz dem Staate anheim; und allerdings iſt wohl keine Möglichkeit dies zu verhindern.

Prometheus. Aber ſage mir, hatte er denn keinen Freund oder Verwandten, dem er dieſe Kinder hätte empfehlen können, ſtatt ſie zu tödten?

Diener. Gewiß, und unter andern einen, mit dem er ſehr intim war; dem hat er ſeinen Hund empfohlen.

Momus wollte eben Prometheus Glück wünſchen zu den herrlichen Früchten der Civiliſation und der Zufriedenheit, die ſo ſichtbar für unſer Leben daraus entſpringe, und wollte ihm auch bemerken, daß kein anderes Thier außer dem Menſchen ſich ſelbſt freiwillig tödte, oder in der Verzweiflung am Leben ſeine Kinder umbringe. Aber Prometheus kam ihm zuvor, und ohne erſt noch die beiden andern noch übrigen Welttheile beſuchen zu wollen, bezahlte er ihm die Wette.

VIII.

Ein Phyſiker und ein Metaphyſiker.

Phyſiker. Heureka! Heureka!

Metaphyſiker. Was giebt's? Was haſt du gefunden?

Phyſiker. Die Kunſt, lange zu leben.

Metaphyſiker. Und das Buch, das du da in der Hand haſt?

Phyſiker. Darin theile ich dieſe Kunſt mit; und wenn, Dank meiner Entdeckung, die anderen Menſchen lange leben werden, werde ich zum Mindeſten ewig leben, nämlich unſterblichen Ruhm erlangen.

Metaphyſiker. Thu, was ich dir ſagen will. Nimm ein bleiernes Käſtchen, lege dies Buch hinein, vergrabe es, und ehe du ſtirbſt, vergiß nicht den Ort zu bezeichnen, damit man hingehen und das Buch wieder ausgraben kann, ſobald erſt die Kunſt erfunden iſt, glücklich zu leben.

Phyſiker. Und bis dahin?

Metaphyſiker. Bis dahin wird das Buch unnütz ſein. Es würde mehr Werth in meinen Augen haben, wenn es die Kunſt lehrte, früh zu ſterben.

Phyſiker. Die kennt man ſchon lange, und es war nicht ſchwer, ſie zu erfinden.

Metaphyſiker. Jedenfalls ſcheint ſie mir werthvoller als die deinige.

Phyſiker. Warum?

Metaphyſiker. Weil, wenn das Leben nicht glücklich iſt, wie es bisher niemals war, wir beſſer daran ſind, wenn es kurz, als wenn es lang iſt.

Phyſiker. O behüte! Das Leben iſt an und für ſich gut, und Jeder wünſcht und liebt es von Natur.

Metaphyſiker. Das glauben die Menſchen, aber ſie täuſchen ſich ſelbſt, wie auch die Menge ſich täuſcht, wenn ſie glaubt, daß die Farben Eigenſchaften der Dinge ſeien, während ſie doch nicht von den Dingen herrühren, ſondern vom Licht. Ich behaupte, der Menſch wünſcht und liebt nur ſeine eigne Glückſeligkeit. Darum liebt er das Leben nur inſofern er es für das Werkzeug oder Subject dieſer Glückſeligkeit hält; ſo daß er eigentlich dieſe liebt und nicht jenes, obwohl er ſehr häufig beide mit einander verwechſelt. Allerdings iſt dieſer Irrthum, wie jener mit den Farben, natürlich. Daß aber die Liebe der Menſchen zum Leben nicht natürlich, oder, wollen wir ſagen, nicht nothwendig ſei, ſiehſt du daran, daß ſehr Viele in den alten Zeiten freiwillig den Tod erwählten, obwohl ſie hätten leben können, und auch in unſeren Zeiten ſehr Viele unter verſchiedenen Umſtänden ſich den Tod wünſchen und Einige ſich auch wirklich mit eigener Hand tödten. Das würde unmöglich ſein, wenn die Liebe zum bloßen Leben der

menſchlichen Natur eigen wäre; wie, da die Liebe zum eigenen Glück jedem lebenden Weſen eingeboren iſt, eher die Welt zu Grunde gehen würde, als daß irgend Jemand aufhörte, ſein Glück zu lieben und auf ſeine Weiſe danach zu ſtreben. Daß ferner das Leben an und für ſich gut ſei, ſollſt du mir erſt beweiſen, mit phyſiſchen oder metaphyſiſchen Gründen irgend einer Schule. Ich für mein Theil behaupte, daß ein glückliches Leben ohne Zweifel gut ſein würde, aber inſofern es glücklich, nicht inſofern es Leben iſt. Ein unglückliches Leben, inſofern es unglücklich iſt, iſt ein Uebel, und da die Natur, wenigſtens die menſchliche, es mit ſich bringt, daß Leben und Unglück nicht getrennt werden können, ſo erwäge ſelbſt, was daraus folgt.

Phyſiker. Bitte, laſſen wir dieſes Thema, das allzu melancholiſch iſt, auf ſich beruhen, und antworte mir ehrlich, ohne ſo viele Spitzfindigkeiten: wenn der Menſch ewig lebte und leben könnte — ich meine, ohne zu ſterben, nicht nach dem Tode — glaubſt du, daß ihm das nicht gefallen würde?

Metaphyſiker. Auf eine fabelhafte Vorausſetzung will ich mit einer Fabel antworten, um ſo mehr da ich niemals ewig gelebt habe, ſo daß ich nicht aus Erfahrung ſprechen kann, auch Niemand begegnet bin, der unſterblich geweſen wäre, und außer in Fabeln nirgend Perſonen dieſer Art erwähnt finde. Wenn Caglioſtro hier wäre, könnte er uns vielleicht einigermaßen darüber aufklären, da er etliche Jahrhunderte gelebt hat; obwohl er dann freilich ſtarb, wie alle Anderen, und alſo nicht wohl unſterblich

geweſen ſein kann. Alſo laß dir erzählen, daß der weiſe Chiron, der ein Gott war, auf die Länge des Lebens überdrüſſig wurde und Zeus um die Erlaubniß bat, ſterben zu dürfen, und auch wirklich ſtarb. Nun denke doch, wenn die Unſterblichkeit den Göttern unbequem wird, wie würde ſie es erſt den Menſchen werden. Die Hyperboräer, ein unbekanntes aber berühmtes Volk, zu denen man weder zu Lande noch zu Waſſer gelangen kann, die alle Güter in Fülle beſitzen, und beſonders wunderſchöne Eſel, von denen ſie Hekatomben zu machen pflegen, können, wenn ich nicht irre, unſterblich werden, da ſie weder Krankheiten noch Beſchwerden, weder Kriege noch Zwiſtigkeiten, weder Theuerung noch Verbrechen kennen. Gleichwohl ſterben ſie alle; denn wenn ſie ungefähr tauſend Jahre gelebt haben, werden ſie der Erde überdrüſſig, ſpringen freiwillig von einem gewiſſen Felſen ins Meer und ertränken ſich darin. Höre auch noch dieſe Fabel. Die Brüder Biton und Kleobis ſpannten ſich an einem Feſttage, da die Maulthiere nicht gerade bei der Hand waren, vor den Wagen ihrer Mutter, einer Prieſterin der Juno, und zogen ſie zum Tempel. Da bat dieſe die Göttin, die Frömmigkeit der Söhne mit dem größten Gut zu belohnen, das den Menſchen zu Theil werden könne. Juno, ſtatt ſie unſterblich zu machen, wie ſie wohl gekonnt hätte und wie es damals öfters geſchah, ließ die beiden Jünglinge ganz ſanft in jener nämlichen Stunde ſterben. Aehnlich erging es dem Agamedes und Trophonius. Nachdem ſie den Tempel zu Delphi vollendet hatten, baten ſie den Apollo, ſie zu bezahlen;

er antwortete, nach ſieben Tagen wolle er ſie befriedigen; ſo lange ſollten ſie ſich auf ihre Koſten gütlich thun. In der ſiebenten Nacht ſandte er ihnen einen ſanften Schlaf, von dem ſie noch aufwachen ſollen, und nach dieſem Lohn verlangten ſie keinen anderen. Da wir aber einmal bei Fabeln ſind, will ich dir noch eine erzählen, über die ich dir dann eine Frage ſtellen möchte. Ich weiß, daß es deine Collegen heutzutage für ausgemacht halten, das menſchliche Leben dauere in jedem bewohnten Lande und unter jedem Himmelsſtrich mit geringen Abweichungen naturgemäß eine gleich lange Zeit, wenn man jedes Volk im Großen und Ganzen betrachte. Aber irgend ein guter alter Autor erzählt, daß die Menſchen in einigen Gegenden Indiens und Aethiopiens nicht über vierzig Jahre alt werden; wer in dieſem Alter ſtirbt, ſtirbt ſehr alt, und ſiebenjährige Mädchen ſind ſchon heirathsfähig. Dieſer letztere Punkt beſtätigt ſich, wie wir wiſſen, faſt genau in Guinea, dem Dekan und anderen Gegenden der heißen Zone. Wenn wir alſo als wahr annehmen, daß es ein oder mehrere Völker giebt, bei denen die Grenze der Lebenszeit die vierzig Jahre nicht überſchreitet und zwar nach dem Geſetz der Natur, nicht, wie man von den Hottentotten geglaubt hat, aus anderen Gründen, ſo frage ich dich, ob du in dieſer Hinſicht die erwähnten Völker für unglücklicher hältſt oder für glücklicher als die anderen?

Phyſiker. Für unglücklicher, ohne Frage, da ſie früher ſterben.

Metaphyſiker. Ich bin aus demſelben Grunde der entgegengeſetzten Anſicht. Aber das iſt nicht der Punkt, auf den es ankommt. Merke ein wenig auf. Ich leugnete, daß das bloße Leben, nämlich das einfache Gefühl des eigenen Daſeins, Etwas ſei, das man naturgemäß lieben und wünſchen könne. Das aber, was mit größerem Recht ebenfalls Leben genannt wird, die Kraft und Fülle der Empfindungen, wird naturgemäß von allen Menſchen geliebt und gewünſcht. Denn jede lebhafte und ſtarke Thätigkeit oder Leidenſchaft wird, wenn ſie nur nicht unangenehm oder ſchmerzlich iſt, bloß weil ſie lebhaft und ſtark iſt, uns angenehm, wenn ihr auch jede andere erfreuliche Eigenſchaft abgeht. Nun würde aber bei den Menſchen, deren Leben nach dem Naturgeſetz in einem Zeitraum von vierzig Jahren, d. h. in der Hälfte der Zeit zu Ende ginge, welche die Natur den anderen Menſchen beſtimmt hat, dieſes Leben in jeder Beziehung doppelt ſo lebendig ſein, wie bei uns; denn da Jene in der Hälfte der Zeit wachſen, ihre Reife erlangen und auch wieder welken und ſterben müſſen, müßten auch die Lebensproceſſe ihrer Natur im Verhältniß zu dieſer Schnelligkeit in jedem Augenblick doppelt ſo ſtark ſein, als bei den Anderen, und auch ihre freiwilligen Handlungen, ihre äußere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, müßten dieſer größeren Vitalität entſprechen. So hätten ſie alſo in einem kürzeren Zeitraum dieſelben Quantität von Leben, wie wir, und dieſe, da ſie ſich auf eine geringere Zahl von Jahren vertheilte, würde ausreichen, um dieſelben ganz auszufüllen, oder doch nur wenige leere Stellen zu laſſen, während ſie für

eine doppelte Strecke der Zeit nicht ausreicht. Ihre Handlungen und Empfindungen würden, da ſie ſtärker wären und in einem engeren Kreiſe beſchloſſen, beinahe ausreichen, um ihre ganze Lebenszeit zu erfüllen und zu beleben, während in unſerer ſo viel längeren ſehr häufige und große Intervalle bleiben, die jeder lebhaften Handlung und Empfindung entbehren. Da nun nicht das bloße Daſein, ſondern nur das glückliche Daſein wünſchenswerth iſt und das gute oder böſe Loos jedes Einzelnen nicht nach der Zahl der Tage abgemeſſen wird, ſo ziehe ich den Schluß, daß das Leben jener Völker, das, je kürzer, um ſo weniger arm iſt an Vergnügen oder an dem, was ſo genannt wird, unſerem Leben vorzuziehen ſei, wie auch dem der erſten Könige Aſſyriens, Aegyptens, China's Indiens und anderer Länder, die, um zu unſeren Fabeln zurückzukehren, tauſende von Jahren lebten. Darum frage ich nicht nur nichts nach der Unſterblichkeit und will ſie gern den Fiſchen laſſen, denen Leuwenhoek ſie nachſagt (dafern ſie nicht von den Menſchen oder den Walfiſchen gefreſſen werden), ſondern, ſtatt das Wachsthum unſeres Körpers aufzuhalten oder zu unterbrechen, um das Leben zu verlängern, wie Maupertuis vorſchlägt, wünſchte ich, wir könnten es ſo beſchleunigen, daß wir unſer Leben auf die Lebensdauer jener Inſecten zuſammendrängten, die man Eintagsfliegen nennt, von denen die älteſten nicht über einen einzigen Tag hinaus leben und doch als Ur- und Urgroßväter ſterben ſollen. Dann, meine ich, würde keine Zeit zur Langenweile bleiben. Was denkſt du von dieſem Raiſonnement?

Phyſiker. Daß es mich durchaus nicht überzeugt, und daß, wenn du die Metaphyſik liebſt, ich mich an die Phyſik halte, ich meine, wenn du dich auf die Feinheiten einläſſeſt, betrachte ich die Sache im Groben und Ganzen und habe daran völlig genug. Ohne alſo durchs Mikroſkop zu ſehen, bin ich der Anſicht, daß das Leben ſchöner ſei als der Tod, und gebe daher jenem den Apfel, ſehe mir auch beide nicht nackt an.

Metaphyſiker. Dieſes Paris-Urtheil unterſchreibe ich. Wenn ich aber an die Sitte jener Barbaren denke, die für jeden unglücklichen Tag ihres Lebens ein ſchwarzes Steinchen in einen Köcher werfen und für jeden glücklichen Tag ein weißes, ſo frage ich, wie wenig weiße ſich wahrſcheinlich beim Tode eines Jeden in jenen Köchern gefunden haben mögen und welch große Menge ſchwarzer. Dann wünſchte ich alle Steinchen der Tage, welche ich noch zu leben habe, vor mir zu ſehen und alle ſchwarzen wegwerfen und von meinem Leben abziehen zu dürfen, um nur die weißen zu behalten, obwohl ich gewiß bin, daß ſie keinen großen Haufen ausmachen und daß ihr Weiß ſtark ins Grau ſpielen würde.

Phyſiker. Dagegen möchten Viele, wenn auch alle Steinchen ſchwarz wären und ſchwärzer als gewöhnlich, dennoch neue hinzuthun können, wenn auch von derſelben Farbe; denn ſie ſind überzeugt, kein Steinchen ſei ſo ſchwarz wie das letzte. Und ſolche Leute, zu denen auch ich gehöre, können in der That ihrem Leben viele Steinchen hinzufügen mit Hülfe der Kunſt, die ich in dieſem meinem Buche gelehrt habe.

Metaphyſiker. Denke und thue ein Jeder nach ſeinem Belieben; auch der Tod wird nicht verfehlen, nach ſeiner Manier zu handeln. Wenn du aber den Menſchen, indem du ihr Leben verlängerſt, wahrhaft nützen willſt, ſo erfinde die Kunſt, die Menge und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und Thätigkeiten zu vermehren. Dadurch wirſt du wirklich dem menſchlichen Leben Zuwachs verleihen, und wenn du die unermeßlichen Zeiträume ausfüllſt, in welchen unſer Daſein eher ein Vorhandenſein als ein Leben heißen kann, magſt du dich rühmen, es verlängert zu haben, und zwar ohne die Prätenſion, das Unmögliche möglich zu machen oder der Natur Gewalt anzuthun, vielmehr nur indem du ihr zu Hülfe kommſt. Glaubſt du nicht, daß die Alten mehr als wir gelebt haben, ſelbſt wenn ſie, bei den großen und unaufhörlichen Gefahren, denen ſie ausgeſetzt waren, gewöhnlich früher ſterben mußten? So wirſt du den Menſchen eine ſehr große Wohlthat erweiſen; denn ihr Leben war immer, ich will nicht ſagen glücklich, aber um ſo weniger unglücklich, je bewegter und beſchäftigter es war, natürlich nicht durch Schmerz und Ungemach. Wenn es aber ſo voll Müſſiggang und Langerweile iſt, daß man es leer nennen kann, muß man faſt Pyrrho's Ausſpruch beiſtimmen, daß zwiſchen Leben und Tod kein Unterſchied ſei. Wenn ich das glaubte, ſo ſchwöre ich dir, würde ich mich vor dem Tode nicht wenig fürchten. Am Ende aber muß doch das Leben lebendig, das heißt wirkliches Leben ſein, oder der Tod iſt ihm an Werth bei Weitem überlegen.

IX.

Torquato Taſſo und ſein Spiritus familiaris.

Der Geiſt. Wie geht dir's, Torquato?

Taſſo. Du weißt wohl, wie es einem gehen kann, der im Gefängniß ſitzt und bis an den Hals in Drangſal ſteckt.

Der Geiſt. Ei was, nach Tiſche iſt keine Zeit ſich darüber zu beklagen. Nimm dich zuſammen und laß uns miteinander darüber lachen.

Taſſo. Dazu tauge ich ſchlecht. Aber deine Gegenwart und deine Worte tröſten mich immer. Setz dich hier neben mich.

Der Geiſt. Sitzen ſoll ich? Das hat ſeine Schwierigkeiten für einen Geiſt; aber ſei's darum; nimm an, ich ſäße.

Taſſo. O daß ich meine Leonora wiederſehen könnte! So oft ſie mir wieder in den Sinn kommt, überläuft mich ein froher Schauder, der mich vom Kopf bis in die äußerſte Fußſpitze durchdringt, und jeder Nerv, jede Ader in mir fühlt die Erſchütterung. Manchmal, wenn ich an ſie denke, leben mir gewiſſe

Bilder und Gefühle wieder in der Seele auf, daß mir für jene kurze Zeit zu Muth iſt, als wäre ich noch derſelbe Torquato, der ich früher war, ehe ich wußte, was Leiden heißt und was die Menſchen ſind, jener Torquato, den ich nun ſo oft als todt beweine. Wahrhaftig ich möchte ſagen, daß die Kenntniß der Welt und die Uebung im Leiden in Jedem von uns den Menſchen, der er urſprünglich war, gleichſam unterdrücken und betäuben; von Zeit zu Zeit wacht derſelbe dann für eine kleine Weile wieder auf, aber immer ſeltener, je weiter die Jahre vorrücken. Immer mehr zieht er ſich dann in unſer Innerſtes zurück und verſinkt in immer tieferen Schlaf; bis er noch bei unſeren Lebzeiten ſtirbt. Mit Einem Wort: ich wundere mich, wie der Gedanke an ein Weib ſo große Macht haben kann, mir ſo zu ſagen die Seele zu erneuern und mich all mein Elend vergeſſen zu machen. Und wenn ich nicht jede Hoffnung verloren hätte, ſie wiederzuſehen, würde ich glauben, daß auch die Fähigkeit, glücklich zu ſein, mir noch nicht entſchwunden ſei.

Der Geiſt. Was hältſt du für angenehmer: ſeine Geliebte ſehen, oder an ſie denken?

Taſſo. Ich weiß nicht. So viel iſt gewiß: wenn ſie gegenwärtig war, ſchien ſie mir ein Weib; in der Ferne ſchien und ſcheint ſie mir eine Göttin.

Der Geiſt. Dieſe Göttinnen ſind ſo gütig, ſobald ſich ihnen Jemand nähert, ihre Göttlichkeit einzupacken, ſich die Strahlen ringsum auszuziehen und in die Taſche zu ſtecken, um den Sterblichen, der ihnen nahe kommt, nicht zu blenden.

Taſſo. Du haſt nur allzu ſehr Recht. Aber ſcheint dir das nicht recht ſchlimm von den Frauen, daß ſie, wenn man die Probe mit ihnen macht, ſo ganz anders werden, als wir ſie uns vorgeſtellt haben?

Der Geiſt. Ich kann nicht einſehen, was für eine Sünde es an ihnen ſein ſoll, daß ſie aus Fleiſch und Blut beſtehen, und nicht aus Nektar und Ambroſia. Welches Ding in der Welt hat nur einen Schatten oder ein Tauſendſtel von der Vollkommenheit, die ihr an den Frauen zu finden wähnt? Auch ſcheint mir's ſeltſam, daß ihr euch gar nicht wundert, daß die Männer Menſchen ſind, das heißt nicht ſonderlich löbliche und liebenswürdige Geſchöpfe, und doch nicht begreifen könnt, wie es zugeht, daß die Frauen in der That keine Engel ſind.

Taſſo. Trotz alledem ſterbe ich vor Sehnſucht, ſie wieder zu ſehen und wieder zu ſprechen.

Der Geiſt. Sei ruhig, dieſe Nacht im Traume werde ich ſie zu dir bringen, ſchön wie die Jugend und ſo huldreich, daß du dir ein Herz faſſen wirſt, viel freier und munterer mit ihr zu reden, als du je zuvor gethan haſt. Ja, zuletzt wirſt du ihr die Hand drücken, und ſie wird dich ſo innig anblicken, daß die Wonne, die dann dein Herz beſchleicht, dich überwältigen wird. Morgen dann den ganzen Tag, ſo oft du an dieſen Traum denken wirſt, wird dir das Herz vor zärtlicher Freude hüpfen.

Taſſo. Ein ſchöner Troſt: ein Traum ſtatt der Wahrheit.

Der Geiſt. Was iſt Wahrheit?

Taſſo. Pilatus wußte es eben ſo wenig wie ich.

Der Geiſt. Gut, ſo will ich für dich antworten. Wiſſe, zwiſchen Wahrem und Erträumtem iſt kein anderer Unterſchied, als daß dieſes zuweilen viel ſchöner und ſüßer ſein kann, als jemals die Wirklichkeit iſt.

Taſſo. Ein erträumtes Vergnügen iſt alſo ſo viel werth wie ein wirkliches?

Der Geiſt. So glaube ich. Ja, ich kenne Jemand, der, wenn die Frau, die er liebt, ihm in einem holden Traum erſchienen iſt, den ganzen folgenden Tag es vermeidet, ihr zu begegnen und ſie wiederzuſehen, da er weiß, daß ſie den Vergleich nicht aushalten könnte mit jenem Bilde, von dem der Traum ihm den Eindruck zurückgelaſſen, und daß das wahre Bild, indem es das falſche aus ſeiner Seele verdrängte, ihn des außerordentlichen Vergnügens, das er dieſem verdankt, berauben würde. Darum ſind die Alten, die in Bezug auf alle der menſchlichen Natur erreichbaren Arten von Genüſſen viel eifriger, klüger und erfindungsreicher waren, nicht zu tadeln, wenn ſie danach trachteten, ſich auf verſchiedene Weiſe die Süßigkeit und Ergötzlichkeit der Träume zu verſchaffen; noch auch war es unrecht von Pythagoras, daß er verbot, Bohnen zu eſſen, da man dadurch unruhige und düſtere Träume zu bekommen glaubte; und die Abergläubiſchen ſind zu entſchuldigen, die vor dem Schlafengehen zu Mercur, dem Führer der Träume, zu beten und ihm Wein zu ſprengen pflegten, damit er ihnen heitere Träume ſchicke; zu welchem Zweck ſie das Bild des Gottes am Fußende der Bettſtatt in Holz geſchnitzt hatten. Da ſie niemals, ſo lange ſie wach waren, Glückſeligkeit erlangen konnten, ſuchten

ſie wenigſtens im Schlaf glücklich zu ſein; und ich glaube auch, daß ſie es wenigſtens zum Theil und einigermaßen erreichten und von Mercur beſſer als von den andern Göttern erhört wurden.

Taſſo. Demnach, da die Menſchen doch nur für das Vergnügen, das leibliche oder geiſtige, auf die Welt kommen und leben, müſſen wir uns, wenn das Vergnügen einzig oder hauptſächlich in Träumen beſteht, entſchließen zu leben um zu träumen; ein Nothbehelf, zu dem ich in der That mich nicht bequemen kann.

Der Geiſt. Du haſt dich ſchon dazu bequemt und behilfſt dich damit, da du lebſt und damit einverſtanden biſt, zu leben. Was iſt denn Vergnügen?

Taſſo. Ich habe nicht ſoviel Uebung darin, um ſagen zu können, was es iſt.

Der Geiſt. Niemand kennt es aus der Praxis, ſondern nur aus der Speculation; denn das Vergnügen iſt etwas Speculatives, nichts Reales; ein Verlangen, kein Factum; ein Gefühl, das der Menſch mit dem Gedanken erzeugt und nicht erlebt; oder beſſer geſagt, ein Begriff, kein Gefühl. Bemerkt ihr nicht, daß gerade in dem Augenblick eures Vergnügens ſelbſt, wenn ihr es auch unendlich erſehnt und mit unſäglichen Mühen und Beſchwerden euch errungen habt, dennoch, da der Genuß, den ihr in jedem dieſer Augenblicke habt, euch nicht befriedigen kann, ihr immer einen noch größeren und wahreren Genuß erwartet, worin überhaupt jenes ganze Vergnügen beſteht, und euch ſo gleichſam beſtändig auf die künftigen Momente dieſes nämlichen Ver-

gnügens vertröſtet? Dieſes aber hört immer auf, ehe der Augenblick, der euch befriedigen ſoll, eintritt, und läßt euch kein anderes Glück als die blinde Hoffnung, bei einer anderen Gelegenheit beſſer und wahrhafter zu genießen, und den Troſt, euch einzubilden und vorzuſagen, daß ihr genoſſen hättet, und auch Anderen davon zu erzählen, nicht bloß aus Eitelkeit, ſondern um euch dadurch in der Ueberzeugung zu beſtärken, die ihr euch ſelbſt beibringen möchtet. Wer darum ſich darein ergiebt, zu leben, thut es in Wahrheit zu keinem andern Zweck und mit keinem andern Gewinn, als um zu träumen; das heißt, zu glauben, daß er genießen werde oder genoſſen habe, was beides nur Einbildungen ſind.

Taſſo. Können die Menſchen niemals glauben, daß ſie in einem gewiſſen Augenblicke wirklich genießen?

Der Geiſt. Sobald ſie das glaubten, würden ſie wirklich genießen. Aber ſage mir ſelbſt, ob du in irgend einem Augenblick deines Lebens dich erinnern kannſt mit voller, aufrichtiger Ueberzeugung geſagt zu haben: ich genieße. Wohl haſt du Tag für Tag geſagt und ſagſt es noch ganz aufrichtig: ich werde genießen; und zuweilen auch, aber ſchon minder aufrichtig: ich habe genoſſen. So iſt alſo das Vergnügen ſtets entweder vergangen oder zukünftig, aber nie gegenwärtig.

Taſſo. Was ſo viel heißt als: es iſt nie vorhanden.

Der Geiſt. So ſcheint es.

Taſſo. Auch in den Träumen.

Der Geiſt. Genau genommen, ja.

Taſſo. Und dennoch iſt nicht nur der weſentliche, ſondern der einzige Gegenſtand und Endzweck unſeres Lebens das Vergnügen ſelbſt, wenn wir unter Vergnügen Glückſeligkeit verſtehen; und das ſollte doch in der That das Vergnügen ſein, aus welcher Quelle auch immer es entſpränge.

Der Geiſt. Sicherlich.

Taſſo. Demnach iſt unſer Leben, da es beſtändig ſeinen Zweck verfehlt, fortwährend unvollkommen, und das Leben darum ſeiner eigenen Natur nach ein gewaltſamer Zuſtand.

Der Geiſt. Vielleicht.

Taſſo. Ich finde dabei kein Vielleicht. Aber warum leben wir dann überhaupt? ich will ſagen: willigen wir ein, zu leben?

Der Geiſt. Was weiß ich davon? Das müßt ihr beſſer wiſſen, die ihr Menſchen ſeid.

Taſſo. Ich meines Theiles ſchwöre dir, daß ich es nicht weiß.

Der Geiſt. So frage Andere, Weiſere danach, vielleicht findeſt du Einen, der dir dieſen Zweifel löſ't.

Taſſo. Das will ich thun. Gewiß aber iſt dies ganze Leben, das ich führe, ein gewaltſamer Zuſtand; denn wenn ich auch von den Schmerzen abſehe, ſchon allein die Langeweile bringt mich um.

Der Geiſt. Was iſt Langeweile?

Taſſo. In dieſem Punkt fehlt es mir nicht an Erfahrung, um deine Frage zu beantworten. Mir ſcheint, die Langeweile iſt von derſelben Beſchaffenheit wie die Luft, die alle Zwiſchenräume zwiſchen den körperlichen Dingen und jeden leeren Raum

im Innern derſelben ausfüllt; und wo ein Körper ſich entfernt, ohne daß ein anderer an ſeine Stelle tritt, da dringt ſie unverzüglich nach. So werden alle Intervalle des menſchlichen Lebens zwiſchen Vergnügungen und Leiden von der Langenweile ausgefüllt. Wie es nun in der Welt der Materie nach den Peripatetikern keinen leeren Raum giebt, ſo giebt es auch keinen in unſerm Leben, außer wenn der Geiſt aus irgend einem Grunde den Gebrauch der Denkkraft ſuspendirt. In der ganzen übrigen Zeit befindet ſich der Geiſt, auch für ſich ſelbſt betrachtet und als getrennt von ſeinem Körper, in irgend einem Leidenszuſtand, da ihm die Unerfülltheit von irgend einem Vergnügen oder Unbehagen nothwendig Langeweile erzeugen muß. Auch dieſe nämlich iſt ein Leidenszuſtand, gerade ſo wie der Schmerz und das Vergnügen.

Der Geiſt. Und da nun all eure Vergnügen von einem den Spinneweben ähnlichen Stoffe ſind, äußerſt dünn, fadenſcheinig und transparent, ſo dringt, wie die Luft in dieſe, die Langeweile von allen Seiten in jene und füllt ſie aus. Ich glaube wahrhaftig, daß man unter Langerweile nichts Anderes zu verſtehen habe, als das einfache Verlangen nach Glückſeligkeit, das durch kein Vergnügen befriedigt und auch nicht geradezu durch ein Ungemach beleidigt wird. Dieſes Verlangen, wie wir vorhin geſagt haben, wird nie geſtillt, und Vergnügen iſt eigentlich nirgend zu finden; ſo daß das menſchliche Leben ſo zu ſagen aus Schmerz und Langerweile zuſammengeſetzt und damit durchwebt iſt. Jedem dieſer Leidens-

zuſtände entrinnt er nur, um dem andern zu verfallen. Und dies iſt nicht dein beſonderes Schickſal, ſondern das gemeine Menſchenloos.

Taſſo. Welches Mittel könnte gegen die Langeweile helfen?

Der Geiſt. Schlaf, Opium und Schmerz. Und dieſer letztere iſt der mächtigſte von den dreien. Denn während der Menſch leidet, langweilt er ſich keinesfalls.

Taſſo. Statt dieſe Arznei zu nehmen, ergebe ich mich lieber darein, mich mein Lebenlang zu langweilen. Aber die Mannichfaltigkeit von Handlungen, Beſchäftigungen und Gefühlen, wenn ſie uns auch nicht von der Langenweile befreit, weil ſie uns ein wahres Vergnügen nicht bereiten kann, erleichtert und lindert ſie uns doch immerhin. Jedoch in dieſem Gefängniß, abgeſchieden von allem menſchlichen Verkehr, da mir auch das Schreiben verſagt iſt und ich darauf beſchränkt bin, zum Zeitvertreibe auf die Schläge der Uhr zu achten, die Latten, Sprünge und Wurmlöcher in der Decke zu zählen, das Pflaſter des Fußbodens zu betrachten, mich an den Motten und Mücken zu ergötzen, die durch das Zimmer ſchwirren, und faſt alle Stunden auf dieſelbe Weiſe hinzubringen, habe ich Nichts, was mir die Laſt der Langenweile nur irgendwie erleichtern könnte.

Der Geiſt. Sage mir, wie lang iſt es ſchon her, daß du dies Leben führen mußt?

Taſſo. Mehrere Wochen, wie du weißt.

Der Geiſt. Haſt du vom erſten Tage an bis heute keinen Unterſchied in der Langenweile wahrgenommen, die du erdulden mußt?

Taſſo. Gewiß war ſie Anfangs ſtärker. Denn nach und nach gewöhnt ſich mein Geiſt, der ſich mit nichts Anderm beſchäftigt und zerſtreut, immer mehr und findet immer größeres Vergnügen daran, ſich mit ſich ſelbſt zu unterhalten, und erlangt immer mehr Uebung und Fähigkeit darin, zu ſich ſelbſt zu ſprechen, ja zu ſchwatzen, ſo daß es mir ſchon oft ſo vorkommt, als hätte ich in meinem Kopf eine Geſellſchaft von Leuten, die mit einander plaudern, und jeder geringſte Gegenſtand, der mir einfällt, genügt, um mit mir ſelbſt ein langes Geſpräch darüber anzuſpinnen.

Der Geiſt. Dieſe Gewohnheit wird, wie du erleben wirſt, täglich zunehmen und ſich befeſtigen, ſo daß, wenn du dann wieder die Freiheit haben wirſt, mit andern Menſchen umzugehen, du dir unbeſchäftigter in ihrer Geſellſchaft vorkommen wirſt, als in deiner Einſamkeit. Und glaube nicht, daß dies Eingewöhnen in eine ſolche Lebensweiſe nur Menſchen von deiner Art begegne, die ſchon ſonſt zu meditiren pflegten; vielmehr zeigt ſich das in kürzerer oder längerer Friſt bei Jedem. Ueberdies bringt dieſe Trennung von den Menſchen und ſo zu ſagen vom Leben ſelbſt den Vortheil mit ſich, daß der Menſch, auch wenn er durch Erfahrung der menſchlichen Dinge überdrüſſig, über ſie aufgeklärt und ihnen abhold iſt, dadurch, daß er ſich nach und nach daran gewöhnt ſie von Neuem und aus der Ferne zu betrachten, wo ſie viel ſchöner und ſtattlicher erſcheinen als in der Nähe, ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit vergiſſt, wieder beginnt, die Welt ſich nach ſeinem Sinne zu bilden und gleichſam neuzuſchaffen, das Leben zu

ſchätzen, zu lieben und wünſchenswerth zu finden; und mit ſolchen Hoffnungen, wenn ihm nicht durchaus die Möglichkeit oder die Hoffnung abgeſchnitten iſt, der menſchlichen Geſellſchaft wiedergegeben zu werden, nährt und ergötzt er ſich dann wieder wie in ſeinen jungen Tagen. So thut alſo die Einſamkeit faſt, was die Jugend gethan, oder verjüngt doch ſicherlich den Geiſt, ſtärkt und befeuert die Phantaſie und erneuert im welterfahrenen Menſchen die Wohlthaten jener anfänglichen Unerfahrenheit, nach der du dich ſehnſt. Ich verlaſſe dich aber jetzt; denn ich ſehe, daß du ſchläfrig wirſt, und gehe, um dir den ſchönen Traum zu verſchaffen, den ich dir verſprochen habe. So, zwiſchen Träumen und Phantaſiren, wirſt du das Leben hinbringen und keinen anderen Gewinn davon haben, als es eben hinzubringen. Denn dies iſt der einzige Vortheil, den das Leben in der Welt gewährt, und der einzige Zweck, den ihr jeden Morgen beim Aufwachen euch vornehmen müßt. Sehr oft müßt ihr es an den Zähnen hinſchleppen, und glücklich der Tag, wo ihr das Leben mit der Hand hinter euch herziehen oder es auf dem Rücken tragen könnt. Aber am Ende verläuft dir die Zeit nicht langſamer in dieſem Gefängniß, als deinem Unterdrücker in ſeinen Sälen und Gärten. Lebewohl!

Taſſo. Lebewohl! Aber höre, deine Unterhaltung tröſtet mich ſehr. Nicht, daß ſie meine Traurigkeit unterbräche, die meiſtentheils wie eine ſehr finſtere Nacht ohne Mond und Sterne mich umgiebt; aber wenn du bei mir biſt, gleicht ſie einer

ſanften Dämmerung, die eher angenehm als läſtig iſt. Damit ich nun in Zukunft dich rufen oder finden kann, wenn ich dich brauche, ſage mir, wo du dich aufzuhalten pflegſt.

Der Geiſt. Weißt du das noch nicht? In einem feurigen geiſtigen Getränk.

X.

Die Natur und ein Isländer.

Ein Isländer, der den größten Theil der Welt durchwandert und in den verschiedensten Ländern sich aufgehalten hatte, ging einmal durch das Innere von Afrika, und als er den Aequator passirte, begegnete ihm an einer Stelle, wohin noch nie ein Mensch vorgedrungen war, etwas Aehnliches wie dem Vasco de Gama, als er das Cap der guten Hoffnung umschiffte und jenes Cap selbst, der Wächter der südlichen Meere, in Riesengestalt vor ihn hintrat, um ihn von der Erforschung dieser neuen Gewässer abzuhalten.* Er sah von Weitem eine sehr große Büste, von der er Anfangs glaubte, sie müsse von Stein sein, wie die kolossalen Hermen, die er vor vielen Jahren auf der Insel Pasqua gesehen hatte. Als er aber näher kam, fand er, daß es eine ungeheuer große Frauengestalt war, die auf der Erde saß, den Oberleib aufgerichtet, den Rücken und Ellenbogen an einen Berg gelehnt; nicht von Künstlerhand gebildet, sondern lebendig,

---

* Camoens, Lusiaden, Ges. 5.

das Geſicht zugleich ſchön und furchtbar, mit ſehr ſchwarzen Augen und Haaren. Das Weib ſah ihn ſtarr an, und nachdem ſie ſo eine geraume Zeit ſtumm geblieben waren, redete ſie ihn endlich folgendermaßen an:

Natur. Wer biſt du? Was ſuchſt du in dieſen Gegenden, wo man Deinesgleichen früher nicht kannte?

Isländer. Ich bin ein armer Isländer, der der Natur zu entfliehen ſucht, und nachdem ich faſt mein ganzes Leben lang durch hundert Gegenden der Erde vor ihr geflohen bin, fliehe ich ſie nun auch hier.

Natur. So flieht das Eichhörnchen vor der Klapperſchlange, bis es ihr ſelbſt in den Rachen fällt. Ich bin Die, vor der du fliehſt.

Isländer. Die Natur?

Natur. Niemand anders.

Isländer. Das thut mir herzlich leid, und ich bin überzeugt, ein größeres Unglück hätte mir nicht begegnen können.

Natur. Du hätteſt wohl denken können, daß ich beſonders in dieſen Gegenden mich aufhalten würde, wo ſich, wie du weißt, meine Macht mehr als anderswo zu erkennen giebt. Aber was hat dich denn bewogen, vor mir zu fliehen?

Isländer. Du mußt wiſſen, daß ich ſchon von Jugend auf, ſo wenig Erfahrung ich noch hatte, von der Nichtigkeit des Lebens und der Thorheit der Menſchen klar überzeugt war; denn ich ſah dieſelben beſtändig im Kampf mit einander, um Freuden zu erringen, die nicht erfreuen, und Güter, die nichts nützen, und ſah ſie abwechſelnd zahl-

loſe Sorgen, zahlloſe Uebel, die wirklich quälen und ſchaden, ertragen und einander verurſachen und ſich um ſo weiter vom Glück entfernen, je mehr ſie es ſuchen. Aus dieſen Erwägungen entſagte ich jedem anderen Wunſch und beſchloß, ohne irgend Jemand beſchwerlich zu fallen, ohne irgendwie nach Beſſerung meines Zuſtandes zu trachten oder mit Irgendwem um irgend ein Gut der Welt zu ſtreiten, ein verborgenes und ruhiges Leben zu führen; und da ich auf Freuden, die ja unſerem Geſchlecht verſagt ſind, verzichtete, beſchäftigte mich keine andere Sorge, als wie ich mich von Leiden fern halten könnte. Damit will ich nicht ſagen, daß ich darauf bedacht geweſen wäre, mich aller körperlichen Beſchäftigungen und Anſtrengungen zu enthalten; denn du weißt wohl, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Anſtrengung und Beſchwerde, zwiſchen ruhigem und müßigem Leben; und gleich Anfangs, als ich dieſen Entſchluß auszuführen begann, mußte ich erfahren, wie thöricht die Hoffnung iſt, man könne, wenn man, ohne irgend Jemand zu kränken, unter den Menſchen lebe, den Kränkungen von Seiten der Anderen entgehen und dadurch, daß man immer freiwillig nachgäbe und ſich in allen Dingen mit dem geringſten Antheil begnügte, es dahin bringen, daß einem auch nur ein kleines Plätzchen gegönnt und jener geringſte Antheil nicht beſtritten würde. Indeſſen ſchützte ich mich leicht vor den Beläſtigungen durch die Menſchen, indem ich ihre Geſellſchaft mied und mich in Einſamkeit zurückzog, was man auf meiner heimathlichen Inſel leicht erreichen kann. Als ich es aber dahin gebracht hatte

und nun faſt ohne jeden Schimmer eines Vergnügens lebte, konnte ich mich doch nicht von Leiden freihalten. Denn die Länge des Winters, die Heftigkeit der Kälte und die außerordentliche Glut des Sommers, die jenem Lande eigenthümlich ſind, quälten mich beſtändig, und das Feuer, neben dem ich die meiſte Zeit mich aufhalten mußte, dörrte mir die Glieder und peinigte mir die Augen mit dem Rauch, ſo daß ich mich weder im Hauſe noch unter freiem Himmel vor beſtändigem Unbehagen ſchützen konnte. Auch die friedliche Stille meines Lebens konnte ich mir nicht erhalten, auf die von Anfang an all meine Gedanken gerichtet waren; denn die furchtbaren Stürme auf dem Meere und auf dem Lande, das drohende Gebrüll des Berges Hekla, die Angſt vor Feuersbrünſten, die in hölzernen Häuſern, wie die unſrigen, ſo häufig ſind, ließen mich nie zur Ruhe kommen. Alle dieſe Unbequemlichkeiten eines immer gleichförmigen Lebens, dem jede andere Begierde und Hoffnung fehlt und faſt auch jede andere Sorge, als die um Ruhe, fallen nicht wenig ins Gewicht und ſind viel unerträglicher, als ſie demjenigen vorkommen mögen, deſſen Seele größtentheils mit den Sorgen des bürgerlichen Lebens und dem Unheil, das von den Menſchen kommt, erfüllt iſt. Als ich daher ſah, daß, jemehr ich mich auf mich beſchränkte und gleichſam in mich ſelbſt zuſammenzog, — damit nur mein Daſein Niemand auf der Welt läſtig oder ſchädlich wäre — ich es um ſo weniger dahin bringen konnte, daß die anderen Dinge mich nicht beunruhigten und mir zu ſchaffen machten: beſchloß ich, Ort und Klima zu wechſeln, um zu ſehen,

ob ich in irgend einer Gegend der Erde ungekränkt leben könnte, wenn ich Niemand kränkte, und ohne Leiden, wenn ich auf Freuden verzichtete. In dieſem Entſchluß beſtärkte mich auch noch der Gedanke, daß du vielleicht dem menſchlichen Geſchlecht nur ein einziges Klima der Erde beſtimmt hätteſt (wie du es ja auch mit jeder anderen Thier- und Pflanzengattung gethan haſt) und gewiſſe Gegenden, außerhalb deren die Menſchen nicht gedeihen, noch ohne Mühe und Elend leben könnten, ſo daß nun nicht du, ſondern ſie allein die Schuld hätten, wenn ſie ſich über die Grenzen, die deine Geſetze den menſchlichen Anſiedlungen vorgeſchrieben, leichtſinnig hinweggeſetzt hätten. Nun habe ich faſt die ganze Welt durchſucht und faſt alle Länder kennen gelernt, immer meinem Vorſatz getreu, den anderen Geſchöpfen ſo wenig als irgend möglich beſchwerlich zu fallen und nur nach einem ruhigen Leben zu ſtreben. Aber in den Tropen bin ich von der Hitze verſengt, in den Polargegenden von der Kälte ergriffen worden; in den Ländern der gemäßigten Zone hat mich der jähe Wechſel der Witterung gequält, und überall haben die Erſchütterungen der Elemente mir zu ſchaffen gemacht. Verſchiedene Orte habe ich geſehen, wo kein Tag ohne ein Gewitter vergeht, wo du alſo täglich den Bewohnern, die dir nicht das Geringſte zu Leide gethan haben, eine förmliche Schlacht lieferſt. An anderen Orten wird die beſtändige Heiterkeit des Himmels aufgewogen durch die Häufigkeit der Erdbeben, die Menge und Wuth der Vulcane, die unterirdiſche Gährung des ganzen Erdbodens. Maßlos heftige

Stürme und furchtbare Wirbelwinde regieren in den Gegenden und Jahreszeiten, die vor anderer Wuth der Elemente ſicher ſind. Zuweilen habe ich das Dach über meinem Haupte krachen hören unter der großen Wucht des Schnees; dann wieder hat ſich in Folge heftiger Regengüſſe der Erdboden ſelbſt geſpalten und iſt mir unter den Füßen gewichen; hin und wieder habe ich Hals über Kopf fliehen müſſen vor den Flüſſen, die mich verfolgten, als hätte ich mir irgend ein Unrecht gegen ſie zu Schulden kommen laſſen. Viele wilde Thiere, die ich nicht im Mindeſten gereizt hatte, haben mich verſchlingen, viele Schlangen mich vergiften wollen; an mehreren Orten wäre ich um ein Haar von geflügelten Inſecten bis auf die Knochen aufgezehrt worden. Ich ſchweige von den unzähligen täglichen Gefahren, die ſtets dem Menſchen drohen, ſo daß ein alter Philoſoph kein wirkſameres Mittel gegen die Furcht zu nennen weiß, als die Erwägung, daß Alles zu fürchten wäre.* Auch Krankheiten haben mich nicht verſchont, obwohl ich ſtets in allen leiblichen Genüſſen nicht bloß mäßig war und noch bin, ſondern mich mit der bloßen Nothdurft begnüge. Ich habe mich oft darüber gewundert, welch tiefe und unerſättliche Begierde nach Genuß du uns eingepflanzt haſt, ohne den unſer Leben nur etwas ſehr Unvollkommenes iſt, da ihm das fehlt, wonach es naturgemäß begehrt, und wie du doch wieder verordnet haſt, daß dieſer Genuß ſelbſt unter Allem, was die Menſchen thun, der körperlichen Kraft und Ge-

* Seneca: Natural. quaestion. lib. VI, cap. 2.

ſundheit faſt am meiſten ſchadet, für jede Perſon die unheilvollſten Folgen mit ſich führt und das Leben ſelbſt am meiſten verkürzt. Aber bei alledem, obwohl ich mich faſt immer und gänzlich jedes Genuſſes enthielt, habe ich es doch nicht vermeiden können, in viele und mannichfache Krankheiten zu verfallen; einige haben mich dem Tode nahe gebracht; durch andere hätte ich beinah irgend ein Glied meines Körpers verloren oder Gefahr gelaufen, beſtändig ein noch elenderes Leben als früher zu führen, und alle haben mir mehrere Tage oder Monate lang Leib und Seele mit tauſend Plagen und Schmerzen heimgeſucht. Und doch, obwohl Jeder von uns, wenn er krank iſt, Leiden erfährt, die ihm neu und ungewohnt ſind, und noch größeres Unglück, als er ſonſt zu ertragen hat (als ob das menſchliche Leben nicht ſonſt ſchon elend genug wäre), haſt du dem Menſchen zur Entſchädigung keine Zeit gegeben voll überſchwänglicher und ungewöhnlicher Geſundheit, wo er auch Freuden genießen könnte von ungewöhnlicher Art und Stärke. In den Ländern, die faſt immer mit Schnee bedeckt ſind, bin ich faſt blind geworden, wie es gewöhnlich den Lappen in ihrer Heimath geſchieht. Von der Sonne und der Luft, die für unſer Leben ſo wichtig, ja nothwendig ſind und die wir daher nicht meiden können, werden wir beſtändig geplagt: von dieſer durch Feuchtigkeit, Rauhheit und andere Einflüſſe; von jener durch ihre Hitze und durch das Licht ſelbſt, ſo daß der Menſch nie ohne eine größere oder geringere Unbequemlichkeit oder Gefahr ſich der einen oder der anderen ausſetzen kann. Kurz, ich

erinnere mich nicht, auch nur einen einzigen Tag meines Lebens ohne irgend ein Ungemach verbracht zu haben, während diejenigen Tage zahllos ſind, an denen ich nie einen Schatten von Genuß gehabt habe. Ich ſehe daher, daß es uns ebenſo vorbeſtimmt und unvermeidlich iſt, zu leiden, wie nicht zu genießen, ebenſo unmöglich, irgendwie in Ruhe zu leben, wie in Unruhe zu leben ohne Elend, und ich muß daraus ſchließen, daß du eine offene Feindin der Menſchen und der anderen Thiere und alles Deſſen biſt, was du geſchaffen haſt; bald lauerſt du uns auf, bald drohſt du uns, bald greifſt du uns an, ſtichſt, ſchlägſt, zerreißeſt uns, mißhandelſt oder verfolgſt uns immer und biſt aus Gewohnheit und innerer Nothwendigkeit der Henker deiner eigenen Familie, deiner Kinder und, ſo zu ſagen, deines eigenen Fleiſches und Blutes. Darum habe ich auch nicht mehr die geringſte Hoffnung, da ich eingeſehen habe, daß die Menſchen endlich Jeden zu verfolgen aufhören, der ſie flieht oder ſich verbirgt in der ehrlichen Abſicht, ſie zu fliehen oder ſich vor ihnen zu verbergen, daß du aber durch nichts bewogen wirſt, von der Verfolgung gegen uns abzuſtehen, bis du uns vernichteſt. Und ſchon ſehe ich die bittere und traurige Zeit des Greiſenalters mir nahe bevorſtehen, dieſes wahrhafte und unleugbare Uebel, in welchem alle anderen Uebel und ſchweren Leiden gipfeln, und zwar nicht zufällig, ſondern durch dein Geſetz allen Geſchlechtern der Lebendigen vorbeſtimmt, von einem Jeden von uns ſchon ſeit der Kindheit vorausgeſehen und von ſeinem fünften Luſtrum an beſtändig in ihm vorbereitet, durch ein klägliches

Verfallen und Hinſchwinden, das er nicht verſchuldet hat; ſo daß kaum ein Drittel des menſchlichen Lebens für die Blüte beſtimmt iſt, wenige Augenblicke für die Reife und Vollkommenheit, der ganze Reſt für den Verfall und das Ungemach, das aus ihm entſpringt.

Natur. Haſt du dir etwa eingebildet, die Welt ſei um euretwillen geſchaffen worden? Nun, ſo wiſſe denn, daß ich in Allem, was ich thue, anordne und bewirke, mit ſehr wenigen Ausnahmen immer ganz andere Zwecke vor Augen hatte und habe, als das Glück oder Unglück der Menſchen. Wenn ich euch irgendwie, und womit es auch immer ſei, verletze, merk' ich es doch nur ſehr ſelten, wie ich es auch gewöhnlich nicht weiß, wenn ich euch ergötze und wohlthue, da ich nicht, wie ihr glaubt, dieſe Dinge geſchaffen habe und jene Handlungen begehe, um euch zu erfreuen oder zu nutzen; ja ſelbſt wenn es mir begegnen ſollte, euer ganzes Geſchlecht zu vernichten, würde ich es nicht merken.

Isländer. Setzen wir den Fall, es lüde mich Jemand aus freien Stücken und ſehr dringend nach ſeiner Villa ein, und ich, um ihm einen Gefallen zu thun, ginge hin. Dort würde ich in einer ganz verfallenen und baufälligen Halle einquartiert, die mir beſtändig über dem Kopfe zuſammenzuſtürzen drohte, feucht, ſtinkend, dem Sturm und Regen zugänglich. Der Wirth, ſtatt es ſich angelegen ſein zu laſſen, mir irgend eine Unterhaltung zu verſchaffen oder irgend für meine Bequemlichkeit zu ſorgen, ließe mir im Gegentheil kaum das Nothdürftigſte zu meinem Unter-

halt reichen und ſchützte mich nicht einmal, wenn ſeine Kinder und ſeine übrige Familie mich mißhandelten, verſpotteten, ängſtigten und ſchlügen. Wenn er dann auf meine Klagen über dieſe ſchlechte Behandlung mir antwortete: Habe ich etwa dieſe Villa für dich gebaut? oder unterhalte ich dieſe meine Kinder und meine Leute zu deinem Dienſt? Ich habe an andere Dinge zu denken, als dich zu ergötzen und zu tractiren! — ſo würde ich darauf entgegnen: Sieh, mein Lieber, wie du dieſe Villa nicht eigens für mich gebaut haſt, ſo ſtand es dir auch frei, mich nicht dahin einzuladen. Da du aber ſelbſt gewollt haſt, daß ich hier wohnen ſollte, ziemt es dir nicht auch, dafür zu ſorgen, daß ich, ſoviel in deiner Macht ſteht, wenigſtens ohne Plage und Gefahr hier leben kann? So ſage ich auch jetzt. Ich weiß wohl, daß du die Welt nicht zu Nutz und Frommen der Menſchen erſchaffen haſt, eher möchte ich glauben, du habeſt ſie eigens zu ihrer Qual geſchaffen und eingerichtet. Nun frage ich: habe ich dich etwa gebeten, mich in dieſes Univerſum hineinzuverſetzen, oder habe ich mich ſelbſt gewaltſam und gegen deinen Willen eingedrängt? Wenn du aber ſelbſt mit freiem Willen und ohne mein Wiſſen und ſo, daß ich mich nicht wehren noch weigern konnte, mit eigenen Händen mich hier hingeſtellt haſt: iſt es nicht deine Pflicht, mich in dieſem deinem Reich, wenn auch nicht fröhlich und zufrieden zu machen, doch wenigſtens davor zu ſchützen, daß ich mit Drangſalen und Plagen überhäuft und daß es mein Schade werde, hier zu wohnen? Und dies, was ich von mir ſage,

gilt von dem ganzen Menſchengeſchlecht, von allen anderen Thieren und jedem deiner Geſchöpfe.

Natur. Du bedenkſt offenbar nicht, daß das Leben dieſes Univerſums in einem beſtändigen Proceß des Schaffens und Zerſtörens beſteht, die beide unter einander ſo verbunden ſind, daß jedes beſtändig dem Anderen und der Erhaltung der Welt dienen muß; denn ſobald eins von beiden aufhörte, würde auch die Welt ſich auflöſen, daher würde es ihr zum Schaden gereichen, wenn irgend etwas in ihr vom Leiden frei wäre.

Isländer. Das Nämliche höre ich alle Philoſophen behaupten. Da aber das, was zerſtört wird, leidet, und das, was zerſtört, keine Freude daran hat und bald ebenfalls zerſtört werden wird, ſo ſage mir, was noch kein Philoſoph mir zu ſagen wußte: wem gefällt oder wem nutzt dieſes höchſt unſelige Leben des Univerſums, das nur durch den Schaden, und durch den Tod aller Dinge, aus denen es beſteht, erhalten wird?

Während ſie noch dieſe und ähnliche Geſpräche führten, kamen, wie die Sage meldet, zwei Löwen dazu, die vom Hunger ſo abgezehrt und ſchwach waren, daß ſie kaum die Kraft hatten, jenen Isländer aufzufreſſen; ſie thaten es aber doch und kamen dadurch wieder ein wenig zu Kräften, ſo daß ſie dieſen Tag noch überleben konnten. Andere aber beſtreiten das und erzählen, während der Isländer ſprach, habe ſich ein ſehr heftiger Wind erhoben, ihn zu Boden geworfen und über ihm ein prachtvolles Mauſoleum

aus Sand errichtet; unter dieſem ſei er vollſtändig ausgetrocknet und zu einer ſchönen Mumie geworden. Später hätten ihn dann Reiſende gefunden und in das Muſeum ich weiß nicht mehr welcher europäiſchen Stadt gebracht.

XI.

Friedrich Ruyſch* und ſeine Mumien.

Chor der Todten im Studierzimmer Friedrich Ruyſch's.

Du einzig Ew'ges in der Welt, o Tod,
Ziel aller Creatur,
Dem unſre Staubnatur
Darf endlich Ruhe danken,
Nicht froh, doch allem Kranken
Des alten Seins entrückt, mit tiefer Nacht
Hüllſt im verworrnen Sinn
Du ein die Qualgedanken!
Dem dürren Geiſte ſchwinden Wunſch und Hoffnung
Mit letztem Hauch dahin;
So fühlt er ſich von Müh' und Furcht erlöſ't,

---

* 1638 im Haag geboren, ſtudirte in Leyden Medicin, lebte dann als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt, nebenher eifrig mit anatomiſchen Studien beſchäftigt, ſo daß er im Jahre 1685 als Profeſſor der Anatomie nach Amſterdam berufen wurde, wo er 1731 ſtarb. Er erfand die Kunſt, in die Blut- und Lymphgefäße todter Körper eine Subſtanz zu injiciren, durch welche ſie lange Zeit vor der Fäulniß bewahrt blieben, und das große anatomiſche Cabinet, das er zuſammenbrachte, war ſo berühmt, daß es von Czar Peter dem Großen bei ſeiner Anweſenheit in Holland für 30,000 Gulden angekauft und nach Petersburg geſandt wurde.

Bringt ſonder Ekel hin
Die leeren, trägen Zeiten.
Wir lebten einſt. Und wie im Hirn des Säuglings
Von ſchauerlichen Larven
Und bangen Träumen, die die Stirn ihm feuchten,
Verworrne Bilder bleiben,
So an das Erdentreiben
Gedenken wir; doch frei iſt das Erinnern
Von Furcht. Was waren wir?
Was jener herbe Zeitpunkt,
Der Leben einſt genannt ward?
Ein wunderſam Geheimniß
Scheint uns das Leben heut', ſo räthſelhaft
Wie Denen, die noch leben,
Der unbekannte Tod. Wie vor dem Tode
Wir flohen, da wir lebten, ſo erſchrickt
Die nackte Staubnatur
Jetzt vor der Lebensflamme,
Nicht froh, doch leidentrückt.
Verſagt doch wahres Glück
So Sterblichen wie Todten das Geſchick.

Ruyſch (vor der Thür des Studierzimmers, durch das Schlüſſelloch ſpähend). Potztauſend! wer hat dieſen Todten Muſikunterricht gegeben, daß ſie um Mitternacht zu ſingen anfangen, wie die Hähne? Wahrhaftig, der kalte Schweiß bricht mir aus, und ich bin beinahe mehr todt als ſie. Darauf war ich nicht gefaßt, daß, weil ich ſie vor der Verweſung bewahrt habe, ſie mir wieder aufwachen würden. Es hilft nichts: mit all meiner Philoſophie zittre ich vom Kopf bis zu den Füßen. Welcher Teufel plagte mich, daß ich mir dies Geſindel ins Haus geſchafft habe! Was nun anfangen? Wenn ich ſie hier eingeſperrt laſſe, wer weiß, ob ſie mir nicht die Thür ſprengen oder durchs Schlüſſelloch hinausſchlüpfen, um mich in

meinem Bette zu beſuchen. Um Hilfe rufen aus Furcht vor Todten, ſchickt ſich doch nicht für mich. Ei was, ich will mir ein Herz faſſen und ſehn, ob ich ihnen nicht ein bischen Furcht einjagen kann.

(Er tritt ein.) Kinder, was treibt ihr hier? Denkt ihr nicht daran, daß ihr todt ſeid? Was ſoll der Lärm? Seid ihr vielleicht übermüthig geworden durch den Beſuch des Czaren und glaubt nun, den alten Naturgeſetzen nicht mehr unterworfen zu ſein? Ich kann mir nur vorſtellen, daß ihr das zum Spaß gethan habt und nicht im Ernſt. Wenn ihr wieder aufgewacht ſeid, ſo gratulire ich euch; aber ich bin nicht ſo reich, um euch, wenn ihr lebendig ſeid, zu unterhalten, wie da ihr todt waret; und darum trollt euch aus meinem Hauſe. Wenn es wahr iſt, was man von Vampyren erzählt, und ihr etwa zu denen gehören ſolltet, ſo ſucht euch anderes Blut zu trinken; ich habe gar keine Luſt, mir das meinige ausſaugen zu laſſen, nachdem ich euch ſchon jenes künſtliche geſchenkt habe, das ich euch in die Adern einſpritzte. Kurz, wenn ihr fortfahren wollt, euch ſtill und ruhig zu verhalten, wie bisher, ſo werden wir uns ferner gut vertragen, und es ſoll euch in meinem Hauſe an Nichts fehlen; wo nicht, wundert euch nicht, wenn ich die Thürklinke abreiße und euch ſämmtlich todtſchlage.

Ein Todter. Werde nur nicht hitzig; denn ich verſpreche dir, wir werden alle ſo todt bleiben, wie wir ſind, ohne daß du uns umbringſt.

Ruyſch. Nun alſo, was bedeutet denn der tolle Einfall, der euch eben gekommen iſt, zu ſingen?

Der Todte. Kurz vorher, gerade um Mitternacht, iſt zum erſten Male das große mathematiſche Jahr zu Ende gegangen, von dem die Alten ſo viel in ihren Büchern ſagen; und dies iſt denn auch das erſte Mal, daß die Todten ſprechen. Und nicht bloß wir, ſondern in jedem Friedhof, in jedem Grabmal, tief unten am Grunde des Meeres, unter Schnee und Sand, unter freiem Himmel und wo ſonſt Todte liegen, haben ſie alle um Mitternacht gleich uns jenen Geſang angeſtimmt, den du vernommen haſt.

Ruyſch. Und wie lange wird es mit ihrem Singen und Sprechen dauern?

Der Todte. Mit dem Singen iſt's ſchon vorbei. Sprechen können ſie eine Viertelſtunde lang. Dann verſtummen ſie wieder, bis das große Jahr von Neuem abgelaufen iſt.

Ruyſch. Wenn das wahr iſt, ſo glaub' ich nicht, daß ihr mich noch ein zweites Mal im Schlaf ſtören werdet. Sprecht nur mit einander nach Belieben; ich werde hier beiſeite bleiben und euch gern zuhören, aus Neugier, ohne euch zu ſtören.

Der Todte. Wir können nur dann ſprechen, wenn wir einer lebenden Perſon antworten ſollen. Wer keinem Lebendigen Rede zu ſtehen hat, der wird ſtill, ſobald der Geſang zu Ende iſt.

Ruyſch. Das thut mir wahrhaftig leid, denn ich denke mir, es müßte ſehr ergötzlich ſein, zu hören, was ihr euch ſagen würdet, wenn ihr mit einander plaudern könntet.

Der Todte. Wenn wir es auch könnten, würdeſt du doch nichts hören; denn wir hätten uns nichts zu ſagen.

Ruyſch. Tauſend Dinge fallen mir ein, die ich euch fragen möchte. Aber weil die Zeit ſo beſchränkt iſt und mir keine Wahl läßt, ſo gebt mir einmal in aller Kürze Auskunft darüber, was ihr an Leib und Seele beim Sterben gefühlt habt.

Der Todte. Der Augenblick des Sterbens ſelbſt iſt mir nicht zum Bewußtſein gekommen.

Die anderen Todten. Uns auch nicht.

Ruyſch. Wie das?

Der Todte. Ungefähr ſo, wie du den Augenblick nie wahrnimmſt, wo du zu ſchlafen anfängſt, ſo ſehr du auch darauf Acht geben magſt.

Ruyſch. Aber das Einſchlafen iſt auch etwas Natürliches.

Der Todte. Und das Sterben nicht auch? Zeige mir einen Menſchen, ein Thier, eine Pflanze, die nicht ſtirbt.

Ruyſch. Ich wundere mich nicht mehr, daß ihr ſingt und ſprecht, wenn ihr von eurem Sterben nichts gemerkt habt.

So kämpfte Jener, den der Schlag entſeelte,
Noch weiter, ob ihm auch das Leben fehlte,

ſagt ein italieniſcher Dichter. Ich dachte, daß in Sachen des Todes Euresgleichen etwas beſſer Beſcheid wüßten, als die Lebenden. Um aber wieder auf die Hauptfrage zu kommen: habt ihr im Moment des Sterbens keinen Schmerz gefühlt?

Der Todte. Was für ein Schmerz ſollte das ſein, der demjenigen, der ihn erleidet, nicht zum Bewußtſein kommt?

Ruyſch. Bei alledem iſt doch Jedermann überzeugt, daß die Empfindung des Sterbens ſehr ſchmerzhaft ſei.

Der Todte. Als ob das Sterben eine Empfindung wäre und nicht vielmehr das Gegentheil!

Ruyſch. Und ſowohl Diejenigen, die in Betreff der Natur der Seele den Epikuräern beipflichten, als Diejenigen, die an der landläufigen Anſicht feſthalten, kurz, Alle oder doch die Mehrzahl ſtimmen in dem, was ich ſage, überein, in dem Glauben nämlich, das Sterben ſei ſeinem Weſen nach und ohne jeden Vergleich ein höchſt lebhafter Schmerz.

Der Todte. Nun, du magſt bei uns die Anhänger dieſer oder jener Lehre befragen: wenn der Menſch nicht im Stande iſt, ſich des Moments bewußt zu werden, in welchem die Lebensfunctionen zum größeren oder geringeren Theil nur noch unterbrochen in Thätigkeit ſind, ſei es durch Schlaf, oder Lähmung, oder Ohnmacht, oder durch welche Urſache es wolle, wie ſoll er den Augenblick gewahr werden, wo die nämlichen Functionen ganz und gar aufhören und nicht nur für kurze Zeit, ſondern für immer? Ueberdies, wie kann ein lebendiges Gefühl ſtattfinden im Tode? vielmehr, wie ſoll das Sterben ſelbſt ſeinem eigentlichen Weſen nach ein lebendiges Gefühl ſein? Wenn die Fähigkeit, zu fühlen, nicht allein geſchwächt und nur noch ſpärlich vorhanden, ſondern auf ein ſolches Minimum reducirt iſt, daß ſie ſchwindet und

erliſcht, glaubt ihr, daß der Menſch dann einer ſtarken Empfindung fähig wäre? Mehr noch, jenes Erlöſchen der Empfindungsfähigkeit ſelbſt, glaubt ihr, daß ſich dasſelbe noch beſonders fühlbar machen könne? Seht doch nur, wie ſelbſt Diejenigen, die an heftigen und ſchmerzhaften Krankheiten ſterben, ſobald der Tod herannaht, längere oder kürzere Zeit vor dem letzten Athemzug ruhig werden und ſo ſtill, daß man erkennen kann, wie ihre Lebenskraft, auf ein geringes Maß beſchränkt, nicht mehr ausreicht für das Gefühl des Schmerzes, ſo daß dieſes eher erliſcht, als jene. Das magſt du in unſerm Namen Jedem ſagen, der glaubt, daß er im Augenblick des Todes vor Schmerz ſterben werde.

Ruyſch. Den Epikuräern mögen dieſe Gründe vielleicht genügen, nicht aber Denen, die vom Weſen der Seele eine andere Vorſtellung haben; wie z. B. ich bisher gethan habe und in Zukunft um ſo mehr thun werde, da ich die Todten ſingen und ſprechen gehört habe. Denn wir Alle, die wir der Meinung ſind, das Sterben beſtehe in einer Trennung der Seele vom Körper, werden nicht begreifen, wie dieſe beiden Dinge, die mit einander dergeſtalt verbunden und gleichſam verſchmolzen ſind, daß ſie beide zuſammen ein einziges Weſen ausmachen, ſich trennen können ohne ſehr große Gewalt und ein unſägliches Wehgefühl.

Der Todte. Sage mir: iſt vielleicht der Geiſt an den Körper geknüpft durch irgend einen Nerv oder Muskel oder eine Membrane, die nothwendig zerreißen müßte, wenn der Geiſt ſich entfernt? Oder

iſt er etwa ein Glied des Körpers, daß er gewaltſam abgeriſſen oder abgeſchnitten werden müßte? Siehſt du nicht, daß die Seele bloß darum aus dieſem Körper entweicht, weil ſie verhindert wird, darin zurückzubleiben, und nichts mehr darin zu ſchaffen hat, aber nicht durch irgend eine Kraft, die ſie hinaustriebe oder entwurzelte? Sage mir ferner: fühlt ſie etwa beim Eintritt in den Körper, daß ſie dort förmlich befeſtigt oder angebunden oder, wie du ſagſt, mit ihm verſchmolzen werde? Warum alſo ſoll ſie ſich beim Austritt erſt loslöſen müſſen, oder, wie wir lieber ſagen wollen, eine ſehr heftige Empfindung haben? Sei überzeugt, daß Eintritt wie Austritt der Seele in gleicher Weiſe ruhig, leicht und ſanft ſind.

Ruyſch. Was iſt denn nun das Sterben, wenn es kein Schmerz iſt?

Der Todte. Eher ein Wohlgefühl, als irgend etwas Anderes. Du mußt wiſſen, daß das Sterben, wie das Einſchlafen, nicht in einem einzigen Augenblick geſchieht, ſondern ſtufenweiſe. Allerdings ſind dieſer Stufen mehr oder weniger, größere oder kleinere, gemäß der mannichfachen Urſachen und Arten des Todes. Im letzten aller dieſer Augenblicke erregt der Tod weder Schmerz noch Wohlgefühl, wie auch der Schlaf. In den vorhergehenden kann er keinen Schmerz erregen; denn der Schmerz iſt eine Lebensäußerung, und die Sinne des Menſchen zu der Zeit, wo das Sterben ſchon begonnen hat, ſind ſterbende, das heißt, außerordentlich geſchwächt an Kräften. Er kann aber wohl ein Luſtgefühl hervorrufen; denn

die Luſt iſt nicht immer eine lebhafte Empfindung; vielmehr beſteht vielleicht der größere Theil aller menſchlichen Luſtgefühle in einer Art Ermattung. Demnach ſind die Sinne des Menſchen auch nahe am Erlöſchen eines Luſtgefühls fähig, da ſehr häufig die Ermattung ſelbſt ein Luſtgefühl iſt, zumal wenn ſie uns von einem Leiden befreit; denn du weißt wohl, daß das Aufhören eines jeden Schmerzes oder Unbehagens ſchon an und für ſich ſelbſt ein Vergnügen iſt. So muß denn die Ermattung des Sterbens um ſo angenehmer ſein, von je größerem Leiden ſie den Menſchen befreit. Was mich betrifft, obwohl ich in meiner Todesſtunde nicht viel auf das achtete, was ich fühlte, weil mir die Aerzte verboten hatten, das Gehirn anzuſtrengen, deſſen erinnere ich mich doch, daß die Empfindung, die ich hatte, nicht ſehr verſchieden war von dem Vergnügen, das die Menſchen durch das Hinſchwinden der Beſinnung beim Einſchlummern empfinden.

Die andern Todten. Auch wir glauben uns des nämlichen Gefühls zu erinnern.

Ruyſch. Sei es denn, wie ihr ſagt, obwohl Alle, mit denen ich Gelegenheit hatte, über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, ganz anderer Anſicht waren; aber ſo viel ich mich erinnere, führte Keiner ſeine eigene Erfahrung als Beweis an. Nun aber ſagt mir: im Augenblick des Todes, als ihr jene angenehme Empfindung hattet, glaubtet ihr da zu ſterben und hieltet jenes Vergnügen für eine Artigkeit, die der Tod euch erwies, oder habt ihr irgend etwas Anderes gedacht?

Der Todte. Eh' ich todt war, habe ich nie gedacht, daß ich dieſer Gefahr nicht noch entgehen könnte, und jedenfalls, ſo lange ich überhaupt noch die Fähigkeit zu denken hatte, hoffte ich, ich würde noch ein oder zwei Stunden zu leben haben. Und dies, glaube ich, findet bei den Meiſten Statt, wenn ſie ſterben.

Die anderen Todten. Uns iſt es gerade ſo ergangen.

Ruyſch. So ſagt Cicero, Keiner ſei ſo decrepit, daß er nicht feſt darauf rechnete, wenigſtens noch ein Jahr zu leben. Aber wie habt ihr zuletzt gemerkt, daß der Geiſt den Körper verlaſſen hatte? Sagt: woran habt ihr erkannt, daß ihr geſtorben waret? — Sie antworten nicht. — Kinder, hört ihr mich nicht? — Die Viertelſtunde wird verſtrichen ſein. Wir wollen ſie einmal anfühlen. — Richtig, ſie ſind wieder vollkommen todt; ich brauche mich nicht zu fürchten, daß ſie mir noch einmal einen Schrecken einjagen. Nun, ſo kann man wieder zu Bette gehen.

XII.

Chriſtoph Columbus und Pietro Gutierrez.

Columbus. Eine ſchöne Nacht, lieber Freund.

Gutierrez. Schön, in der That; und ich glaube, vom Lande aus geſehen würde ſie noch ſchöner ſein.

Columbus. Vortrefflich! Alſo auch du biſt des Seefahrens müde.

Gutierrez. Nicht des Seefahrens überhaupt; aber unſere Fahrt dauert länger, als ich geglaubt hatte, und langweilt mich ein wenig. Doch mußt du nicht denken, daß ich es dir übel nähme, wie die Anderen. Nein, ſei überzeugt, was du auch wegen dieſer Fahrt beſchließen wirſt, ich werde dich ſtets, wie bisher, nach Möglichkeit unterſtützen. Aber nur ſo um zu plaudern, möchte ich mir von dir ganz beſtimmt und aufrichtig erklären laſſen, ob du noch ſo ſicher biſt wie zu Anfang, in dieſem Theile der Welt Land zu finden, oder ob du nach ſo langer Zeit und ſo viel dagegenſprechenden Erfahrungen doch ein wenig zu zweifeln anfängſt.

Columbus. Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, wie man es gegen einen verſchwiegenen Freund ſein kann,

geſtehe ich, daß ich ein wenig zweifelhaft geworden bin, um ſo mehr, da auf der Fahrt einige Zeichen, die mir große Hoffnungen erweckt hatten, nur Täuſchungen geweſen ſind; wie z. B. die Vögel, die von Weſten her über uns hinflogen, wenige Tage nachdem wir Gomera verlaſſen hatten, und die ich für ein Anzeigen hielt, daß Land nahe ſei. So habe ich auch von Tag zu Tage geſehen, daß mehr als Eine Vermuthung nicht eingetroffen iſt, mehr als Ein Prognoſtikon, welches ich, ehe wir die Anker lichteten, über verſchiedene Dinge geſtellt hatte, die uns, wie ich glaubte, unterwegs begegnen müßten. Darum beſchäftigt mich der Gedanke, daß, wie dieſe Vorausſetzungen mich getäuſcht haben, obwohl ſie mir faſt unumſtößlich ſchienen, ebenſo auch jene Hauptvermuthung, daß ſich nämlich jenſeits des Oceans Land finden müſſe, ſich als ein Irrthum erweiſen könnte. Freilich iſt ſie ſo gut begründet, daß, wenn ſie dennoch falſch ſein ſollte, ich faſt zu dem Schluß kommen würde, man könne überhaupt keinem menſchlichen Urtheil mehr trauen, außer in Dingen, die man mit Augen ſieht und mit Händen greift. Dann aber ſage ich mir wieder, daß die Praxis oft, ja meiſtentheils mit der Speculation im Streit iſt, und frage mich ferner: wie kannſt du wiſſen, ob jeder Theil der Welt allen andern gleicht, ob, da die öſtliche Hemiſphäre theils aus Land und theils aus Waſſer beſteht, auch die weſtliche ſo beſchaffen ſein muß? Kannſt du wiſſen, ob ſie nicht vielleicht ganz von einem einzigen ungeheuren Meer eingenommen wird? Oder ob ſie nicht ſtatt Land und Waſſer irgend ein anderes

Element enthält? Und wenn ſie Feſtland und Meere hat, wie die andere Hälfte, könnte es nicht ſein, daß ſie unbewohnt wäre? vielmehr unbewohnbar? Nehmen wir an, daß ſie nicht weniger bewohnt ſei, als die unſere: wer bürgt dir dafür, daß es dort vernünftige Geſchöpfe giebt, wie in dieſer? und wenn es deren giebt, woher weißt du, daß es Menſchen ſind, und nicht irgend eine andere Gattung vernunftbegabter Thiere? und wenn es Menſchen ſind, daß ſie nicht ſehr verſchieden ſind von denen, die du kennſt? vielleicht viel größer an Geſtalt, viel kräftiger, viel geſchickter, von Natur mit weit größerem Verſtand und Geiſt begabt, auch weit civiliſirter und reicher an Wiſſenſchaften und Künſten? Dieſe Dinge gehen mir oft durch den Kopf; und wahrlich, wir ſehen die Natur mit ſolcher Macht ausgeſtattet, und ihre Wirkungen ſind ſo mannichfaltig und zahlreich, daß man nicht allein keinen ſicheren Schluß ziehen kann auf das, was ſie in ſehr entlegenen und unſerer Welt ganz unbekannten Gegenden gethan habe und thue, ſondern daß wir auch zweifeln können, ob es nicht eine große Täuſchung ſei, von dieſer auf jene zu ſchließen; und es würde durchaus nicht unwahrſcheinlich ſein, ſich zu denken, was ſich in jener unbekannten Welt befinde, ſei ganz oder zum Theil wunderbar und ſeltſam nach unſeren Begriffen. Sehen wir doch mit unſeren eigenen Augen, daß in dieſen Meeren die Nadel vom Nordpol nicht unbedeutend nach Weſten abweicht; etwas ganz Neues und bei allen Seefahrern bis heute Unerhörtes, wofür ich, ſo viel ich mir auch den Kopf zerbrechen mag, keinen befriedigenden

Grund zu finden weiß. Ich will mit alledem nicht ſagen, daß man den Fabeln der Alten über die Wunder der unbekannten Welt und dieſes Oceans Glauben ſchenken ſoll, wie z. B. der Fabel von den Ländern, von denen Hanno* erzählt, daß ſie bei Nacht voller Flammen ſeien, und von den Feuerſtrömen, die ſich von da in das Meer ergöſſen; wir ſehen ja, wie thöricht bis jetzt die Furcht vor Wundern und unerhörten Schreckniſſen geweſen iſt, mit der unſer Schiffsvolk auf dieſer Reiſe ſich trug: wie damals, als ſie jene große Menge Algen ſahen, die das Meer förmlich zu einer Wieſe machten und uns ein wenig hinderten vorwärts zu kommen, und unſere Leute dachten, wir ſeien an den äußerſten Grenzen der ſchiffbaren See. Ich will nur als Antwort auf deine Frage ſagen, daß, obwohl meine Vermuthung auf höchſt wahrſcheinliche Argumenten gegründet iſt, nicht bloß auf mein eigenes Urtheil, ſondern auf das vieler Geographen, Aſtronomen und trefflicher Seefahrer, mit denen ich, wie du weißt, in Spanien, Italien und Portugal mich berathen habe, es nichtsdeſtoweniger möglich wäre, daß ſie ſich als irrig erwieſe. Denn, wie geſagt, wir ſehen, daß viele Schlüſſe, die auf den beſten Vorausſetzungen ruhen, vor der Erfahrung nicht Stich halten, und dies beſonders dann, wenn ſie Dinge betreffen, die noch ſehr im Dunkeln liegen.

Gutierrez. So haſt du alſo eigentlich dein Leben und das deiner Gefährten auf Grund einer bloßen ſpeculativen Meinung aufs Spiel geſetzt?

---

* Peripl. in Geogr. graec. min. pag. 5.

Columbus. Allerdings, ich kann es nicht leugnen. Aber ſelbſt davon abgeſehen, daß die Menſchen täglich mit weit geringerer Sicherheit und um viel unwichtigere Dinge, oder auch überhaupt ganz gedankenlos ihr Leben aufs Spiel ſetzen, überlege doch nur einmal Folgendes: Wenn jetzt du und ich und all unſere Gefährten nicht auf dieſen Schiffen wären, mitten in dieſer Einöde und in einem Zuſtande, der ſo ungewiß und gefahrvoll ſein mag, wie du nur immer willſt, — in welcher andern Lebenslage würden wir uns dann befinden? womit würden wir beſchäftigt ſein? wie würden wir dieſe Tage hinbringen? etwa vergnügter? oder würden wir nicht vielleicht in einer noch größeren Mühe und Beſchwerde leben, oder uns langweilen? Wie denkt man ſich einen Zuſtand ohne Unſicherheit und Gefahr? Wenn er zufrieden und glücklich iſt, iſt er jedem anderen vorzuziehen; iſt er voll Ueberdruß und Elend, muß doch wohl jeder andere ihm vorzuziehen ſein. Ich will nicht von dem Ruhm und Gewinn reden, die wir ernten werden, wenn unſer Unternehmen, ſo wie wir hoffen, gelingt. Wenn wir auch keinen anderen Vortheil von dieſer Seefahrt haben, ſcheint ſie mir doch lohnend genug, da ſie uns eine Zeit lang vor Langerweile ſchützt, uns das Leben lieb und viele Dinge ſchätzenswerth macht, die uns ſonſt gleichgültig geweſen wären. Die alten Schriftſteller, wie du geleſen oder gehört haben wirſt, erzählen, daß unglücklich Liebende, die ſich vom Felſen von Santa Maura (der damals der Leukadiſche hieß) ins Meer ſtürzten und gerettet wurden, durch die Gnade des Apollo von ihrer verliebten Leiden-

ſchaft befreit blieben. Ich weiß nicht, ob man dies glauben ſoll; wohl aber weiß ich, daß ſie, dieſer Gefahr entgangen, auch ohne die Gunſt Apollo's das Leben eine Zeit lang geliebt haben werden, das ihnen früher verhaßt war, oder daß es ihnen wenigſtens lieber und ſchätzenswerther geweſen ſein wird, als vorher. Jede Seefahrt iſt, meines Erachtens, gleichſam ein Sprung vom Leukadiſchen Felſen, da ſie denſelben Nutzen bringt, nur dauerhafter, als jener thun könnte, dem ſie in dieſer Hinſicht weit überlegen iſt. Man glaubt gewöhnlich, daß See- und Kriegsleute, da ſie beſtändig in Todesgefahr ſind, weniger Werth auf ihr Leben legten, als Andere. Ich glaube aus demſelben Grunde, daß ſehr wenigen Menſchen das Leben ſo lieb und werthvoll iſt, wie Schiffern und Soldaten. Wie viele Güter, deren man, wenn man ſie beſitzt, nicht achtet, ja wie viele Dinge, die man nicht einmal Güter nennt, ſcheinen den Seefahrern ſehr werthvoll und koſtbar, nur weil ſie ihrer beraubt ſind. Wer hat es jemals zu den Gütern des Menſchen gerechnet, ein wenig Erde zu haben, auf dem er ſtehen könne? Niemand außer den Schiffern, und vor Allen wir, die wir wegen des höchſt unſicheren Erfolges dieſer Reiſe keinen größeren Wunſch haben, als ein Fleckchen Land zu ſehen. Dies iſt unſer erſter Gedanke, wenn wir aufwachen, mit dieſem ſchlafen wir ein; und wenn wir einmal von fern die Spitze eines Berges oder eines Waldes oder dergleichen entdecken werden, werden wir vor Freude außer uns gerathen, und wenn wir gelandet ſind, wird der bloße Gedanke, uns wieder auf feſtem Grund zu

befinden und hierhin und dorthin gehen zu können, wie wir wollen, uns für mehrere Tage glücklich machen.

Gutierrez. Dies Alles ist sehr wahr; wenn deine speculative Voraussetzung so wohlbegründet ist, wie deine Rechtfertigung unseres Wagnisses, ihr gefolgt zu sein, so kann es nicht fehlen, daß wir über kurz oder lang dieses Glückes theilhaftig werden.

Columbus. Ich für mein Theil, wenn ich mir's auch nicht mehr ganz sicher zu versprechen wage, hoffe trotz alledem, daß wir dieses Glück bald genießen werden. Seit einigen Tagen, wie du weißt, faßt das Senkblei Grund, und die Beschaffenheit der Stoffe, die daran hängen bleiben, scheint mir ein gutes Zeichen. Gegen Abend zeigen mir die Wolken und die Sonne eine andere Gestalt und Farbe, als an den Tagen vorher. Die Luft, wie du fühlen kannst, ist ein wenig lauer als früher. Der Wind weht nicht mehr so voll, noch so gerade und constant wie sonst, sondern eher unsicher und abwechselnd und wie wenn er von einem Hinderniß gebrochen würde. Denk auch an das Rohr, das auf der Meeresoberfläche herangeschwommen kam und deutlich sehen ließ, daß es erst vor Kurzem abgeschnitten war, und an jenen Baumzweig mit den frischen rothen Beeren. Auch die Vogelschwärme, obwohl sie mich schon öfters betrogen haben, sind jetzt doch so häufig und so groß und mehren sich so von Tag zu Tag, daß man darauf wohl etwas geben kann, zumal man einige Vögel darunter sieht, die, nach ihrer Gestalt zu schließen,

keine Seevögel zu ſein ſcheinen. Kurz, alle dieſe Zeichen zuſammengenommen halten mich, ſo mißtrauiſch ich auch ſein möchte, doch in lebhafter und froher Hoffnung.

Gutierrez. Gebe Gott, daß ſie ſich diesmal erfülle!

XIII.

Timander und Eleander.

Timander. Ich will, ja ich muß es Euch nur frei herausſagen: der Inhalt und die Abſicht Eures Schreibens und Sprechens ſcheinen mir höchſt tadelnswerth.

Eleander. Wenn Ihr nicht auch meine Handlungen zu tadeln findet, betrübt mich das nicht ſonderlich; denn Worte und Schriften haben nicht viel zu bedeuten.

Timander. An Euren Handlungen finde ich nichts auszuſetzen. Ich weiß, daß Ihr Anderen nichts Gutes thut, weil Ihr nicht könnt, und ſehe, daß Ihr nichts Böſes thut, weil Ihr nicht wollt. Aber in Reden und Schriften, glaube ich, laßt Ihr Euch viel zu Schulden kommen, und ich kann Euch nicht zugeben, daß dieſe Dinge heutzutage wenig zu bedeuten haben, denn unſer ganzes heutiges Leben, kann man ſagen, beſteht ja in nichts Anderem. Laſſen wir die Reden für jetzt beiſeite und ſprechen von den Schriften. Jenes beſtändige Tadeln und Verſpotten des Menſchen-

geſchlechts, wie Ihr's zu treiben pflegt, iſt erſtens einmal ganz aus der Mode.

Eleander. Auch mein Gehirn iſt aus der Mode, und es iſt nichts Neues, daß die Söhne dem Vater nacharten.

Timander. So wird es auch nichts Neues ſein, daß Eure Bücher, wie Alles, was dem herrſchenden Geſchmack zuwider iſt, kein Glück machen.

Eleander. Schadet nichts. Darum werden ſie ihr Brod doch nicht an den Thüren betteln.

Timander. Vor vierzig oder fünfzig Jahren pflegten die Philoſophen auf das Menſchengeſchlecht zu ſchelten; in dieſem Jahrhundert thun ſie das gerade Gegentheil.

Eleander. Glaubt Ihr, daß vor vierzig oder fünfzig Jahren die Philoſophen mit ihrem Schelten auf die Menſchen Recht oder Unrecht hatten?

Timander. Eher und häufiger Recht, als Unrecht.

Eleander. Glaubt Ihr, daß in dieſen vierzig oder fünfzig Jahren das Menſchengeſchlecht ſich in das Gegentheil von dem verwandelt habe, was es früher war?

Timander. Nein; aber das thut hier nichts zur Sache.

Eleander. Warum nicht? Hat es vielleicht ſo ſehr an Macht zugenommen, oder iſt es ſo ſehr an Würde geſtiegen, daß die Schriftſteller heutzutage gezwungen wären, ihm zu ſchmeicheln, oder verpflichtet, es zu verehren?

Timander. Ihr ſcherzt in einer ſehr ernſten Sache.

Eleander. Nun denn, um wieder ernſthaft zu reden: ich weiß ſehr wohl, daß die Menſchen in dieſem Jahrhundert, während ſie ihren Nebenmenſchen ganz in alter Weiſe Böſes thun, ſich gleichwohl angewöhnt haben, gut von ihnen zu ſprechen, im Gegenſatz zum vorigen Jahrhundert. Ich aber, der ich weder Meinesgleichen noch Meinesungleichen Böſes thue, glaube auch nicht verpflichtet zu ſein, gegen mein Gewiſſen von den Anderen gut zu ſprechen.

Timander. Ihr ſeid doch aber verpflichtet, wie alle anderen Menſchen, Euch zu bemühen, Eurer Gattung zu nützen.

Eleander. Wenn meine Gattung ſich bemüht, mir das Gegentheil zu thun, ſo ſehe ich nicht ein, woher mir dieſe Verpflichtung kommen ſoll. Aber nehmen wir an, ich hätte ſie: was ſoll ich machen, wenn ich es nicht kann?

Timander. Ihr könnt es nicht, und überhaupt nur Wenige können es, mit Thaten. Mit Schriften aber könntet und ſolltet Ihr es wohl; und man nützt nicht mit Büchern, die beſtändig den Menſchen im Allgemeinen verhöhnen, vielmehr ſchadet man gar ſehr damit.

Eleander. Ich gebe zu, daß man nicht nützt, bin aber der Meinung, daß man auch nicht damit ſchadet. Glaubt Ihr denn, daß Bücher dem Menſchengeſchlecht nützen können?

Timander. Nicht allein ich, ſondern alle Welt glaubt es.

Eleander. Was wären das für Bücher?

Timander. Bücher verſchiedener Gattung, beſonders aber die moraliſchen.

Eleander. Das glaubt nicht alle Welt; denn ich zum Beilpiel glaube es nicht, wie jene Frau dem Sokrates antwortete. Wenn irgend ein moraliſches Buch nützen könnte, müßten es wohl am meiſten die poetiſchen thun; ich ſage die poetiſchen, indem ich dies Wort im weiteſten Sinne nehme, Bücher nämlich, die dazu beſtimmt ſind, die Phantaſie anzuregen, und zwar ſo gut in Proſa wie in Verſen. Nun lege ich aber nur wenig Werth auf eine Dichtung, die nach der Lectüre im Geiſte des Leſers nicht ein ſo edles Gefühl zurückläßt, daß es ihn eine halbe Stunde lang hinderte, einen niedrigen Gedanken zu faſſen und eine unwürdige Handlung zu begehen. Wenn aber der Leſer eine Stunde nach der Lectüre ſeinen beſten Freund verräth, ſchätze ich darum jene Dichtung nicht gering; ich müßte ſonſt die ſchönſten, wärmſten und edelſten Dichtungen der Welt gering ſchätzen. Auch nehme ich dabei alle Leſer aus, die in großen Städten leben; denn dieſe, ſelbſt wenn ſie aufmerkſam leſen, können durch keine Gattung der Poeſie auch nur eine halbe Stunde lang gefördert, unterhalten und gerührt werden.

Timander. Ihr redet boshaft, wie gewöhnlich, und ſo daß man merken kann, wie ſchlecht Ihr meiſtentheils von den Anderen aufgenommen und behandelt worden ſeid; denn dies pflegt ja in den meiſten Fällen die Urſache des Uebelwollens und der Verachtung der Menſchheit zu ſein, von der gewiſſe Leute Profeſſion machen.

Eleander. Ich kann allerdings nicht ſagen, daß die Menſchen mich beſonders gut behandelt hätten, oder behandelten; zumal ich mich damit als das einzige Beiſpiel meiner Art hinſtellen würde. Aber ſie haben mir auch nicht beſonders viel zu Leide gethan; denn da ich nichts von ihnen verlange und Keinem von ihnen Concurrenz mache, habe ich mich auch ihrer Feindſchaft nicht beſonders ausgeſetzt; und doch ſage und verſichere ich Euch: da ich deutlich einſehe, daß ich nicht das Geringſte zu thun vermag, was man thun muß, um ſich bei den Menſchen beliebt zu machen, und äußerſt ungeſchickt bin, mit Anderen zu verkehren, ja überhaupt nur zu leben, — mag nun meine Natur oder ich ſelbſt daran Schuld ſein, — ſo würde ich dennoch die Menſchen, wenn ſie mich beſſer behandelten, als ſie thun, nur noch weniger ſchätzen, als ich jetzt thue.

Timander. Dann ſeid Ihr alſo nur um ſo verdammenswerther. Denn wenn Ihr die Menſchen haßtet, oder gleichſam Euch an ihnen zu rächen wünſchtet, weil Ihr unbillig von ihnen gekränkt worden wäret, ließe ſich das noch entſchuldigen. Euer Haß aber hat, nach dem, was Ihr ſagt, keine beſondere Urſache, wenn nicht gar nur den ungewöhnlichen und kläglichen Ehrgeiz, Euch durch Menſchenhaß, wie Timon, berühmt zu machen: ein Wunſch, der an und für ſich abſcheulich und noch ganz beſonders in dieſem Jahrhundert befremdend iſt, wo vor Allem der Menſchenliebe gefröhnt wird.

Eleander. In Betreff des Ehrgeizes brauche ich Euch nichts mehr zu erwiedern, denn ich habe Euch

ſchon geſagt, daß ich von den Menſchen nichts begehre, und wenn Euch dies, ſo wahr es iſt, nicht glaublich ſcheint, könntet Ihr wenigſtens glauben, daß mich nicht der Ehrgeiz treibt, Sachen zu ſchreiben, die, wie Ihr ſelbſt behauptet, dem, der ſie ſchreibt, Tadel und kein Lob einbringen. Vom Haß aber gegen unſer ganzes Geſchlecht bin ich ſo weit entfernt, daß ich ſelbſt die Einzelnen, die mich kränken, zu haſſen weder den Willen, noch auch nur die Fähigkeit habe; vielmehr bin ich zum Haß völlig ungeſchickt und ihm unzugänglich, was nicht das Wenigſte beiträgt zu meiner außerordentlichen Ungeſchicklichkeit, mit der Welt zu verkehren. Aber ich kann mich darin nicht ändern; denn ich denke immer, daß Jeder, der durch Mißvergnügen oder Schaden, die er Anderen zufügt, ſich ſelbſt Vortheil oder Vergnügen zu bereiten glaubt, ſich zu ſolcher Feindſeligkeit nicht durch den Wunſch, Anderen Böſes zu thun, hinreißen läßt, was doch nicht eigentlich der Zweck irgend einer Handlung oder eines Gedankens ſein kann, ſondern nur, um ſich ſelber wohlzuthun, ein Wunſch, der natürlich iſt und keinen Haß verdient. Ferner aber prüfe ich bei jedem Fehler, jeder Schuld, die ich an einem Anderen wahrnehme, ehe ich zornig werde, mich ſelbſt, indem ich annehme, auch mir wären dieſelben Zufälle und dazu verleitenden Umſtände begegnet; und da ich mich dann immer derſelben Fehler ſchuldig oder fähig finde, habe ich nicht den Muth, zornig zu werden. Ich verſpare das immer bis auf den Fall, wo ich eine Bosheit ſehen würde, die in meiner Natur keinen Platz fände; bis jetzt aber iſt mir eine ſolche noch

nicht vorgekommen. Endlich aber erfüllt meinen Geiſt beſtändig die Vorſtellung von der Nichtigkeit der menſchlichen Dinge in dem Maße, daß ich mich nicht entſchließen kann, mich für irgend eines von ihnen beſonders aufzuregen. Zorn und Haß ſcheinen mir viel zu große und ſtarke Leidenſchaften, als daß unſer ſchwaches Leben ſich mit ihnen befaſſen könnte. Ihr ſeht nun wohl, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen der Gemüthsart Timon's und der meinigen. Timon, der alle Anderen haßte und floh, liebte und ſchmeichelte nur Alcibiades, in welchem er die künftige Urſache vieler Leiden für ihr gemeinſames Vaterland erblickte. Ich dagegen, ohne ihn zu haſſen, würde ihn nur mehr als die Andern gemieden, die Bürger vor der Gefahr gewarnt und ſie dazu aufgemuntert haben, ihr vorzubeugen. Einige ſagen, Timon habe nicht die Menſchen gehaßt, ſondern die Thiere in Menſchengeſtalt. Ich haſſe weder Menſchen noch Thiere.

Timander. Aber Ihr liebt auch Niemand.

Eleander. Hört mich an, lieber Freund. Ich bin liebebedürftig von Natur, und habe geliebt und vielleicht leidenſchaftlicher als je ein Menſch. Heute, obwohl ich, wie Ihr ſeht, noch nicht in einem Alter bin, das naturgemäß kalt iſt, ja noch nicht einmal in einem lauwarmen, ſchäme ich mich doch nicht, zu ſagen, daß ich Niemand liebe, außer mich ſelbſt, wie es das Naturgeſetz verlangt, und auch mich ſelbſt ſo wenig als möglich. Bei alledem bin ich gewohnt und bereit, wenn ich die Wahl habe, lieber ſelbſt zu leiden, als Anderen Leiden zu verurſachen. Und dies, ſo wenig

Ihr mich und meinen Charakter kennen mögt, werdet Ihr mir, glaub' ich, bezeugen können.

Timander. Das muß ich Euch einräumen.

Eleander. Demnach ſuche ich unabläſſig, ſo viel ich kann, ſelbſt mit Hintanſetzung des eigenen Vortheils, den Menſchen jenes größte, ja einzige Gut zu verſchaffen, das ich mir ſelbſt noch zu wünſchen im Stande bin, nämlich nicht zu leiden.

Timander. Aber geſteht Ihr wirklich ganz unumwunden zu, daß Ihr nicht einmal Euer Geſchlecht im Allgemeinen liebt?

Eleander. Ja, unumwunden. Wie ich aber dennoch, wenn es auf mich ankäme, die Schuldigen beſtrafen ließe, obwohl ich ſie nicht haſſe, ſo würde ich, wenn ich könnte, meinem Geſchlecht jede mögliche Wohlthat erweiſen, obwohl ich es nicht liebe.

Timander. Gut, mag es denn ſo ſein. Aber am Ende, wenn Euch weder erlittene Unbill, noch Haß, noch Ehrgeiz dazu treibt, was bewegt Euch denn, ſo zu ſchreiben, wie Ihr thut?

Eleander. Verſchiedene Gründe. Zuerſt meine Unfähigkeit, irgend eine Heuchelei oder Verſtellung zu ertragen, wozu ich mich im Sprechen manchmal bequemen muß, im Schreiben niemals; denn zu ſprechen werde ich oft gezwungen, aber niemals zu ſchreiben, und wenn ich ſagen ſollte, was ich nicht denke, würde es mir kein ſonderliches Vergnügen machen, mein Gehirn zu martern, um etwas aufs Papier zu bringen. Alle geſcheidten Leute lachen, wenn Einer heute noch lateiniſch ſchreibt, da Niemand mehr dieſe Sprache ſpricht und Wenige ſie verſtehen. Ich finde es aber ebenſo lächerlich,

im Schreiben und Sprechen beſtändig gewiſſe Eigenſchaften bei den Menſchen vorauszuſetzen, von denen Jeder weiß, daß ſie heutzutage bei Niemand mehr zu finden ſind, und gewiſſe, von der Vernunft oder der Einbildung erzeugte Weſen, die man vor langer Zeit verehrt hat, die aber heute von Jedem, der ſie nennt oder nennen hört, für ein reines Nichts gehalten werden. Daß man ſich der Masken und Verkleidungen bedient, um Andere zu täuſchen oder nicht erkannt zu werden, wundert mich nicht, wohl aber ſcheint es mir kindiſch, daß ſich Alle auf dieſelbe Art maskiren und verkleiden, ohne einander zu täuſchen, da ſie ſich nur zu gut erkennen. Warum nehmen ſie nicht die Masken ab und bleiben in ihren Kleidern? Sie würden damit ganz dasſelbe erreichen und ſich bequemer bewegen. Denn dies ewige, wenn auch ganz nutzloſe Verſtellen und eine Rolle Spielen, die von der eigenen ſehr verſchieden iſt, wird auf die Länge höchſt läſtig und langweilig. Wenn die Menſchen aus ihrem urſprünglichen einſamen Waldleben auf einmal und nicht ſtufenweiſe zu der modernen Civiliſation übergegangen wären, würden ſich dann wohl in den Sprachen die Namen der oben erwähnten Dinge finden, geſchweige bei den Völkern die Sitte, ſie alle Augenblicke zu nennen und beſtändig darüber zu reden? Dieſe Gewohnheit erſcheint mir in der That wie eine jener alten Ceremonieen oder Gebräuche, die gegen die heutigen Sitten ſehr abſtechen, aber durch die Macht der Gewohnheit gleichwohl noch immer aufrecht erhalten werden. Ich aber, der ich mich den Ceremonieen nicht unterwerfen kann, kann mich auch

nicht jener Gewohnheit fügen und ſchreibe in einer modernen Sprache, nicht wie zu den Zeiten des trojaniſchen Krieges. Zweitens ſuche ich in meinen Schriften nicht ſowohl unſere Gattung zu verhöhnen, als mich über das Schickſal zu beklagen. Es giebt, wie ich glaube, nichts, was ſo klar und mit Händen zu greifen wäre, wie die unausweichliche Unglückſeligkeit aller lebenden Weſen. Wenn dieſe nicht wahr iſt, ſo iſt Alles falſch, und wir können dann nur aufhören, hierüber und über ſonſt irgend etwas uns zu unterhalten. Wenn ſie wahr iſt, warum ſoll es mir nicht einmal erlaubt ſein, mich frei und offen darüber zu beklagen und zu ſagen, ich leide? Allerdings, wenn ich mich mit Thränen beklagte (und dies iſt der dritte Grund, der mich bewegt), würde ich Anderen und mir ſelbſt nur Langeweile machen und nichts davon haben. Lache ich über unſere Leiden, ſo finde ich darin einigen Troſt und ſuche auch Andere in gleicher Weiſe zu tröſten. Gelingt mir das nicht, ſo bin ich doch überzeugt, daß das Lachen über unſer Leiden der einzige Vortheil iſt, den man daraus ziehen, und das einzige Heilmittel, das man dagegen finden kann. Die Dichter ſagen, daß die Verzweiflung immer ein Lächeln auf den Lippen habe. Ihr müßt nicht glauben, ich fühlte kein Mitleid mit der menſchlichen Unglückſeligkeit. Aber da ich ihnen mit keiner Gewalt, keiner Kunſt, keinem noch ſo eifrigen guten Willen abhelfen kann, halte ich es für des Menſchen und einer hochherzigen Verzweiflung würdiger, über die gemeinſamen Leiden zu lachen, als darüber zu ſeufzen, zu weinen und zu wehklagen, wie es

die Andern thun, oder gar ſie dazu aufzufordern. Schließlich muß ich noch ſagen, daß ich, ſo lebhaft wie Ihr ſelbſt oder irgend ein Anderer, meiner Gattung im Allgemeinen das Beſte wünſche; leider aber habe ich gar keine Hoffnung und kann mich nicht, wie ich es viele Philoſophen in dieſem Jahrhundert thun ſehe, mit gewiſſen ſchönen Erwartungen abſpeiſen und tröſten laſſen; meine Verzweiflung iſt ſo vollſtändig und unaufhörlich, ſo feſt und ſicher auf Verſtandesſchlüſſe begründet, daß ſie Träumen und roſigen Phantaſieen in Betreff der Zukunft keinen Raum läßt, noch mir ſelber den Muth, irgend etwas zu unternehmen, um ſolche Einbildungen verwirklicht zu ſehen. Und Ihr wißt wohl, daß man nicht geneigt iſt, etwas zu verſuchen, wovon man weiß oder glaubt, daß es einem nicht gelingen könne; wenn man es doch verſucht, geſchieht es widerwillig und ohne Nachdruck; und wenn man anders, oder gerade das Gegentheil von dem ſchreibt, was man ſelber glaubt, ſollte dieſer Glaube auch falſch ſein, ſo bringt man nie etwas zu Stande, was der Rede werth wäre.

Timander. Man muß doch aber ſein eigenes Urtheil ändern, wenn es, wie das Eure, mit der Wahrheit ſtreitet.

Eleander. Ich für mein Theil halte mich für unglücklich und weiß, daß ich mich darin nicht irre. Sind es die Anderen nicht, ſo freut mich das von ganzem Herzen. Ich bin auch überzeugt, daß ich mein Unglück nicht loswerden kann, eh ich ſterbe. Haben Andere eine beſſere Hoffnung, ſo freut mich das gleichfalls.

Timander. Wir ſind Alle unglücklich, und die Menſchen ſind es ſtets geweſen; ich glaube, Ihr werdet Euch nicht rühmen, damit etwas ganz Neues geſagt zu haben. Aber der Zuſtand der Menſchen kann weit beſſer werden, als er iſt, wie er ſchon unſäglich viel beſſer geworden iſt, als er war. Ihr ſcheint nur nicht daran zu denken, oder nicht daran denken zu wollen, daß der Menſch vervollkommnungsfähig iſt.

Eleander. Für vervollkommnungsfähig will ich ihn auf Eure Verſicherung hin halten; aber für vollkommen, was wichtiger iſt, weiß ich nicht wann oder auf weſſen Bürgſchaft hin ich ihn halten ſoll.

Timander. Zur Vollkommenheit iſt er allerdings noch nicht gelangt, weil die Zeit dazu noch nicht ausgereicht hat, aber man kann nicht zweifeln, daß er dazu gelangen werde.

Eleander. Auch ich bezweifle es nicht. Die wenigen Jahre, die ſeit dem Beginn der Welt bis heute verfloſſen ſind, konnten dazu nicht ausreichen, und man darf danach nicht die Anlage, die Beſtimmung und die Fähigkeiten des Menſchen beurtheilen; abgeſehen davon, daß man bisher ſo viel Anderes zu thun hatte. Heute aber beſchäftigt man ſich ausſchließlich mit der Vervollkommnung unſerer Gattung.

Timander. Allerdings iſt das jetzt die Aufgabe, die man in der ganzen civiliſirten Welt mit dem größten Eifer zu löſen ſucht, und wenn man die Menge und Wirkſamkeit der Mittel bedenkt, die beide ſeit der jüngſten Zeit ſich unglaublich vermehrt haben, kann man nicht zweifeln, daß man über kurz

oder lang in der That zum Ziele kommen wird; und dieſe Hoffnung iſt ſelbſt keine geringe Hülfe, da ſie ſo viel nützliche Unternehmungen oder Thätigkeiten anregt oder ins Leben ruft. Wenn es darum jemals ſchädlich und tadelnswerth war, iſt es in der Gegenwart vollends ſchädlich und verabſcheuungswürdig, dieſe Eure Verzweiflung zur Schau zu tragen und den Menſchen die Naturnothwendigkeit ihres Elends, die Nichtigkeit des Lebens, die Stumpfſinnigkeit und Erbärmlichkeit ihrer Gattung und die Bösartigkeit ihrer Natur vorzuhalten. Das kann zu nichts Anderem führen, als ſie zu entmuthigen, ihnen die Achtung vor ſich ſelbſt zu rauben, auf welcher alle Rechtſchaffenheit, Nützlichkeit und Rühmlichkeit des Lebens beruht, und ſie von der Sorge für ihr eigenes Beſtes abwendig zu machen.

Eleander. Ich wünſchte, daß Ihr mir kurz und bündig erklärtet, ob Ihr das, was ich von der Unglückſeligkeit der Menſchen glaube und ſage, für wahr oder für falſch haltet.

Timander. Ihr greift wieder zu Euren alten Waffen, und wenn ich Euch geſtehe, das, was Ihr ſagt, ſei wahr, glaubt Ihr mich geſchlagen zu haben. Nun aber entgegne ich Euch, daß man nicht jede Wahrheit Allen und zu jeder Zeit predigen ſoll.

Eleander. Bitte, antwortet mir auch noch auf eine andere Frage: dieſe Wahrheiten, die ich ausſpreche und nicht predige, ſind das philoſophiſche Wahrheiten, Grundwahrheiten, oder nur acceſſoriſche?

Timander. Ich für mein Theil glaube, daß ſie die Subſtanz aller Philoſophie ſeien.

Eleander. Dann täuſchen ſich aber Diejenigen ſehr, welche ſagen und predigen, die Vollkommenheit des Menſchen beſtehe in der Erkenntniß der Wahrheit, und alle ſeine Leiden kämen von falſchen Meinungen und von der Unwiſſenheit her, und das Menſchengeſchlecht werde erſt dann wahrhaft glücklich ſein, wenn Jeder oder doch die Mehrzahl der Menſchen die Wahrheit erkennten und nur nach ihrer Richtſchnur ihr Leben einrichteten und regierten. Hierin ſtimmen auch faſt alle alten und neueren Philoſophen überein. Nun aber müßten nach Eurer Meinung gerade die Wahrheiten, welche die Subſtanz aller Philoſophie ſind, vor der Mehrzahl der Menſchen geheim gehalten werden, und ich glaube, Ihr hättet nichts dagegen, wenn ſie Allen unbekannt blieben, oder von Allen wieder vergeſſen würden; denn wenn man ſie wüßte und im Sinn behielte, könnten ſie nur ſchaden. Das aber heißt ſo viel, als daß die Philoſophie aus der Welt ausgerottet werden ſollte. Ich weiß ſehr wohl, daß die letzte Schlußfolgerung, die man aus der wahren und vollkommenen Philoſophie zieht, darauf hinausläuft, daß man nicht philoſophiren müſſe. Woraus ſich ergiebt, daß die Philoſophie erſtens unnütz ſei, da man, um nicht zu philoſophiren, kein Philoſoph zu ſein braucht; zweitens höchſt ſchädlich, weil man zu jenem letzten Schluß nur auf ſeine eigenen Koſten gelangt und wenn man ihn einmal eingeſehen, ihn doch nicht ausführen kann, da es nicht in der Willkür der Menſchen liegt, erkannte Wahrheiten zu vergeſſen und man leichter jeden anderen Hang ablegt, als den zum Philoſophiren. Kurz, die Philoſophie, welche anfangs hofft und ver-

ſpricht, unſere Leiden zu heilen, muß ſich zuletzt auf den vergeblichen Wunſch beſchränken, ſich ſelbſt zu heilen. Nach alledem frage ich, warum man glauben ſoll, daß die heutige Zeit der Vollkommenheit näher gerückt und mehr für ſie vorbereitet ſei, als die früheren. Etwa wegen ihrer beſſeren Erkenntniß der Wahrheit, die doch, wie wir geſehen, der Glückſeligkeit des Menſchen ſo ſehr im Wege ſteht? Oder vielleicht weil jetzt einige Wenige erkennen, daß man nicht philoſophiren müſſe, ohne ſich doch deſſen enthalten zu können? Aber die erſten Menſchen haben ja in der That nicht philoſophirt, und die Wilden enthalten ſich deſſen ohne Mühe. Was für andere neue oder beſſere Mittel als unſere Vorfahren haben wir, uns der Vollkommenheit zu nähern?

Timander. Viele und ſehr wirkſame; aber ſie hier auseinanderzuſetzen, würde ins Unabſehliche führen.

Eleander. Laſſen wir ſie alſo für jetzt beiſeite. Um aber auf mich ſelbſt zurückzukommen, will ich nur ſagen: wenn ich in meinen Schriften allerlei herbe und traurige Wahrheiten ausſpreche, nur um mein Herz zu erleichtern oder mich lachend darüber zu tröſten, ſo verſäume ich doch nicht, in denſelben Büchern die Erforſchung jener armſeligen und froſtigen Wahrheit zu beklagen, zu widerrathen und zu tadeln, da die Erkenntniß derſelben entweder Gleichgültigkeit und Trägheit, oder Niedrigkeit der Geſinnung, böſe und unehrenhafte Handlungen und Sittenverderbniß zur Folge hat, während ich im Gegentheil jene Meinungen lobe und preiſe, die, wenn ſie auch falſch ſind, edle, ſtarke, hochherzige, tugendhafte Handlungen erzeugen, zu Nutz und Frommen der Geſellſchaft wie des Ein-

zelnen; jene ſchönen und glücklichen, wenn auch leeren Einbildungen, die dem Leben Werth verleihen, jene natürlichen Selbſttäuſchungen des Gemüths, ja ſogar die Irrthümer der Alten, die ſo verſchieden ſind von denen der Barbaren, welche letztere allein durch die moderne Civiliſation und Philoſophie hätten beſeitigt werden ſollen. Dieſe beiden aber haben, meiner Meinung nach, indem ſie, wie es allen menſchlichen Dingen eigen und unvermeidlich iſt, das Maß überſchritten, nicht lange nachdem ſie uns aus einer Barbarei erlöſ't, uns in eine andere geſtürzt, die nicht geringer war, als die erſte, obwohl ſie aus der Vernunft und dem Wiſſen und nicht aus der Unvernunft entſtanden iſt und darum weniger wirkſam und ſichtbar am Körper als am Geiſt, weniger in Handlungen hervortritt und ſo zu ſagen verſteckter und innerlicher bleibt. Was die menſchliche Vollkommenheit betrifft, ſo ſchwöre ich Euch, wenn ſie ſchon erreicht wäre, würde ich wenigſtens ſchon einen ganzen Band zum Lobe des Menſchengeſchlechts geſchrieben haben. Da es mir aber noch nicht vergönnt war, ſie zu ſehen, und ich nicht erwarten kann, daß es mir bei meinen Lebzeiten noch vergönnt ſein werde, will ich in meinem Teſtament einen großen Theil meines Vermögens dazu beſtimmen, daß, wenn das Menſchengeſchlecht vollkommen ſein wird, man alljährlich eine Lobrede auf dasſelbe verfaſſen und öffentlich vortragen ſoll, ihm auch nach antiker Sitte einen kleinen Tempel errichte oder eine Statue oder was man ſonſt für paſſend halten mag.

XIV.

Copernicus.

Erſte Scene.

Die erſte Stunde und die Sonne.

Die erſte Stunde. Guten Morgen, Excellenz!

Sonne. Sage lieber: gute Nacht!

Erſte Stunde. Die Pferde ſind bereit.

Sonne. Schön!

Erſte Stunde. Der Morgenſtern iſt ſchon vor einer ganzen Weile zum Vorſchein gekommen.

Sonne. Schön! Er mag kommen oder gehen, wie es ihm beliebt.

Erſte Stunde. Wie meinen Ew. Excellenz?

Sonne. Ich meine, daß du mich in Ruhe laſſen ſollſt.

Erſte Stunde. Aber, Excellenz, die Nacht hat ſchon ſo lange gedauert, daß ſie nicht länger dauern kann, und wenn wir noch zögern, ſo mögen Excellenz zuſehen, daß keine Unordnung daraus entſteht.

Sonne. Mag entſtehen, was da will, ich rühre mich nicht vom Fleck.

Erſte Stunde. O, Excellenz, was bedeutet das? Fühlen Sie ſich unwohl?

Sonne. Nein, nein, ich fühle gar nichts, als daß ich mich nicht von der Stelle rühren will; und darum magſt du nur immer deinen Geſchäften nachgehen.

Erſte Stunde. Wie ſoll ich gehen, wenn Sie nicht kommen? Ich bin ja die erſte Stunde des Tages, und wie kann es Tag werden, wenn Ew. Excellenz nicht wie gewöhnlich herauszukommen geruhen?

Sonne. Wenn du nicht zum Tage gehören kannſt, magſt du zur Nacht gehören, oder die Nachtſtunden werden doppelten Dienſt haben, und du magſt mit deinen Kameradinnen müßig gehen. Denn, weißt du, ich bin es müde, beſtändig ſo herum zu kreiſen, um einem Halbdutzend winziger Geſchöpfe zu leuchten, die auf einer Handvoll Schlamm leben, ſo klein, daß ich, die ich doch gute Augen habe, ihren Wohnort nicht ſehen kann. Da hab' ich denn dieſe Nacht beſchloſſen, mich nicht weiter darum zu plagen, und wenn die Menſchen es hell haben wollen, mögen ſie ihre Feuer brennen laſſen, oder auf andere Weiſe ſorgen.

Erſte Stunde. Aber wie wollen Excellenz, daß die armen Wichte das anfangen ſollen? Ihre Lämpchen brennen zu laſſen, oder ſich ſo viel Kerzen zu verſchaffen, daß es für den ganzen Tag ausreicht, würde unerſchwingliche Koſten machen. Ja, wenn man ſchon jene gewiſſe Luft erfunden hätte, die zum

Brennen dient, mit der man Straßen, Zimmer, Läden, Keller und Alles erleuchten kann, und noch dazu mit geringen Koſten, würde mir die Sache weniger bedenklich ſcheinen. Nun aber werden noch beiläufig dreihundert Jahre vergehen müſſen, ehe die Menſchen dieſe nützliche Erfindung machen, und bis dahin werden ihnen Oel und Wachs und Pech und Talg ausgehen, und ſie werden nichts mehr zu brennen haben.

Sonne. So möge ſie ſich Leuchtkäfer einfangen oder jene Würmchen, die einen Glanz von ſich geben.

Erſte Stunde. Und wie ſollen ſie ſich gegen die Kälte ſchützen? Denn ohne die Hülfe, die ſie von Ew. Excellenz hatten, wird das Feuer aller Wälder nicht ausreichen, ſie zu erwärmen. Abgeſehen davon, daß ſie auch verhungern werden; denn die Erde wird keine Früchte mehr tragen. Und ſo wird nach wenigen Jahren das Geſchlecht dieſer armen Thiere zu Grunde gehen; denn wenn ſie eine Zeit lang hierhin und dorthin auf der dunklen Erde herumgetappt ſein werden, um etwas zu finden, wovon ſie leben und was ſie wärmen könnte, werden ſie endlich, nachdem alles Verſchlingbare aufgezehrt und der letzte Funken eines Feuers erloſchen iſt, ſämmtlich im Finſtern ſterben, ſo hartgefroren, wie wenn ſie Stücke von Bergkryſtall wären.

Sonne. Was kümmert das mich? Bin ich etwa die Wärterin des Menſchengeſchlechts oder ſein Koch, daß ich ihm ſeine Speiſen reifen und zubereiten müßte? Und was ſoll ich mir darum Sorge machen, ob eine kleine Anzahl unſichtbarer Geſchöpfchen, Millionen

Meilen von mir entfernt, ohne mein Licht nicht ſehen und es vor Kälte nicht aushalten kann? Und übrigens, wenn ich dieſer menſchlichen Familie ſo zu ſagen zum Ofen oder zum Feuerherd dienen ſoll, iſt es doch wohl vernünftig, daß dieſe Familie, wenn ſie ſich wärmen will, ſich um den Herd herum reihe, und nicht daß der Herd um das Haus herum gehen muß. Wenn alſo die Erde meine Gegenwart nöthig hat, mag ſie ſich aufmachen und zu mir kommen, ich für mein Theil brauche nichts von der Erde, weßhalb ich ſie aufſuchen müßte.

Erſte Stunde. Ew. Excellenz, wenn ich Sie recht verſtehe, meinen, was Sie bisher gethan haben, ſolle jetzt die Erde thun?

Sonne. Ja, jetzt und in alle Zukunft.

Erſte Stunde. Gewiß haben Ew. Excellenz ſehr Recht darin, auch abgeſehen davon, daß Sie über ſich verfügen können, wie Sie wollen. Aber bei alledem geruhen Excellenz zu erwägen, wie viel ſchöne Dinge nothwendig übel dabei fahren müßten, wenn dieſe neue Ordnung eingeführt würde. Der Tag wird nicht mehr ſeinen ſchönen vergoldeten Wagen haben mit den ſchönen Pferden, die ſich im Meere badeten, und um andere Einzelheiten zu übergehen: wir armen Stunden werden keinen Platz mehr am Himmel haben und aus himmliſchen Mädchen zu irdiſchen werden, wenn wir uns nicht lieber, wie ich vermuthe, in Rauch auflöſen. Aber dem ſei nun wie ihm wolle: die Hauptſache wird ſein, die Erde zu dieſem Herumwandeln zu überreden, was ſeine großen Schwierigkeiten haben wird. Denn ſie iſt nicht daran gewöhnt,

und es muß ihr ſeltſam ſcheinen, daß ſie jetzt immer laufen und ſich gewaltig abmühen ſoll, da ſie bisher niemals auch nur im Mindeſten ſich vom Fleck gerührt hat. Wenn daher Ew. Excellenz jetzt, wie es ſcheint, anfangen wollen, ſich auf die faule Seite zu legen, ſo, glaube ich, wird auch die Erde heutzutage um nichts geneigter ſein, ſich zu tummeln, als in früheren Zeiten.

Sonne. Die Noth wird ſie jetzt ſchon aufſtacheln, daß ſie ganz ordentlich ſpringen und laufen lernt. Jedenfalls aber würde es am ſchnellſten und ſicherſten gehen, wenn man einen Dichter oder Philoſophen fände, der die Erde überredete, ſich in Bewegung zu ſetzen, oder der, wenn er ſie auf andere Weiſe nicht dazu bewegen könnte, ſie mit Gewalt auf die Beine brächte. Denn ſoviel iſt ſicher, das gute Beſte dabei liegt in der Hand der Philoſophen und Poeten, ja, auf ſie kommt es faſt allein an. Die Dichter ſind es geweſen, die vor Zeiten, weil ich noch jung war und ihnen Gehör lieh, mit ihrem ſchönen Singſang mich dahin gebracht haben, ganz gutwillig, wie zum Vergnügen oder als ob es eine ehrenvolle Beſchäftigung wäre, mich dieſer äußerſt einfältigen Mühe zu unterziehen und wie toll, ſo groß und dick ich bin, um ein Sandkörnchen herumzulaufen. Jetzt aber, da ich zu reiferen Jahren gekommen bin und mich auf die Philoſophie verlegt habe, ſuche ich bei Allem das Nützliche und nicht das Schöne, und was die Dichter ſagen, wenn es mir nicht übel macht, bringt mich zum Lachen. Wenn ich etwas thun ſoll, muß ich gute und triftige Gründe dafür haben; und weil ich keinen Grund

abſehen kann, weßhalb ich einem müßigen und bequemen Leben ein thätiges vorziehen ſollte, bei dem ich nichts gewinne, was der Mühe, ja nur den bloßen Gedanken daran verlohnte (da auf der Welt nichts zu gewinnen iſt, was nur drei Kreuzer werth wäre): ſo habe ich beſchloſſen, die Mühen und Unbequemlichkeiten Anderen zu überlaſſen und ſelbſt ruhig und geſchäftslos zu Hauſe zu leben. Dieſe meine Sinnesänderung haben, wie ich dir ſchon geſagt habe, außer dem, was die Jahre dazu beigetragen, die Philoſophen bewirkt, Leute, die heutzutage angefangen haben, Einfluß zu gewinnen, und täglich mehr gewinnen. Um es alſo jetzt dahin zu bringen, daß die Erde ſich bewegt und ſtatt meiner herumläuft, würde zwar in einer Hinſicht ein Poet beſſer dazu taugen als ein Philoſoph; denn die Poeten wiſſen es bald mit der einen, bald mit der anderen Phantaſterei ſo darzuſtellen, als ob die Dinge dieſer Welt Werth und Gewicht hätten und ſehr ergötzlich und ſchön wären, und bewegen, indem ſie tauſend frohe Hoffnungen erzeugen, die Anderen dazu, allerlei Mühe nicht zu ſcheuen, während die Philoſophen ſie davon abbringen. Da aber andererſeits die Philoſophen angefangen haben die erſte Rolle zu ſpielen, ſo zweifle ich, ob ein Dichter heutzutage bei der Erde mehr Gehör finden würde als bei mir, oder wenn ſie ihn auch anhörte, ob er irgend etwas erreichen würde. Darum wird es das Beſte ſein, uns an einen Philoſophen zu wenden; denn wenn auch die Philoſophen gewöhnlich nicht ſehr geſchickt und noch weniger geneigt ſind, Andere zum Handeln zu bringen, ſo kann es doch ſein, daß in dieſem äußer-

ſten Falle ihnen etwas gelingt, was ſie ſonſt gewöhnlich nicht vermögen. Es müßte denn ſein, daß die Erde es für kürzer und bequemer hielte, gleich zu Grunde zu gehen, als ſich ſo viel plagen zu müſſen; worin ich ihr nicht Unrecht geben könnte. Genug, wir wollen es abwarten. Höre nun alſo, was du thun ſollſt: du ſollſt dort auf die Erde gehen, oder eine deiner Gefährtinnen hinſchicken, welche du willſt, und wenn ſie einen von jenen Philoſophen antrifft vor ſeinem Hauſe im Freien, um nach dem Himmel und den Sternen zu ſpähen, wie ſie wahrſcheinlich thun werden, da eine ſo lange Nacht etwas ganz Unerhörtes iſt, ſo ſoll ſie ihn ohne Weiteres aufheben, auf ihren Rücken ſetzen und ihn mir hierher bringen, damit ich ihn zu dem, was nöthig iſt, überreden kann. Haſt du mich auch verſtanden?

Erſte Stunde. Ja, Excellenz. Es ſoll geſchehen, wie Sie befehlen.

Zweite Scene.

Copernicus (auf der Terraſſe ſeines Hauſes, nach Oſten gen Himmel blickend durch eine Papierrolle, da die Fernröhre noch nicht erfunden waren).

Das iſt doch wunderbar! Entweder gehen alle Uhren falſch, oder die Sonne müßte ſchon vor mehr als einer Stunde aufgegangen ſein, und hier ſieht man nicht einmal einen Schimmer im Oſten, obwohl der Himmel ſo klar und rein iſt wie ein Spiegel. Alle Sterne leuchten wie um Mitternacht. Nun ſollte man einmal bei Almageſtus oder Sacroboscus an-

fragen, ob ſie den Grund davon ſagen können. Ich habe wohl von der Nacht gehört, die Zeus bei der Gattin des Amphitryon zugebracht hat; ſo erinnere ich mich auch vor Kurzem in dem Buche eines neueren Spaniers geleſen zu haben, in Peru finde ſich die Sage, daß einmal vor Zeiten in ihrem Lande eine ſehr lange, ja endloſe Nacht geweſen ſei, und daß endlich die Sonne aus einem See, den ſie den Titicacaſee nennen, hervorgekommen ſei. Bis jetzt aber habe ich all dergleichen Erzählungen für nichts Beſſeres als Poſſen gehalten, wie alle vernünftigen Menſchen. Jetzt, da ich ſehe, daß es mit Vernunft und Wiſſenſchaft, gerade herausgeſagt, nicht weit her iſt, fange ich an zu glauben, daß dieſe und ähnliche Dinge am Ende doch vollkommen wahr ſein könnten; ja ich will ſogar an alle möglichen Seen und Sümpfe gehen und ſehn, ob es mir vielleicht gelingt, die Sonne herauszufiſchen. Aber was hör' ich da für ein Rauſchen, wie vom Flügelſchlag eines großen Vogels?

Dritte Scene.

Die letzte Stunde und Copernicus.

Die letzte Stunde. Copernicus, ich bin die letzte Stunde.

Copernicus. Die letzte Stunde? Schön; da muß man ſich alſo fertig machen. Nur, wenn es angeht, gönne mir ſo viel Zeit, daß ich mein Teſtament machen und, eh' ich ſterbe, mein Haus beſtellen kann.

Letzte Stunde. Was ſterben! Ich bin noch nicht die letzte Stunde deines Lebens.

Copernicus. Ei, was biſt du denn? Etwa die letzte Stunde im Brevier?

Letzte Stunde. Ich glaube wohl, daß die dir lieber iſt als alle anderen, wenn du im Chor ſitzeſt.

Copernicus. Woher weißt du denn, daß ich Canonicus bin? Und woher kennſt du mich? Du haſt mich ja auch vorhin bei Namen genannt.

Letzte Stunde. Ich habe mich ſchon nach dir erkundigt bei einigen Leuten da unten auf der Straße. Kurz und gut, ich bin die letzte Stunde des Tages.

Copernicus. Ah, nun verſtehe ich: die erſte Stunde iſt krank, und daher kann es noch nicht Tag werden.

Letzte Stunde. Höre nur weiter. Tag wird es überhaupt nicht mehr werden, weder heut, noch morgen, noch ſpäter, wenn du nicht dazu hilfſt.

Copernicus. Das wäre ſchön, wenn es jetzt mein Geſchäft ſein ſollte, den Tag zu machen.

Letzte Stunde. Ich werde dir ſagen, wie. Zunächſt aber mußt du unverzüglich mit mir kommen nach dem Hauſe der Sonne, meiner Gebieterin. Unterwegs ſollſt du das Uebrige hören, und Einiges wird dir Ihre Excellenz ſelbſt ſagen, ſobald wir zu ihr gekommen ſind.

Copernicus. Das iſt Alles gut und ſchön. Aber der Weg, wenn ich mich nicht täuſche, dürfte ein wenig lang ſein, und wie ſoll ich ſo viel Proviant mitſchleppen, wie ich brauchte, um nicht ein paar Jahre vor unſerer Ankunft Hungers zu ſterben? Auch

glaube ich nicht, daß die Länder Ihrer Excellenz irgend etwas hervorbringen, wovon man mir auch nur ein Frühſtück bereiten könnte.

Letzte Stunde. Entſchlage dich nur dieſer Zweifel. Du wirſt dich im Hauſe der Sonne nicht lange aufzuhalten brauchen, und die Reiſe wird in einem Nu geſchehen ſein; denn ich bin ein Geiſt, wenn du es noch nicht weißt.

Copernicus. Aber ich bin ein Körper.

Letzte Stunde. Schon gut. Du brauchſt dich mit ſolchen Reden nicht aufzuhalten, denn du biſt ja kein metaphyſiſcher Philoſoph. Komm! Steige mir auf den Rücken und das Weitere überlaß mir.

Copernicus. Nur zu; da ſitz' ich. Laß ſehen, was aus dieſer ſeltſamen Geſchichte noch wird.

Vierte Scene.

Copernicus und die Sonne.

Copernicus. Meine gnädigſte Gebieterin —

Sonne. Verzeih, Copernicus, wenn ich dich nicht zum Sitzen nöthige; man kennt hier keine Stühle. Aber wir werden bald fertig ſein. Du haſt ſchon von meiner Dienerin gehört, um was ſich's handelt. Nach dem, was das Mädchen mir von deinen Fähigkeiten berichtet hat, finde ich, daß du vortrefflich zu dem Dienſt geeignet biſt, den man von dir verlangt.

Copernicus. Madame, ich ſehe bei der Sache große Schwierigkeiten.

Sonne. Schwierigkeiten ſollten doch einen Mann wie dich nicht ſchrecken; ſagt man doch, daß ſie

den Muthigen nur noch mehr anfeuern! Was meinſt du denn aber für Schwierigkeiten?

Copernicus. Erſtens, ſo groß auch die Macht der Philoſophie ſein mag, bin ich doch nicht ſicher, daß ſie groß genug ſein wird, um die Erde zu überreden, daß ſie ſich jetzt zum Laufen entſchließen ſoll, ſtatt ganz gemächlich ſitzen zu bleiben, und ſich abarbeiten, ſtatt müßig zu gehen, zumal in dieſen Zeiten, die keine heroiſchen mehr ſind.

Sonne. Wenn du ſie nicht überreden kannſt, mußt du ſie zwingen.

Copernicus. Gern, Ew. Gnaden, wenn ich ein Herkules wäre, oder zum wenigſten ein Orlando, und nicht ein Canonicus aus Thorn.

Sonne. Was thut das? Erzählt man nicht von einem eurer alten Mathematiker, daß er geſagt habe, wenn man ihm nur einen Ort außerhalb der Welt gäbe, wo er ſtehen könne, ſo getraue er ſich, Himmel und Erde zu bewegen? Nun ſollſt du ja nicht den Himmel bewegen und befindeſt dich hier an einem Ort, der außerhalb der Erde liegt. Wenn du alſo nicht ungeſchickter biſt, als jener Alte, ſo kann es nicht fehlen, daß du ſie zu bewegen vermagſt, ſie mag nun wollen oder nicht.

Copernicus. Das ließe ſich wohl thun, gnädige Frau; aber man braucht einen Hebel dazu, der ſo lang wäre, daß nicht nur ich, ſondern auch Ew. Gnaden, ſo reich Sie ſein mögen, den Stoff, aus dem er gemacht werden müßte, und die Arbeit nicht einmal zur Hälfte bezahlen könnten. Dann iſt da noch eine andere, noch bedenklichere Schwierigkeit, wie

Sie gleich hören ſollen, ja ein ganzer Knäuel von Schwierigkeiten. Die Erde hat bis jetzt den vornehmſten Sitz in der Welt eingenommen, nämlich die Mitte, und da ſie, wie Sie wiſſen, unbeweglich war und nichts Anderes zu thun hatte, als ſich umzuſchauen, ſind alle anderen Weltkörper, die größten wie die kleinſten, die leuchtenden wie die dunklen, beſtändig oben und unten und an den Seiten im Kreis um ſie herumgegangen, mit einer Eile, einer Haſt, einem Sturm, daß es einem ſchwindelt, nur daran zu denken. Und da auf dieſe Weiſe alle Dinge ſich beeiferten, ihr zu dienen, ſah das Univerſum einem Hof ähnlich, wo die Erde wie auf einem Thron ſaß und die anderen Weltkörper ringsherum als Höflinge, Wachen und Diener, der Eine dieſes Amt, der Andere ein anderes verwalteten. So hat ſich denn die Erde allezeit für die Kaiſerin der Welt gehalten, und in der That, wenn Alles ſo bleibt wie bisher, kann man ihr nicht Unrecht geben, vielmehr möchte ich glauben, daß dieſe ihre Vorſtellung von ihrer Würde ſehr wohl begründet ſei. Was ſoll ich Euch ferner von den Menſchen ſagen, die ſich immer für die allererſten und allerwichtigſten unter den irdiſchen Geſchöpfen gehalten haben und ſich allezeit dafür halten werden! Jeder von uns, wenn er auch nur in Lumpen ging und nicht einmal eine trockene Brotrinde zu nagen hatte, war feſt davon überzeugt, ein Kaiſer zu ſein; nicht von Konſtantinopel oder von Deutſchland oder von der halben Erde, wie die römiſchen Kaiſer, ſondern ein Kaiſer des Univerſums, ein Kaiſer der Sonne, der Planeten,

aller ſichtbaren und unſichtbaren Geſtirne, und der Endzweck der Sonne, der Planeten, ja von Ew. Gnaden ſelbſt und allen Dingen. Wenn wir jetzt aber verlangen, daß die Erde ſich von ihrem Platz in der Mitte wegbegeben ſoll, wenn wir es dahin bringen, daß ſie läuft, rollt, ſich beſtändig zu ſchaffen macht und Alles das vollbringt, nicht mehr noch weniger, als was die anderen Weltkörper bisher gethan haben, mit einem Wort, daß ſie in die Zahl der Planeten eingereiht wird, ſo wird das zur Folge haben, daß Ihre Majeſtät die Erde und Ihre Majeſtäten die Menſchen den Thron räumen und die Herrſchaft niederlegen müſſen, dabei aber immer ihre Lumpen und ihr Elend behalten, was nicht klein iſt.

Sonne. Worauf will mein Don Nicolaus mit dieſer ſeiner Rede hinaus? Hat er vielleicht Gewiſſensſcrupel, daß er, wenn er dies Alles thäte, ein crimen laesae begehen möchte?

Copernicus. Nein, Gnädigſte, denn weder in den Codices, noch in den Digeſten, noch in den Büchern über das Staatsrecht, noch im Reichs-, Völker- oder Naturrecht findet ſich, ſo viel ich weiß, dieſes Majeſtätsverbrechen erwähnt. Sondern ich will nur ſagen, daß dieſe Sache nicht ſo ausſchließlich materieller Art iſt, wie ſie auf den erſten Blick erſcheinen möchte, und daß ihre Wirkungen nicht allein der Phyſik angehören werden; denn ſie wird die Rangordnung der Dinge und die Stufenfolge der Weſen umſtoßen, die Endzwecke der Geſchöpfe verändern und dadurch auch eine ſehr große Umwälzung in der Metaphyſik, ja in Allem, was ſich auf den ſpeculativen

Theil des Wiſſens bezieht, hervorrufen. Und die Folge davon wird ſein, daß die Menſchen, wenn ſie überhaupt noch die Fähigkeit oder die Neigung haben werden, vernünftig zu überlegen, dahinter kommen werden, daß ſie nun etwas ganz Anderes ſind, als ſie bis dahin waren, oder zu ſein ſich eingebildet haben.

Sonne. Das Alles, mein Sohn, kann mir nicht bange machen; denn ich habe gerade ſo viel Reſpect vor der Metaphyſik wie vor der Phyſik, oder auch vor der Alchymie, oder der Nekromantie, wenn du willſt. Die Menſchen werden ſich damit zufrieden geben, zu ſein, was ſie ſind, und wenn ihnen das nicht recht iſt, mögen ſie durch Dick und Dünn raiſonniren und die augenſcheinliche Wahrheit auf den Kopf ſtellen, was ihnen nicht ſchwer fallen wird, und auf dieſe Weiſe fortfahren, ſich zu halten, wofür ſie wollen, für Barone, Herzoge, Kaiſer oder was ihnen ſonſt beliebt. Das wird für ſie ein Troſt ſein, und mich werden ſie mit dieſen ihren Einbildungen nicht im Geringſten ärgern.

Copernicus. Sei's denn; wir wollen die Menſchen und die Erde bei Seite laſſen. Bedenken Sie aber, Gnädigſte, was vorausſichtlich mit den anderen Planeten geſchehen wird. Wenn die ſehen werden, daß die Erde Alles thut, was ſie thun, und auch ein Planet geworden iſt, werden ſie nicht mehr ſo glatt, einfach und ſchmucklos bleiben wollen, ſo öde und traurig, wie ſie bisher geweſen ſind, während die Erde allein all ihren Schmuck behält, ſondern werden auch ihre Flüſſe, Meere, Berge, Pflanzen und auch unter Anderem ihre Thiere und Bewohner

haben wollen, da ſie keinen Grund ſehen, weßhalb ſie nun noch in irgend einem Punkt hinter der Erde zurückſtehen ſollen. Das wird denn eine andere gewaltige Revolution in der Welt geben, eine endloſe Menge neuer Familien und Bevölkerungen, die in einem Augenblick von allen Seiten hervorſprießen werden wie die Pilze.

Sonne. Laß du ſie nur kommen, und möchten es ſo viele ſein wie da wollten; ich habe Licht und Wärme genug für Alle, ohne daß es mir darum größere Koſten machte, und die Welt wird ſie nähren, kleiden, beherbergen, reichlich verſorgen können, ohne ſich in Schulden zu ſtürzen.

Copernicus. Denken aber Ew. Gnaden nur noch ein wenig weiter hinaus, und Sie werden finden, daß uns noch ein anderer Wirrwarr bevorſteht. Denn wenn die Sterne ſehen, daß Sie ſich hingeſetzt haben und zwar nicht auf einen Schemel, ſondern auf einen Thron, und daß Sie dieſen ſchönen Hofſtaat und dieſe Menge Planeten um ſich haben, werden ſie nicht allein auch ſitzen und ſich ausruhen, ſondern gleichfalls herrſchen wollen; und wo ein Herrſcher iſt, da müſſen Unterthanen ſein; darum werden ſie auch ihre Planeten haben wollen, wie Sie, ein jeder die ſeinigen. Dieſe neuen Planeten werden gleichfalls bewohnt und geſchmückt ſein müſſen wie die Erde. Dabei will ich nicht einmal von dem armen Menſchengeſchlecht reden, das ſchon vorher, im Vergleich zu dieſer einzigen Welt, zu nicht viel mehr als Nichts zuſammengeſchwunden iſt, was erſt daraus werden mag, wenn ſo viel Tauſende anderer Welten plötzlich hervorbrechen, ſo daß

es kein winziges Sternchen in der Milchſtraße geben wird, das nicht die ſeinige hätte. Sondern wenn ich bloß an Ihr Intereſſe denke, muß ich ſagen, daß Sie bis jetzt im Univerſum, wenn nicht Numero Eins, ſo doch gewiß Numero Zwei geweſen, nämlich gleich nach der Erde gekommen ſind und keinen Rivalen gehabt haben, da die Sterne ſich mit Ihnen nicht zu vergleichen wagten. In dieſem neuem Zuſtande des Univerſums aber werden Ihnen ſo viele gleichſtehen, als es Sterne geben wird mit ihren Welten. Nehmen Sie ſich alſo in Acht, daß die Veränderung, die wir vorhaben, Ihrer Würde keinen Eintrag thue.

Sonne. Erinnerſt du dich, was euer Cäſar ſagte, als er über die Alpen zog und nahe bei jenem Dörfchen vorbei kam, das von armen Barbaren bewohnt war: er möchte lieber der Erſte in jenem Dörfchen ſein als der Zweite in Rom? Auch ich möchte lieber die Erſte in dieſer unſerer Welt ſein, als die Zweite im Univerſum. Aber nicht der Ehrgeiz treibt mich dazu, den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge zu verändern, ſondern nur die Liebe zur Ruhe, oder richtiger geſagt, die Trägheit; ſo daß ich mich wenig darum bekümmere, ob Andere mir gleichſtehen oder nicht, und ob ich den erſten oder letzten Platz einnehme; denn im geraden Gegenſatz zu Cicero iſt mir mehr an meiner Muße gelegen als an meiner Würde.

Copernicus. Dieſe Muße, Gnädigſte, werde ich für mein Theil, ſo gut ich kann, Ihnen zu verſchaffen ſuchen. Ich zweifle aber, ob ſie, auch wenn es mir gelingt, ſehr lange dauern wird. Denn erſtens

bin ich faſt überzeugt, daß Sie ſchon nach wenigen Jahren gezwungen ſein werden, ſich zu drehen wie die Rolle in einem Ziehbrunnen, oder wie ein Mühlrad, ohne darum Ihre Stelle zu wechſeln. Ferner fürcht' ich faſt, daß Sie am Ende, nach kürzerer oder längerer Friſt, doch wieder werden anfangen müſſen zu laufen, ich ſage nicht, um die Erde, aber das kann Ihnen ja auch gleichgültig ſein; und vielleicht wird gerade dieſes ſich im Kreis Herumdrehen, das Sie machen werden, die Veranlaſſung ſein, daß Sie ſich auch wieder zum Gehen entſchließen. Genug, ſei dem, wie ihm wolle, trotz aller Schwierigkeit und anderen Bedenken will ich, wenn Sie bei Ihrem Entſchluß beharren, verſuchen, ob ich Ihnen dienen kann; bring' ich es aber nicht zu Stande, ſo müſſen Sie glauben, daß ich es nicht gekonnt habe, und nicht ſagen, ich hätte nicht den Muth dazu gehabt.

Sonne. Schön, lieber Copernicus; verſuche es nur.

Copernicus. Es bliebe nur noch eine kleine Schwierigkeit.

Sonne. Und die wäre?

Copernicus. Ich möchte nämlich nicht, weil ich dies gethan, lebendig verbrannt werden, wie der Vogel Phönix; denn wenn mir dies geſchähe, bin ich ſicher, nicht, wie er, aus meiner Aſche wieder aufzuerſtehen und niemals wieder das Angeſicht von Ew. Gnaden zu erblicken.

Sonne. Höre, Copernicus, du weißt, daß ich vor Zeiten, als ihr Philoſophen noch kaum auf der Welt waret, damals alſo, als die Poeſie noch herrſchte, für mein Prophezeien berühmt geweſen bin. Laß

mich alſo jetzt zum letzten Male weiſſagen und ſchenke mir in Erinnerung an jene meine alte Fähigkeit Glauben. Und ſo ſage ich dir denn, daß vielleicht nach dir einige Andere, die das, was du vorhaſt, billigen werden, einen kleinen Brandſchaden oder dergleichen erleiden werden, dir aber wird, ſoviel ich ſehen kann, für das, was du thun willſt, nichts zu Leide geſchehen. Und wenn du ganz ſicher gehen willſt, ſo thue Folgendes: das Buch, das du über dieſen Gegenſtand ſchreiben wirſt, dedicire dem Papſt. Auf dieſe Art, verſpreche ich dir, wirſt du nicht einmal dein Canonicat verlieren.

XV.

Ein Almanachhändler und ein Spaziergänger.

Händler. Almanache, neue Almanache! Neue Kalender! Brauchen Sie Almanache, meine Herren?

Spaziergänger. Almanache auf das neue Jahr?

Händler. Ja, mein Herr.

Spaziergänger. Glaubt Ihr, daß dies neue Jahr ein glückliches ſein wird?

Händler. O, Ew. Gnaden, ganz gewiß.

Spaziergänger. So glücklich wie dies vergangene Jahr?

Händler. Noch weit mehr.

Spaziergänger. So wie das vorvorige?

Händler. Weit mehr, Ew. Gnaden.

Spaziergänger. Nun, wie welches andere denn? Wäre es Euch nicht recht, wenn das neue Jahr ſo würde, wie irgend eines dieſer letzten Jahre?

Händler. Nein, Herr, das möcht' ich nicht.

Spaziergänger. Wie viel neue Jahre ſind ſchon vergangen, ſeitdem Ihr Almanache verkauft?

Händler. Es werden gegen zwanzig ſein, Ew. Gnaden.

Spaziergänger. Iſt Euch kein Jahr beſonders im Gedächtniß, das Euch glücklich vorgekommen wäre?

Händler. Nein, wahrhaftig nicht, Ew. Gnaden.

Spaziergänger. Und doch iſt das Leben ein ſchönes Ding. Nicht wahr?

Händler. Verſteht ſich.

Spaziergänger. Möchtet Ihr nicht dieſe zwanzig Jahre noch einmal leben, und überhaupt die ganze vergangene Zeit, ſeitdem Ihr auf die Welt gekommen?

Händler. Ach, lieber Herr, wollte Gott, daß man das könnte!

Spaziergänger. Aber wenn Ihr Euer Leben genau ſo wieder erleben ſolltet mit allen Freuden und Leiden, die Ihr erfahren habt?

Händler. Das möcht' ich freilich nicht.

Spaziergänger. Nun, was für ein anderes Leben möchtet Ihr denn wieder erleben? Etwa mein Leben, oder das des Fürſten, oder welches anderen Menſchen? Oder glaubt Ihr nicht, daß der Fürſt und jeder Andere genau ſo antworten würde, wie Ihr, und daß, wenn er das nämliche Leben noch einmal leben müßte, kein Einziger wieder von vorn anfangen möchte?

Händler. Das glaube ich allerdings.

Spaziergänger. Auch Ihr möchtet alſo nicht unter dieſer Bedingung von vorn anfangen, wenn es auf eine andere Art nicht anginge?

Händler. Nein, gewiß nicht, Herr.

Spaziergänger. Nun, was für ein Leben wünſchtet Ihr denn?

Händler. Ich möchte nur ſo ein Leben, wie Gott mir's ſchickte, ohne weitere Bedingung.

Spaziergänger. Ein Leben aufs Gerathewohl, von dem Ihr nichts weiter vorauswüßtet, wie man auch vom neuen Jahr noch nichts weiß?

Händler. Ja wohl.

Spaziergänger. Das möchte auch ich, wenn ich noch einmal leben ſollte, und das möchten Alle. Das aber beweiſ't nur, daß bis zum heutigen Tage bei jenem Gerathewohl Alle ſchlecht weggekommen ſind, und daß Jeder der Meinung iſt, das Ueble, was ihn betroffen, ſei häufiger oder gewichtiger geweſen, als das Gute, wenn unter der Bedingung, das frühere Leben mit all ſeinem Glück und Unglück noch einmal zu erleben, kein Menſch zum zweiten Male auf die Welt kommen möchte. Das Leben, das ein ſchönes Ding iſt, iſt nicht das Leben, das man kennt, ſondern eines, das man nicht kennt; nicht das vergangene Leben, ſondern das künftige. Vom neuen Jahre an wird das Schickſal anfangen, Euch und mich und alle Anderen gut zu behandeln, und dann wird das glückliche Leben beginnen. Nicht wahr?

Händler. Hoffentlich.

Spaziergänger. Nun, ſo zeigt mir den ſchönſten Almanach, den ihr habt.

Händler. Hier, Ew. Gnaden; hier dieſer koſtet dreißig Soldi.

Saziergänger. Da ſind die dreißig Soldi.

Händler. Danke, Ew. Gnaden. Auf Wiederſehen. Almanache, neue Almanache! Neue Kalender!

XVI.

Ein Profeſſor der Humanität und Salluſtius.

Profeſſor. Dieſe Stelle im Text, meine Kinder, befriedigt mich nicht, und ich mache euch darauf aufmerkſam, damit euch die Autorität des Salluſtius nicht zu einem Irrthum verleite.

Salluſtius. Was wird da über mich gemurmelt? Wenn ich gewußt hätte, daß in neunzehnhundert Jahren der Neid nicht ſtirbt, wäre ich lieber neidiſch als vortrefflich geweſen.

Profeſſor. Wer biſt du?

Salluſtius. Der Autor, den du in Händen haſt.

Profeſſor. Du willſt ſagen, der Autor des Buches, das ich in Händen habe, aber aus Liebe zur Kürze bedenkſt du dich nicht, dich perſönlich mir in die Hand zu liefern. Wie kommſt du denn hierher? Aber wie du hergekommen, iſt gleichgültig. Ich möchte, daß du mir ein Bedenken aufklärteſt, das mir bei einer Stelle in der Anſprache gekommen iſt, die du deinen Catilina vor der Schlacht gegen das Heer des Proconſuls halten läſſeſt. Der Paſſus lautet: Quapropter vos moneo uti forti atque parato animo

sitis; et quum proelium inibitis memineritis vos divitias, decus, gloriam, praeterea libertatem atque patriam in dextris vestris portare. Sage mir: haſt du in Nigidianus' oder Fauſta's Schule oder etwa in Numidien, damals, als du darauf bedacht warſt, den Einwohnern wohlzuthun durch Erleichterung ihres Beutels, oder wann und wo es nur immer geweſen ſein mag — Rhetorik ſtudirt?

Salluſtius. Hätteſt du nur ſo Ethik ſtudirt! Was ſind das für Fragen?

Profeſſor. Nur ruhig Blut. Könnteſt du doch nur ſo die Spuren der Prügel loswerden, die du von Milo bekommen haſt wegen deiner Liebe zur Schönheit. Habe die Güte, mir zu ſagen: welche Redefigur wollteſt du in dieſem Paſſus anwenden? Die, welche wir Grammatiker die Steigerung zu nennen pflegen, oder eine andere?

Salluſtius. Ja, Herr Magiſter, die.

Profeſſor. Die Steigerung (Klimax) iſt je nach Umſtänden auf- oder abſteigend; hier aber muß es doch die aufſteigende ſein, das heißt, von den Dingen, die du nennſt, muß das zweite größer ſein, als das erſte, das dritte größer als das zweite und ſo fort, ſo daß das letzte das größte von allen iſt. Nicht wahr?

Salluſtius. O gewiß.

Profeſſor. Du aber, theurer Crispus, biſt in der That gegangen, wie der Krebs oder wie vorſichtige Leute, wenn ſie den Feind kommen ſehen. Das Erſte, was du nennſt, iſt der Reichthum, von dem Theognis ſagt, daß man ihm nachjagen müſſe

durch Hitze und Froſt, zu Waſſer und zu Lande, wenn es nöthig iſt von Felſen ſpringen, ſich ins Meer ſtürzen und weder Gefahr noch Mühe ſcheuen, die zum Ziele helfen. Das Zweite iſt die Ehre, die ein großer Theil der Menſchen für einen theuren Beſitz hält, doch nicht ſo ſehr, daß ſie ſie nicht wieder billig verkauften. Das Dritte iſt der Ruhm, der wohl Vielen gefallen würde, wenn ſie ihn ohne Mühe und Unbequemlichkeit erlangen könnten; da das aber nicht angeht, begnügt ſich Jeder damit, ihn in ſeinen Würden zu laſſen. Das Vierte iſt die Freiheit, mit der man nicht viel anfangen kann. Das Letzte endlich iſt das Vaterland, und ein ſolches wäre auf Erden nicht mehr zu finden, wenn es nicht im Wörterbuch ſtände. Kurz, das, was du ans Ende ſtellſt, iſt nicht nur nicht größer als alles Andere, ſondern exiſtirt ſchon ſeit lange überhaupt nicht mehr; von dem Andern iſt das Frühere immer wichtiger als das Folgende und das Erſte der Art, daß die Menſchen, um es zu erlangen, bei jeder Gelegenheit bereit ſind, Vaterland, Freiheit, Ruhm, Ehre, all deine anderen Güter hinzugeben, und alle in Bauſch und Bogen, und wenn es verlangt wird, noch etwas dazu. Nun ſieh, ob das ein Wort war, daß du ſo in einen Winkel deiner Periode verſtecken durfteſt, als ob du dich geſchämt hätteſt, es hinzuſchreiben. Wahrlich, wenn Catilina die Redefigur in dieſer verkehrten Ordnung, wie du ſie mittheilſt, gebraucht hat, ſo wundere ich mich nicht, daß er auf die Hörer keinen Eindruck gemacht hat, und es iſt ihm ganz recht geſchehen, daß ſie ſich ſchlecht hielten und die Schlacht verloren.

Salluſtius. Ich könnte vielleicht erwidern, daß zwiſchen meiner Zeit und der heutigen ein kleiner Unterſchied ſei in den Anſichten und Gebräuchen, bezüglich deſſen, was du erwähnt haſt. Aber jedenfalls hat deine Auseinanderſetzung etwas für ſich, und darum ſtreiche den Paſſus aus und ſchreibe ihn ſo hin, wie ich ihn dir dictiren werde.

Profeſſor. Dictire nur.

Salluſtius. Et quum proelium inibitis, memineritis gloriam, decus, divitias, praeterea spectacula, epulas, scorta, animam denique vestram in dextris vestris portare.

Profeſſor. Da ſteht es. So gefällt es mir und iſt in Ordnung. Nur daß die fünf letzten Punkte etwas ſo Hinreißendes haben, daß ich anfange, für den Ausgang der Schlacht zu fürchten, wenn nicht Antonius und Petreius ihren Truppen eine Rede über denſelben Text halten.

XVII.

Triſtan und ein Freund.

Freund. Ich habe Euer Buch geleſen. Melancholiſch, wie man's von Euch gewohnt iſt!

Triſtan. Ja, wie man's von mir gewohnt iſt.

Freund. Melancholiſch, troſtlos, verzweifelt; man ſieht, daß Euch dies Leben ſehr abſcheulich vorkommt.

Triſtan. Was ſoll ich Euch ſagen? Ich hatte mir die verrückte Idee in den Kopf geſetzt, das menſchliche Leben ſei unglücklich.

Freund. Unglücklich vielleicht. Und doch am Ende —

Triſtan. Nicht doch! Außerordentlich glücklich. Ich habe jetzt meine Meinung geändert. Aber als ich dieſes Buch ſchrieb, hatte ich, wie geſagt, jene verrückte Idee noch im Kopf, und ich war ſo davon überzeugt, daß ich auf alles Andere eher gefaßt war, als hören zu müſſen, daß man die Bemerkungen, die ich in dieſer Hinſicht machte, in Zweifel zog; ich glaubte, das eigene Bewußtſein jedes Leſers würde mir ſofort in Allem Recht geben müſſen. Streit,

dachte ich, würde nur entſtehen über den Nutzen oder Schaden ſolcher Bemerkungen, aber nimmermehr über ihre Wahrheit; vielmehr glaubte ich, da die Uebel allgemein ſeien, würden auch meine Klagen im Herzen eines Jeden, der ſie hörte, ein Echo finden. Und da ich nun nicht irgend eine einzelne Behauptung, ſondern das Ganze beſtreiten und ſagen hörte, das Leben ſei nicht unglücklich und wenn es mir ſo vorkäme, müßte Krankheit oder ein anderes perſönliches Unglück, unter dem ich litte, Schuld daran ſein, war ich anfangs betroffen, beſtürzt, förmlich verſteinert, und glaubte mehrere Tage lang mich in einer anderen Welt zu befinden. Dann, wie ich wieder zu mir ſelbſt kam, ärgerte ich mich ein wenig. Noch ein wenig ſpäter lachte ich und ſagte: die Menſchen ſind im Allgemeinen wie die Ehemänner. Wenn die Ehemänner ruhig leben wollen, müſſen ſie ihre Frauen für treu halten, Jeder die ſeinige; und das thun ſie denn auch, obwohl die halbe Welt weiß, daß es in Wahrheit ganz anders damit ausſieht. Wer in einem Lande leben will oder ſoll, muß dasſelbe für eines der beſten auf der bewohnten Erde halten und hält es auch dafür. Die Menſchen im Allgemeinen, wenn ſie leben wollen, müſſen glauben, daß das Leben ſchön ſei und der Mühe werth, und glauben es auch, und werden böſe auf Jeden, der anders denkt. Denn im Weſentlichen glaubt das Menſchengeſchlecht allezeit nicht das Wahre, ſondern das, was ihm am meiſten paßt oder zu paſſen ſcheint. Das Menſchengeſchlecht, das ſo viele Albernheiten geglaubt hat und in Zukunft glauben wird, wird niemals glauben, daß es nichts

wiſſe, nichts ſei und nichts zu hoffen habe. Kein Philoſoph, der einen von dieſen drei Sätzen lehrte, würde Glück machen oder Schüler bekommen, beſonders im Volk; denn abgeſehen davon, daß alle drei Sätze einem Menſchen, der leben will, wenig erwünſcht ſind, beleidigen die beiden erſten den Stolz der Menſchen, und um den dritten, ja auch die beiden andern zu glauben, muß man Muth und Seelenſtärke beſitzen. Die Menſchen aber ſind feige, ſchwach, unedel und beſchränkt an Geiſt; immer bereit, ſich Hoffnungen zu machen, weil ſie immer geneigt ſind, ihre Anſichten vom Glück zu ändern, je nach der Nothwendigkeit, die ihr Leben beherrſcht; ſehr geneigt, wie Petrarca ſagt, die Waffen vor ihrem Glück zu ſtrecken, ſehr bereit und raſch entſchloſſen, ſich über jedes Unglück zu tröſten, jede Entſchädigung anzunehmen für das, was ihnen verſagt iſt, oder was ſie verloren haben, auf jede Bedingung hin ſich in jedes noch ſo unbillige und grauſame Schickſal zu fügen; und wenn ſie alles deſſen, was ihnen wünſchenswerth war, beraubt worden ſind, von falſchen Illuſionen zu leben, an die ſie ſo feſt und muthig glauben, als ob es in der Welt nichts Wahreres und Zuverläſſigeres gäbe. Ich für mein Theil, wie man im ſüdlichen Europa über die Ehemänner lacht, die in ihre ungetreuen Frauen verliebt ſind, ſo lache ich über das Menſchengeſchlecht, das in das Leben verliebt iſt, und halte es für ſehr wenig männlich, ſich wie Thoren betrügen und überliſten laſſen zu wollen und außer den Uebeln, die man erträgt, noch gleichſam der Natur und dem Schickſal zum Geſpött zu dienen. Wenn ich von Illu-

ſionen rede, ſo meine ich nicht die der Phantaſie, ſondern die des Verſtandes. Ob dieſe meine Anſichten von einer Krankheit herrühren, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß, krank oder geſund, ich die Jämmerlichkeit der Menſchen mit Füßen trete, jeden kindiſchen Troſt und Selbſtbetrug verſchmähe und den Muth habe, die vollſtändige Hoffnungsloſigkeit zu ertragen, unerſchrocken in die Wüſte des Lebens zu blicken, mir nicht das Geringſte von der menſchlichen Unſeligkeit zu verleugnen und alle Folgeſätze einer traurigen aber wahren Philoſophie anzunehmen. Dieſe, wenn ſie auch ſonſt zu nichts nützt, verſchafft den ſtarken Menſchen die ſtolze Genugthuung, von der verhüllten und geheimnißvollen Grauſamkeit des menſchlichen Schickſals jeden Schleier abgeriſſen zu ſehen. Das Alles ſagte ich bei mir ſelbſt, gleichſam als wenn jene traurige Philoſophie meine eigene Erfindung wäre, da ich ſie von Allen ſo zurückgewieſen ſah, wie man alles Neue und noch nie Gehörte zurückzuweiſen pflegt. Als ich es dann aber noch einmal überlegte, erinnerte ich mich, daß ſie ſo neu war wie Salomo und Homer und die älteſten uns bekannten Dichter und Philoſophen, in denen Allen wir eine Menge Bilder, Fabeln und Sentenzen finden, welche die äußerſte Unſeligkeit der Menſchen ausdrücken. Der Eine von ihnen ſagt: der Menſch ſei das elendeſte aller Thiere; ein Anderer: das Beſte ſei, nicht geboren zu werden, und für den, der geboren worden, in der Wiege zu ſterben; wieder ein Anderer: wer den Göttern lieb ſei, der ſterbe jung; und unzählige Ausſprüche in gleichem Sinne.

Auch erinnerte ich mich, daß von jenen Zeiten an bis geſtern oder vorgeſtern alle Dichter, alle Philoſophen und großen und kleinen Schriftſteller in einer oder der anderen Weiſe dieſelben Lehren wiederholt oder neu begründet haben, ſo daß ich von Neuem anfing mich zu wundern; und ſo blieb ich lange Zeit zwiſchen Verwunderung, Aerger und Lachen, bis ich tiefer in dieſe Materie eindrang und erkannte, daß die menſchliche Unſeligkeit einer der ſeit Alters eingewurzelten Irrthümer des Verſtandes iſt, und die Aufdeckung dieſes Irrthums und die Glückſeligkeit des Lebens eine der großen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts. Da beruhigte ich mich und geſtehe nun, daß ich Unrecht hatte, zu glauben, was ich glaubte.

Freund. Und Ihr habt Eure Meinung geändert?

Triſtan. Natürlich. Könnt Ihr glauben, daß ich die im neunzehnten Jahrhundert entdeckten Wahrheiten bekämpfen würde?

Freund. Und glaubt Ihr Alles, was das Jahrhundert glaubt?

Triſtan. Gewiß. Was iſt daran wunderbar?

Freund. Glaubt Ihr alſo an die unbegrenzte Fähigkeit des Menſchen, ſich zu vervollkommnen?

Triſtan. Ohne Zweifel.

Freund. Glaubt Ihr, daß wirklich das menſchliche Geſchlecht jeden Tag beſſer wird?

Triſtan. Nun freilich! Zwar denke ich manchmal, daß jeder Einzelne von den Alten an Körperkräften es mit Vieren von uns aufnahm. Und der Körper iſt der Menſch; denn — um von allem Anderen zu

ſchweigen — Hochherzigkeit, Muth, Leidenſchaften, Fähigkeit zum Handeln und zum Genießen, Alles was das Leben edel und lebendig macht, hängt von der Vollkraft des Körpers ab und iſt ohne dieſelbe nicht möglich. Wer einen ſchwachen Körper hat, iſt kein Mann, ſondern ein Kind, ja ſchlimmer: denn es iſt ſein Schickſal, zuzuſchauen, wie die Anderen leben; er ſelbſt kann höchſtens ſchwatzen, aber das Leben iſt für ihn nicht vorhanden. Und darum war in allen Zeiten körperliche Schwäche ſchimpflich, ſelbſt in den gebildetſten Jahrhunderten. Bei uns aber hält es ſchon ſeit ſehr langer Zeit die Erziehung nicht der Mühe werth, an den Körper zu denken, als etwas allzu Niedriges und Verächtliches; ſie denkt an den Geiſt, und gerade indem ſie den Geiſt bilden will, richtet ſie den Körper zu Grunde, ohne zu merken, daß ſie zugleich mit dem Körper auch den Geiſt zu Grunde richtet. Geſetzt aber, daß man die Erziehung in dieſem Punkt verbeſſern könnte, ſo würde man doch nie, ohne den heutigen Zuſtand der Geſellſchaft von Grund aus umzuwandeln, ein Mittel finden, um die anderen Gebiete des öffentlichen und Privatlebens zu verbeſſern, welche ſämmtlich ihrer Natur nach zu den Zeiten der Alten darauf hinzielten, den Körper zu vervollkommnen oder zu erhalten, während ſie ſich heute verſchworen haben, ihn zu verderben. Die Folge davon iſt, daß wir im Vergleich mit den Alten nicht viel mehr als Kinder ſind, und daß man die Alten, wenn irgend, ſo im Vergleich mit uns, Männer nennen muß. Ich ſage das von dem Individuum im Vergleich mit den Individuen, wie von den Maſſen

(um dieſes ſehr anmuthige moderne Wort zu gebrauchen) im Vergleich zu den Maſſen. Und ich füge noch hinzu, daß die Alten auch in ihren moraliſchen und metaphyſiſchen Syſtemen ohne Vergleich männlicher waren als wir. Trotzdem laſſe ich mich von ſolchen kleinen Einwürfen nicht erſchüttern, ſondern glaube ſtandhaft, daß das Menſchengeſchlecht immer nur Fortſchritte mache.

Freund. So glaubt Ihr natürlich auch, daß das Wiſſen oder, wie man ſagt, die Aufklärung beſtändig zunehme?

Triſtan. Ganz gewiß; wenn ich auch ſehe, daß, jemehr die Neigung zu lernen wächſ't, deſto mehr die zu ſtudiren ſchwindet. Und man muß ſtaunen, wenn man die Gelehrten, nämlich die wahrhaft Gelehrten, zuſammenzählt, welche gleichzeitig vor hundert und funfzig Jahren oder noch ſpäter lebten, und ſieht, wie unverhältnißmäßig viel zahlreicher ſie damals waren als heutzutage. Auch ſage man mir nicht, daß wir heute nur wenige Gelehrte haben, weil die Kenntniſſe im Allgemeinen nicht mehr bei einigen Individuen angehäuft, ſondern unter Viele vertheilt ſeien, und daß die Menge dieſer die Seltenheit jener aufwiege. Kenntniſſe ſind nicht wie Reichthümer, die man vertheilen und ſammeln kann und die immer dieſelbe Summe ergeben. Wo Alle wenig wiſſen, weiß man überhaupt wenig; denn Wiſſen zieht Wiſſen an ſich und läßt ſich nicht ſo verzetteln. Oberflächliche Bildung kann zwar nicht eigentlich unter Viele vertheilt, aber doch vielen Ungelehrten gemeinſam ſein. Das übrige Wiſſen gehört Niemand als dem

Gelehrten, und großen Theils nur dem ſehr Gelehrten; und abgeſehen von zufälligen Umſtänden, iſt nur der ſehr Gelehrte, der für ſeine Perſon ein ungeheures Capital von Kenntniſſen beſitzt, im Stande, das menſchliche Wiſſen auf ſolide Weiſe zu vermehren und weiter zu führen. Scheint es Euch nun nicht, mit Ausnahme vielleicht von Deutſchland, wo die Gelehrſamkeit noch immer ihren feſten Wohnſitz hat, daß es von Tag zu Tage unmöglicher wird, jene ſehr gelehrten Leute wieder auferſtehen zu ſehen? Ich mache dieſe Bemerkungen nur ſo um zu plaudern und um ein wenig zu philoſophiren oder vielmehr den Sophiſten zu ſpielen, nicht als ob ich nicht von dem, was Ihr ſagt, überzeugt wäre. Im Gegentheil, wenn ich auch die ganze Welt voll betrügeriſcher Ignoranten einerſeits und voll hochmüthiger Ignoranten andrerſeits ſähe, würde ich nichtsdeſtoweniger an dem Glauben feſthalten, daß Wiſſen und Aufklärung beſtändig zunehmen.

Freund. Kurz alſo, Ihr glaubt, daß dieſes Jahrhundert allen früheren überlegen ſei?

Triſtan. Gewiß. Das haben alle Jahrhunderte, auch die barbariſchſten, von ſich geglaubt, und das glaubt auch das meinige, und ich mit ihm. Wenn Ihr mich aber weiter fragtet, worin es den anderen Jahrhunderten überlegen ſei, ob in körperlichen oder geiſtigen Dingen, würde ich mich auf das beziehen, was ich vorhin geſagt habe.

Freund. Um alſo Alles in zwei Worte zuſammenzufaſſen: denkt Ihr über die Natur und die Schickſale der Menſchen und der Dinge (denn jetzt

reden wir noch nicht von Literatur und Politik) ſo wie die Journale denken?

Triſtan. Genau ſo. Ich glaube und acceptire die tiefe Philoſophie der Journale, die jede andere Literatur und jedes andere Studium, beſonders jedes ſchwere und unbequeme, todt machen und Lehrer und Leuchte der jetzigen Zeit ſind. Iſt es nicht ſo?

Freund. Gewiß, wenn Ihr das, was Ihr ſagt, im Ernſt und nicht ironiſch meint, ſeid Ihr einer der Unſeren geworden.

Triſtan. Freilich, einer der Euren.

Freund. Nun alſo, was wollt Ihr mit Eurem Buche anfangen? Soll es auf die Nachwelt kommen mit den Anſichten, die Euren jetzigen ſo entgegengeſetzt ſind?

Triſtan. Auf die Nachwelt? Ich muß lachen, denn Ihr ſcherzt; und wäre es möglich, daß Ihr nicht ſcherztet, würde ich noch mehr lachen. Nicht in Bezug auf mich, ſondern in Bezug auf die Individuen und alles Individuelle im neunzehnten Jahrhundert ſolltet Ihr bedenken, daß es keine Gefahr hat mit der Nachwelt, die davon gerade ſo viel wiſſen wird, wie ihre Vorfahren. Die Individuen ſind vor den Maſſen verſchwunden, wie der elegante Ausdruck der modernen Denker lautet; das bedeutet, daß es ganz unnütz ſei, wenn das Individuum ſich die geringſte Mühe giebt, da ihm für kein Verdienſt, das es ſich erwirbt, nicht einmal die armſelige Belohnung des Ruhmes weder im Wachen noch im Traum zu hoffen bleibt. Es laſſe nur die Maſſen machen; was dieſe freilich zu Stande bringen werden ohne Individuen,

da ſie doch aus Individuen zuſammengeſetzt ſind, das werden mir, wie ich wünſche und hoffe, wohl die Kenner der Individuen und Maſſen erklären, die heutzutage die Welt erleuchten. Um aber auf mein Buch und die Nachwelt zurückzukommen, ſo ſeht Ihr wohl, daß beſonders die Bücher, die jetzt größtentheils in kürzerer Zeit geſchrieben werden, als man braucht, um ſie zu leſen, wie ſie nicht mehr koſten, als ſie werth ſind, ſo auch nur gerade ſo viel Dauer haben, als ſie koſten. Ich für mein Theil glaube, daß das folgende Jahrhundert durch die ungeheure Bibliographie des neunzehnten einen ſehr ſchönen Strich machen, oder ſagen wird: ich habe ganze Bibliotheken voll Bücher, welche alle, die einen zwanzig, die anderen dreißig Jahre Arbeit gekoſtet haben, einige auch weniger, alle aber ſehr viel Arbeit. Die wollen wir zuerſt leſen, denn die Wahrſcheinlichkeit iſt dafür, daß man aus ihnen den größeren Nutzen zieht; und erſt wenn ich von dieſer Sorte nichts mehr zu leſen haben werde, will ich mich an die improviſirten Bücher machen. Lieber Freund, dieſes Jahrhundert iſt ein Jahrhundert von Knaben, und die ſehr wenigen Männer, die ſich noch darin finden, müſſen ſich aus Scham verſtecken, wie ein Menſch, der im Lande der Hinkenden auf geraden Füßen geht. Und dieſe guten Knaben wollen in allen Stücken das thun, was zu anderen Zeiten die Männer gethan haben, und es ſo recht nach Knabenart thun, ſo im Handumdrehen, ohne ſich mit irgend welchen Vorbereitungen zu quälen. Sie glauben vielmehr, daß die Höhe, zu welcher die Civiliſation gelangt

iſt, und der ganze Charakter der gegenwärtigen und künftigen Zeit ſie und ihre Nachkommen für immer jeder Nothwendigkeit überhöben, mit Schweiß und langer Mühe ſich zu all ihren Aufgaben vorzubereiten. Vor wenigen Tagen ſagte mir ein Freund, ein praktiſcher Geſchäftsmann, daß auch die Mittelmäßigkeit ſehr ſelten geworden ſei; faſt Alle ſeien ungeſchickt, faſt Alle verrichteten nur ungenügend die Leiſtungen und Arbeiten, zu denen Noth oder Schickſal oder freie Wahl ſie beſtimmt habe. Hierin beſteht, wie mir ſcheint, zum Theil der Unterſchied zwiſchen dieſem und anderen Jahrhunderten. In allen anderen war, wie in dieſem, das Große ſehr ſelten; aber in den anderen hat die Miktelmäßigkeit das Feld behauptet, in dieſem die Nichtigkeit. Daher iſt der Lärm und die Verwirrung, da Alle Alles ſein wollen, ſo groß, daß man nicht im Geringſten mehr Acht giebt auf die wenigen Großen, die doch gewiß noch vorhanden ſind, denen es aber bei der ungeheuren Menge von Concurrenten nicht mehr möglich iſt, durchzudringen. Und ſo wird, während alle Unbedeutendſten ſich für berühmt halten, die Dunkelheit und Nichtigkeit des ſchließlichen Endes das gemeinſame Schickſal der Niedrigſten wie der Höchſten.

Aber es lebe die Statiſtik! Es leben die ökonomiſchen, moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, die Handbücher und alle die anderen ſchönen Erfindungen unſeres Jahrhunderts! und es lebe für immer das neunzehnte Jahrhundert, das vielleicht arm iſt an Sachen, aber ſehr reich und freigebig an Worten, was immer, wie ihr wißt, ein vortreffliches Zeichen

war. Und getröſten wir uns deß, daß noch weitere 66 Jahre lang dieſes Jahrhundert ganz allein zu Worte kommen und ſeine Gründe geltend machen wird.

Freund. Ihr ſprecht, wie mir ſcheint, ein wenig ironiſch. Aber Ihr ſolltet ſchließlich doch bedenken, daß wir in einem Uebergangsjahrhundert leben.

Triſtan. Nun, und was folgert Ihr daraus? Alle Jahrhunderte ſind mehr oder weniger Uebergangsjahrhunderte geweſen und werden es ferner ſein; denn die menſchliche Geſellſchaft ſteht niemals ſtill, und nie wird ein Jahrhundert kommen, in welchem ſie einen Zuſtand erlangt, der dauern könnte; ſo daß dieſes ſchöne Wort für das neunzehnte Jahrhundert durchaus keine Entſchuldigung iſt, oder nur eine ſolche, die es mit allen Jahrhunderten gemein hat. Auch müſſen wir noch zuſehen, wohin die Geſellſchaft auf dem Wege, den ſie heute wandelt, gelangt, d. h. ob der Uebergang, den ſie jetzt macht, vom Guten zum Beſſeren führt, oder vom Schlechten zum Schlechteren. Vielleicht habt Ihr ſagen wollen, der gegenwärtige Uebergang ſei ein Uebergang par excellence, d. h. ein reißend ſchneller Fortſchritt von einem Zuſtand der Civiliſation zu einem andern, von dem vorigen durchaus verſchiedenen. In dieſem Falle bin ich ſo frei, über dieſen reißend ſchnellen Fortſchritt zu lachen, und erwidere Euch, daß alle Uebergänge billiger Weiſe langſam ſein müſſen; denn wenn ſie plötzlich geſchehen, ſo dauert es gar nicht lange, bis man wieder umkehrt, um dann den Weg Schritt vor Schritt noch einmal zu machen. So hat ſich's zu allen Zeiten

ereignet. Der Grund davon iſt, daß die Natur keine Sprünge macht und daß, wenn der Natur Gewalt angethan wird, nichts dabei herauskommt, was dauern könnte. Oder beſſer geſagt, all jene haſtigen Uebergänge ſind nur ſcheinbare Uebergänge, keine wirklichen.

Freund. Ich bitte Euch, führt ſolche Reden nicht vor zu vielen Leuten; Ihr würdet Euch viele Feinde machen.

Triſtan. Das kümmert mich wenig. Weder Freunde noch Feinde können mir fernerhin viel zu Leide thun.

Freund. Oder, was wahrſcheinlicher iſt, man wird Euch über die Achſel anſehen, wie einen Menſchen, der von der neueſten Philoſophie nicht viel verſteht, und dem an dem Fortſchritt der Civiliſation und der Aufklärung wenig gelegen iſt.

Triſtan. Das thut mir herzlich leid, aber was ſoll ich machen? Wenn ſie mich über die Achſel anſehen, muß ich mich darüber zu tröſten ſuchen.

Freund. Aber habt Ihr denn nun endlich Eure Meinungen geändert oder nicht? Und was ſoll man mit dieſem Eurem Buch anfangen?

Triſtan. Das Beſte wäre, es zu verbrennen; wenn man es nicht verbrennen will, es aufzuheben als ein Buch voll poetiſcher Träume, voll melancholiſcher Einbildungen und Grillen, oder als ein Bekenntniß, wie unglücklich der Verfaſſer war; denn im Vertrauen, lieber Freund, Euch und alle Anderen halte ich für glücklich; ich aber für mein Theil, mit Eurer und des Jahrhunderts Erlaubniß, bin ſehr unglücklich

und weiß, daß ich es bin, und alle Journale der neuen und der alten Welt werden mich nicht vom Gegentheil überzeugen.

Freund. Ich kenne die Urſachen dieſes Unglücks nicht, von dem Ihr ſprecht. Ob aber ein Individuum glücklich oder unglücklich ſei, kann Niemand beurtheilen, als die Perſon ſelbſt, und dieſes Urtheil iſt untrüglich.

Triſtan. Sehr wahr. Und überdies will ich Euch aufrichtig geſtehen, daß ich mich meinem Unglück nicht unterwerfe, dem Schickſal nicht den Nacken beuge und mit ihm pactire, wie es die Menſchen gewöhnlich thun; daß ich den Muth habe, mir den Tod zu wünſchen, ihn zu wünſchen wie nichts Anderes auf der Welt, ſo inbrünſtig und aufrichtig, wie ich ſicher glaube, daß nur ſehr wenige Menſchen ihn herbeiſehnen. Auch würde ich Euch dies nicht ſagen, wenn ich nicht feſt überzeugt wäre, daß, ſobald die Stunde ſchlägt, meine Handlungsweiſe meine Worte nicht Lügen ſtrafen werde. Denn obwohl ich noch kein Ende meines Lebens abſehe, ſagt mir doch ein inneres Gefühl, das mich ſchwerlich täuſcht: die Stunde, die ich meine, ſei nicht ferne. Allzu reif bin ich ſchon für den Tod, allzu abgeſchmackt und unglaublich ſcheint mir's, ſo todt, wie ich ſchon dem Geiſte nach bin, ſo fertig in mir in jeder Hinſicht mit der Fabel des Lebens, daß ich noch vierzig oder fünfzig Jahre zu ertragen haben ſollte, wie die Natur es mir androht. Bei dem bloßen Gedanken daran ſchaudert mir. Wie es uns aber mit allen Uebeln zu gehen pflegt, die ſo zu ſagen unſerer Einbildungskraft über den Kopf

wachſen, ſo ſcheint mir auch dies ein Traum, eine Vorſtellung, die ſich unmöglich verwirklichen kann. Vielmehr wenn mir Jemand von einer fernen Zukunft ſpricht, wie von Etwas, das 'mir vorbehalten ſei, kann ich mich eines heimlichen Lächelns nicht erwehren; ſo zuverſichtlich glaube ich, daß das Leben, das mir noch übrig iſt, nicht lang ſein könne. Und dies, kann ich ſagen, iſt der einzige Gedanke, der mich aufrecht hält. Bücher und Studien, von denen es mich oft wundert, wie ich ſie ſo ſehr habe lieben können, Pläne zu großen Dingen, Hoffnungen auf Ruhm und Unſterblichkeit, — über das Alles kann ich heutzutage nicht einmal mehr lachen. Ich lache nicht über die Pläne und Hoffnungen dieſes Jahrhunderts; ich wünſche ihnen von ganzem Herzen alles möglichſt gute Gelingen und lobe, bewundere und ehre höchlich und aufrichtigſt den guten Willen, aber ich beneide darum nicht die Nachkommen, oder die, die noch ein langes Leben vor ſich haben. Zu anderer Zeit habe ich die Einfältigen und Dummen beneidet und Alle, die eine große Meinung von ſich ſelbſt haben, und hätte gern mit Einem von ihnen getauſcht. Heute beneide ich weder Dumme noch Weiſe mehr, weder Große noch Kleine, weder Schwache noch Mächtige; ich beneide die Todten, und nur mit ihnen möchte ich tauſchen. Jedes angenehme Phantaſiebild, jeder Gedanke an die Zukunft, dem ich nachhänge, wie es wohl geſchieht in meiner Einſamkeit, um mir die Zeit zu vertreiben, dreht ſich immer um den Tod und kann ſich von ihm nicht trennen. Auch ſtört mich in dieſer Sehnſucht nicht mehr die Erinnerung an die Träume

der Jugend und der Gedanke, umſonſt gelebt zu haben, wie es wohl früher geſchah. Wenn der Tod mir naht, werde ich ſo ruhig und zufrieden ſterben, wie wenn ich nie etwas Anderes auf der Welt gehofft und gewünſcht hätte. Dies iſt die einzige Wohlthat, die mich mit dem Schickſal verſöhnen kann. Wenn mir auf der einen Seite das Glück und der Ruhm Cäſar's oder Alexander's, rein von jedem Makel, geboten würde, auf der anderen, heute noch ſterben zu dürfen, und ich hätte zu wählen, würde ich wünſchen, heute zu ſterben, und zu dieſem Entſchluß nicht erſt um Bedenkzeit bitten.

XVIII.

Plotinus und Porphyrius.

„Als ich, Porphyrius, eines Tages den Vorſatz gefaßt hatte, mir das Leben zu nehmen, merkte es Plotinus, kam unerwartet zu mir, da ich gerade zu Hauſe war, ſagte mir, ein ſolcher Gedanke ſtamme nicht aus einem geſunden Denkvermögen, ſondern aus einer melancholiſchen Verſtimmung, und bewog mich, eine Reiſe zu machen.“

Porphyrius im Leben des Plotinus. Aehnlich im Leben des Porphyrius von Eunapius, der hinzufügt, Plotinus habe in einem Buche das Geſpräch, das er bei dieſem Anlaß mit Porphyrius geführt, niedergeſchrieben.

Plotinus. Du weißt, Porphyrius, daß ich dein Freund bin, und wie ſehr ich es bin, und mußt dich daher nicht wundern, wenn ich dein Reden und Thun und Alles, was dich betrifft, mit einer gewiſſen Neugier beobachte; geſchieht es doch nur darum, weil du mir am Herzen liegſt. Schon ſeit mehreren Tagen ſehe ich, daß du ſehr traurig und nachdenklich biſt; du haſt ſo etwas im Blick und läſſeſt allerlei Worte fallen; kurz, ohne weitere Vor-

reden und Umſchweife: ich glaube, du trägſt dich mit einem böſen Vorhaben.

Porphyrius. Wie ſo? Was meinſt du damit?

Plotinus. Ein böſes Vorhaben gegen dich ſelbſt. Die That zu nennen, gilt für ein ſchlimmes Omen. Sieh, mein Porphyrius, verhehle mir nicht die Wahrheit; verſündige dich nicht ſo ſchwer an der großen Liebe, die wir ſeit ſo langer Zeit zu einander tragen. Ich weiß wohl, es iſt dir unangenehm, daß ich dir dies ſage, und ich merke, du möchteſt deinen Vorſatz gern für dich behalten haben. Aber in einer ſo wichtigen Sache konnte ich nicht ſchweigen, und dir ſollte es nicht unlieb ſein, mit Jemand dich darüber zu berathen, der dich ſo lieb hat wie ſich ſelbſt. Laß uns alſo ganz ruhig darüber ſprechen und das Für und Wider abwägen; du ſollſt dein Herz gegen mich erleichtern, deine Schmerzen klagen, deine Thränen nicht zurückhalten; das habe ich wohl um dich verdient; und zuletzt werde ich dich gewiß nicht hindern, das zu thun, wovon wir finden werden, daß es vernünftig und dir zuträglich ſei.

Porphyrius. Ich habe dir nie etwas abgeſchlagen, um was du mich gebeten haſt, mein Plotinus. Und ſo geſtehe ich dir auch jetzt, was ich gern geheim gehalten hätte und um Nichts in der Welt einem Anderen geſtehen würde: das, was du meinſt, iſt in der That meine Abſicht. Wenn es dir lieb iſt, daß wir uns über dieſen Gegenſtand beſprechen, bin ich bereit, mich auch hierin dir zu fügen, obwohl es meinem Gemüth ſehr widerſtrebt, da mir ſcheint, als ob dergleichen Entſchlüſſe das tiefſte Schweigen

forderten, und als ob der Geiſt bei ſolchen Gedanken mehr als je einſam und für ſich zu bleiben wünſche. Ja, ich will nur ſelbſt anfangen und dir frei bekennen, daß dieſer mein Vorſatz nicht durch irgend ein Unglück, das mich betroffen oder das ich befürchtete, verurſacht iſt, ſondern durch Ueberdruß am Leben, durch einen Ekel, der ſo heftig iſt, daß er förmlich einem Schmerz oder Krampf gleicht: dadurch, daß ich die Nichtigkeit aller Dinge, die mir im Lauf der Tage begegnen, nicht allein erkenne, ſondern mit Augen ſehe, ſchmecke, mit Händen greife; in ſolchem Maße, daß nicht allein mein Geiſt, ſondern all meine Gefühle, ſelbſt die körperlichen (um einen ſeltſamen, aber hieher paſſenden Ausdruck zu brauchen) ganz erfüllt ſind von dieſer Nichtigkeit. Und hier wirſt du mir nun nicht gleich ſagen können, daß dieſe meine Stimmung nicht vernünftig ſei; obwohl ich gern zugebe, daß ſie zum guten Theil aus einem körperlichen Uebelbefinden herrührt. Nichtsdeſtoweniger aber iſt ſie höchſt vernünftig, ja alle anderen Stimmungen, die in irgend einer Weiſe das Leben der Menſchen bewegen und ſie glauben machen, eben dieſes Leben und die menſchlichen Dinge hätten einen Werth, ſtehen mehr oder weniger im Widerſpruch mit der Vernunft und gründen ſich auf einen Irrthum, oder auf eine falſche Einbildung. Nichts iſt vernünftiger als die Langeweile. Alle Freuden ſind nichtig. Der Schmerz ſelbſt — ich rede von dem der Seele — iſt meiſtentheils nichtig; denn wenn du ſeinen Grund und Gegenſtand betrachteſt und die Sache wohl erwägſt, hat er nur wenig oder gar keine Realität. Das

Nämliche behaupte ich von der Furcht; das Nämliche von der Hoffnung. Nur die Langeweile, die immer aus der Nichtigkeit der Dinge entſteht, iſt nie ein Nichts, nie eine Täuſchung, immer auf Wahrheit gegründet, und man kann ſagen, daß, da alles Andere eitel iſt, Alles, was das Leben der Menſchen an Weſentlichem und Wirklichem beſitzt, ſich auf die Langeweile beſchränke und in ihr beſtehe.

Plotinus. Es mag ſo ſein. Ich will dir jetzt in Bezug auf dieſen Punkt nicht widerſprechen. Aber wir müſſen nun die That ins Auge faſſen, mit der du dich trägſt; ich meine, genauer und an und für ſich ins Auge faſſen. Ich brauche dich nicht erſt an Plato's Ausſpruch zu erinnern, daß es dem Menſchen nicht erlaubt ſei, wie ein entfliehender Sclave aus eigener Macht ſich der Art von Gefängniß zu entziehen, in welchem er ſich nach dem Willen der Götter befindet, d. h. ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Porphyrius. Ich bitte dich, lieber Plotinus, laſſen wir jetzt Plato und ſeine Lehren und ſeine Phantaſieen bei Seite. Es iſt ein Unterſchied, gewiſſe Meinungen in Schulen und Büchern zu loben, zu erklären und zu vertheidigen, und ſie in der Praxis zu befolgen. In der Schule und in Büchern mag ich mir immerhin die Freiheit genommen haben, Plato's Meinungen zu billigen und zu befolgen, da dies heutzutage die herrſchende Richtung iſt; im Leben billige ich ſie nicht nur nicht, ſondern verabſcheue ſie. Ich weiß, daß man behauptet, Plato habe in ſeinen Schriften jene Lehren von einem zukünftigen Leben verbreitet, damit die Menſchen, in Zweifel und Un-

ruhe über ihren Zuſtand nach dem Tode verſetzt, durch dieſe Ungewißheit und durch die Furcht vor künftigen Strafen und Leiden in dieſem Leben von ungerechten Handlungen und anderen Uebelthaten abgehalten würden. Wenn ich nun glaubte, daß Plato der Urheber dieſer Zweifel und dieſes Glaubens wäre, daß dieſe ganze Lehre ſeine Erfindung ſei, würde ich ſagen: du ſiehſt, Plato, wie ſehr die Natur oder das Schickſal oder die Nothwendigkeit, oder welche Macht ſonſt die Urheberin und Herrin des Univerſums ſein mag, unſerem Geſchlecht immer feindlich war und noch fortwährend iſt. Viele, ja zahlloſe Gründe können uns jenen Vorrang ſtreitig machen, den wir, ſtatt anderer Anſprüche, unter den Thieren zu haben uns anmaßen: keinen Grund aber wird man finden, dem Menſchengeſchlecht jenes Principat zu beſtreiten, das ſchon der alte Homer ihm zuerkannte: das Principat des Unglücks. Doch hat uns die Natur, als Heilmittel für ſo viele Leiden, den Tod gegönnt, den Diejenigen, deren Verſtand nur wenig zur Ueberlegung geſchickt iſt, nicht ſonderlich fürchten, die Anderen wünſchen müßten. Und ein gar ſüßer Troſt in unſerem ſo leiderfüllten Leben würde die Erwartung und der Gedanke unſeres Endes ſein. Nun haſt du mit dieſem ſchrecklichen Zweifel, den du in den Seelen der Menſchen aufgeregt, dieſem Gedanken all ſeine Süßigkeit geraubt und ihn bitterer gemacht, als alle anderen. Du biſt Schuld, daß wir nun ſehen, wie die unglückſeligen Sterblichen mehr den Hafen fürchten, als den Sturm, und mit ihren Gedanken von jenem einzigen Heilmittel und Ruhepunkt hinweg zu den gegen-

wärtigen Nöthen und aller Pein des Lebens zurückflüchten. Du warſt grauſamer gegen die Menſchen, als das Schickſal oder die Nothwendigkeit oder die Natur, und da es unmöglich iſt, dieſen Zweifel irgendwie zu löſen und unſer Gemüth jemals wieder davon zu befreien, haſt du deine Nebenmenſchen auf immer dahin gebracht, daß ihr Sterben peinvoll ſein wird und noch kläglicher als ihr Leben. Durch deine Veranſtaltung iſt nun, während alle anderen Thiere ohne jede Furcht ſterben, von der letzten Stunde des Menſchen auf immer die Ruhe und Gelaſſenheit des Gemüthes gewichen. Das, o Plato, hatte zu allem Unglück des menſchlichen Geſchlechtes nur noch gefehlt.

Ich will davon ſchweigen, daß der Zweck, den du dabei im Auge hatteſt, nämlich die Menſchen von Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten abzuhalten, nicht erreicht worden iſt. Denn jene Zweifel und Erwartungen ängſtigen alle Menſchen in ihrer letzten Stunde, wo ſie nicht mehr fähig ſind zu ſchaden; im Lauf des Lebens ſelbſt ängſtigen ſie häufig die Guten, die nicht ſchaden, ſondern helfen möchten; ſie ängſtigen die Furchtſamen und Schwächlichen, die zu Gewaltthaten und Bosheiten weder von Natur geneigt, noch hinlänglich beherzt und ſtark ſind. Aber die Rüſtigen und Verwegenen und die, welche für die Macht der Einbildungskraft wenig empfänglich ſind, kurz Alle, die im Allgemeinen einen anderen Zügel als das bloße Geſetz nöthig hätten, die werden dadurch nicht geängſtigt und vom Uebelthun abgehalten, wie wir täglich aus Beiſpielen lernen können, und wie die Erfahrung aller Jahrhunderte, von deinen Tagen

an bis auf heute, deutlich zeigt. Gute Geſetze und mehr noch eine gute Erziehung und Pflege der Sitten und des Geiſtes erhalten in der menſchlichen Geſellſchaft Gerechtigkeit und Sanftmuth; denn Menſchen, deren Gemüth durch ein wenig Bildung ſeine Rohheit und Rauhheit verloren hat, und die ſich gewöhnt haben, bei allen Dingen erſt ein wenig nachzudenken und ihren Verſtand zu brauchen, ſchrecken faſt mit Nothwendigkeit und beinah immer davor zurück, ſich thätlich und blutig an ihren Nebenmenſchen zu vergreifen; faſt immer iſt der Wunſch ihnen fern, Anderen irgendwie zu ſchaden, und nur ſelten und ſchwer laſſen ſie ſich dazu fortreißen den Gefahren zu trotzen, welche eine Verletzung der Geſetze mit ſich bringt. Dieſe gute Wirkung haben nicht etwa die drohenden Einbildungen und traurigen Wahnvorſtellungen grauſamer und ſchrecklicher Dinge; vielmehr — was ja auch die Wirkung der vielen und grauſamen Strafen zu ſein pflegt, die der Staat verhängt, — vermehren dieſe noch einerſeits die Feigheit, andrerſeits die Wildheit der Gemüther, jene ſchlimmſten Feinde und Seuchen der menſchlichen Geſellſchaft.

Du haſt aber auch den Guten Lohn in Ausſicht geſtellt und verheißen. Worin beſteht dieſer Lohn? In einem Zuſtande, der uns höchſt langweilig und noch unerträglicher als dieſes Leben erſcheint. Ein Jeder begreift die Härte deiner Strafen; die Wonne deiner Belohnungen aber bleibt verſteckt und verborgen, und kein menſchlicher Verſtand vermag ſie zu faſſen. Daher können denn auch ſolche Belohnungen unmöglich zur Rechtſchaffenheit und Tugend anlocken,

und in der That, wenn nur ſehr wenige Böſewichte durch die Furcht vor deinem ſchrecklichen Tartarus ſich von irgend einer Miſſethat abhalten laſſen, ſo wage ich zu behaupten, daß niemals ein guter Menſch bei dem Geringſten, was er that, durch die Sehnſucht nach deinem Elyſium bewogen wurde gut zu handeln; denn vor unſerer Phantaſie ſteht es durchaus nicht als etwas Wünſchenswerthes. Abgeſehen aber davon, daß ſelbſt die ſichere Erwartung dieſes Gutes nur eine geringe Hülfe wäre: wie viel Hoffnung können ſelbſt die Tugendhaften und Gerechten ſich darauf machen, wenn dein Minos und Aeacus und Rhadamantus, jene ſtrengen und unerbittlichen Richter, nicht die leichteſte Spur einer Schuld verzeihen dürfen? Wer könnte ſich ſo rein und makellos fühlen oder glauben, wie du es verlangſt? So wird denn auch die Erlangung dieſer zweifelhaften Glückſeligkeit faſt zur Unmöglichkeit, und das Bewußtſein des rechtſchaffenſten und mühſeligſten Lebens kann den Menſchen in ſeiner letzten Stunde nicht ſchützen gegen die Ungewißheit ſeines künftigen Zuſtandes und die Furcht vor Strafen. So iſt durch deine Lehren der Furcht, die der Hoffnung ſo unendlich überlegen iſt, die Herrſchaft über den Menſchen eingeräumt worden, und die Frucht dieſer Lehren iſt ſchließlich nur, daß das Menſchengeſchlecht, in dieſem Leben ein merkwürdiges Beiſpiel von Unglück, den Tod nicht als das Ende ſeines Elends erwartet, ſondern darüber hinaus noch unglücklicher zu werden fürchten muß. Demnach haſt du an Grauſamkeit nicht allein die Natur und das Schickſal übertroffen, ſondern jeden noch ſo

grimmen Tyrannen, jeden noch ſo erbarmungsloſen Henker, den je die Welt geſehen.

Mit welcher Barbarei aber läßt ſich deine Beſtimmung vergleichen, daß es dem Menſchen nicht erlaubt ſein ſoll, ſeinen Leiden, Schmerzen und Aengſten ein Ende zu machen, indem er das Grauen vor dem Tode überwindet und ſich freiwillig des Athmens beraubt! Sicherlich kennen die anderen Thiere den Wunſch nicht, das Leben zu enden; denn das Unglück, das ſie treffen kann, hat engere Grenzen, als die Unglückſeligkeit des Menſchen, auch würden ſie nicht den Muth haben, ihr Leben eigenmächtig auszulöſchen. Wenn ſich aber die Anlagen dazu in der Natur der Thiere fänden, würde ſie nichts daran hindern, den Tod zu ſuchen; kein Verbot, kein Zweifel würde ihnen die Fähigkeit nehmen, ſich ihren Leiden zu entziehen. Sieh nun, wie du uns auch in dieſer Hinſicht niedriger ſtellſt, als die Thiere: jene Freiheit, welche die Thiere haben würden, wenn es ihnen möglich wäre davon Gebrauch zu machen, und welche die Natur ſelbſt, die ſo karg gegen uns war, uns nicht verſagt hat, wird nun durch deine Schuld den Menſchen geraubt, ſo daß die einzigen lebenden Weſen, die der Sehnſucht nach dem Tode fähig ſind, es allein nicht in der Hand haben, zu ſterben, wann ſie wollen. Natur, Schickſal und Glück geißeln uns beſtändig bis aufs Blut zu unſerer unſäglichen Qual und Pein; da trittſt du herzu und bindeſt uns die Arme und feſſelſt uns die Füße, ſo daß wir uns ihrer Schläge weder erwehren, noch aus dem Bereich derſelben entfliehen können. Fürwahr, wenn ich die Größe des

menſchlichen Unglücks bedenke, ſo meine ich, daß man mehr als irgend etwas Anderes deine Lehren anklagen muß, Schuld daran zu ſein, und daß die Menſchen ſich weit mehr über dich, als über die Natur zu beklagen haben. Die Letztere, wenn ſie uns auch freilich nur ein höchſt unglückliches Leben verhängt hat, gab uns doch auch dafür die Macht, dies Leben zu enden, ſobald es uns gefiele. Und zunächſt kann man nicht einmal ſagen, daß ein Elend ſehr groß ſei, das, ſobald ich nur will, nur eine ſehr kurze Zeit zu dauern braucht; ferner aber, wenn Jemand auch in der That ſich nicht entſchließen ſollte, das Leben zu verlaſſen, würde ſchon der Gedanke allein, nach freiem Belieben ſich dem Elend entziehen zu können, ein ſolcher Troſt, eine ſolche Erleichterung jedes Unglücks ſein, daß dadurch alle Leiden erträglich werden würden. Hieraus folgt, daß das unerträgliche Gewicht unſeres Unglücks hauptſächlich in jenem Zweifel beſteht, wenn wir freiwillig unſer Leben abkürzen, dadurch vielleicht ein größeres Elend, als das gegenwärtige, uns zuzuziehen; ja nicht bloß ein größeres, ſondern einen Zuſtand von ſo unerhörter Grauſamkeit und ſo langer Dauer, daß, auch wenn das Gegenwärtige gewiß und jene Qualen ungewiß ſind, dennoch die Furcht vor ihnen ohne jeden Vergleich das Gefühl jedes noch ſo großen Uebels in dieſem Leben bei einem vernünftigen Menſchen überwiegen muß. Jenen Zweifel, o Plato, haſt du wohl leicht erregen können; aber eher wird das Menſchengeſchlecht ausſterben, als er wieder gehoben ſein wird. So iſt denn Nichts geboren worden und wird in aller Zukunft Nichts geboren werden,

was ſo unheilvoll und verderblich für das menſchliche Geſchlecht ſein könnte, wie dein Geiſt.

Das Alles würde ich ſagen, wenn ich Plato für den Urheber oder Erfinder dieſer Lehren hielte; ich weiß aber ſehr wohl, daß er es nicht iſt. Jedenfalls haben wir über dieſen Punkt genug geſprochen und wollen ihn nun ruhen laſſen.

Plotinus. Du weißt, Porphyrius, ich liebe Plato aufrichtig. Darum aber will ich mich doch nicht auf ſeine Autorität berufen, zumal gegen dich und in einer ſolchen Frage, ſondern will dir mit Gründen antworten, und wenn ich ſo im Vorbeigehen jenen Platoniſchen Satz angeführt habe, habe ich ihn nur gleichſam als Einleitung brauchen wollen. Ich nehme daher mein Raiſonnement wieder auf und behaupte, daß nicht bloß Plato oder irgend ein anderer Philoſoph, ſondern die Natur ſelbſt zu lehren ſcheint: uns eigenmächtig aus der Welt zu ſchaffen, ſei nicht erlaubt. Auch brauche ich mich über dieſen Punkt nicht weitläufig auszulaſſen; denn wenn du nur ein wenig nachdenken willſt, wirſt du nicht umhin können, ſelbſt einzuſehen, daß es wider die Natur ſei, ſich mit eigener Hand ohne zwingende Nothwendigkeit zu tödten. Ja, beſſer geſagt: man kann keine Handlung begehen, die widernatürlicher wäre. Denn die geſammte Ordnung der Dinge würde umgeſtürzt werden, wenn dieſe ſich ſelbſt zerſtörten; und es ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, daß einer ſich des Lebens bediene, um das Leben auszulöſchen, daß das Sein uns zum Nichtſein behülflich ſein ſoll. Um ſo mehr da, wenn irgend etwas uns von der Natur eingeſchärft und

anbefohlen iſt, ſicherlich vor Allem nicht bloß die Menſchen, ſondern ebenſo jedes andere Geſchöpf des Univerſums den ſtricteſten Befehl erhalten hat, an ſeine eigene Erhaltung zu denken und auf alle Weiſe dafür zu ſorgen; alſo das gerade Gegentheil des Selbſtmordes. Fühlen wir nicht auch, ohne alle anderen Beweisgründe, daß unſere eigene Neigung von ſelbſt uns dazu treibt und, wir mögen wollen oder nicht, uns den Tod haſſen, fürchten und vor ihm zurückſchaudern macht? Nun alſo, da jene Handlung des Selbſtmordes in ſo hohem Grade, wie wir ſehen, widernatürlich iſt, wie ſollte ſie denn erlaubt ſein?

Porphyrius. Dies Alles habe ich ſchon überlegt; denn wie du ſagſt, es iſt unmöglich, dieſen Punkt zu überſehen, wenn man über die ganze Frage nur ein wenig nachdenkt. Ich glaube aber, man kann deinen Gründen viele andere und von verſchiedener Art entgegenſetzen, will indeſſen verſuchen mich kurz zu faſſen. Du zweifelſt, ob es uns erlaubt ſei, zu ſterben ohne Nothwendigkeit; ich frage dich, ob es uns erlaubt iſt, unglücklich zu ſein? Die Natur verbietet den Selbſtmord. Nun wäre es doch ſeltſam, wenn ſie, da ſie entweder den Willen oder die Macht nicht hat, mich glücklich oder doch frei von Elend zu machen, mich doch ſollte verpflichten können, zu leben. Sicherlich hat die Natur, wie ſie uns den Trieb der Selbſterhaltung und den Abſcheu vor dem Tode eingepflanzt hat, uns nicht minder auch den Abſcheu vor dem Unglück und das Streben nach unſerem Vortheil verliehen, ja dieſe letzteren Neigungen in um ſo

höherem Grade und um ſo viel maßgebender, da das Glück das Ziel aller unſerer Handlungen, unſerer Liebe wie unſeres Haſſes iſt, und wir den Tod nicht fliehen und das Leben nicht lieben um ihrer ſelbſt willen, ſondern mit Rückſicht auf unſern Vortheil und aus Sehnſucht danach, wie auch aus Scheu vor unſerm Unheil und Schaden. Wie kann es alſo wider die Natur ſein, die Unglückſeligkeit zu fliehen auf die einzige Art, wie die Menſchen ihr entfliehen können, nämlich indem ſie ſich aus der Welt hinweg begeben, da man, ſo lange man lebt, dem Unglück nicht ausweichen kann? Und wie ſollte die Natur mir verbieten, zum Tode meine Zuflucht zu nehmen, bei dem ich ohne allen Zweifel meinen Vortheil finde, und das Leben zu verſchmähen, das ſo offenbar mir zum Schaden und zur Qual gereicht, da es mir zu nichts Anderem verhelfen kann, als zum Leiden, wie die tägliche Erfahrung lehrt?

Plotinus. Jedenfalls überzeugt mich das Alles nicht, daß der Selbſtmord nicht an und für ſich wider die Natur ſei. Denn unſer Gefühl ſträubt ſich zu deutlich und mit zu lebhaftem Abſcheu gegen den Tod; auch ſehen wir, daß die Thiere, die (wenn ſie nicht von den Menſchen gezwungen oder irre gemacht werden) in allen Dingen natürlich handeln, nicht allein niemals dahin kommen, ſich ſelbſt zu tödten, ſondern, wie ſehr ſie auch mißhandelt und elend ſein mögen, immer ein Widerſtreben dagegen an den Tag legen. Endlich aber findet man auch unter den Menſchen, deren Lebensweiſe mit der Natur im Einklang ſteht, keinen, der den Selbſtmord nicht verab-

ſcheute, wenn er überhaupt einen Begriff oder eine Vorſtellung davon hat, ſondern nur unter uns entarteten und verdorbenen Menſchen, die wir nicht naturgemäß leben.

Porphyrius. Nun denn, ſo will ich dir auch zugeben, daß dieſe Handlung wider die Natur ſei, wie du behaupteſt. Was will das aber ſagen, wenn wir ſelbſt gewiſſermaßen — ich meine, wir civiliſirten Menſchen — keine natürlichen Geſchöpfe ſind? Vergleiche uns doch, ich ſage nicht, mit den lebenden Weſen jeder anderen beliebigen Gattung, ſondern mit den Völkern dort hinten in Indien und Aethiopien, die, wie man ſagt, noch ihre urſprünglichen Sitten bewahrt haben und in Wäldern leben, und du wirſt zugeben, daß man ſchwerlich behaupten kann, ſie ſeien Geſchöpfe von derſelben Gattung wie wir. Und dieſe unſere Umbildung, wenn ich ſo ſagen darf, dieſe Veränderung des Lebens und beſonders der Gemüthsart, — ich wenigſtens habe es immer ſo angeſehen, als ob ſie nicht ohne einen unermeßlichen Zuwachs an Unglück vor ſich gegangen ſeien. Freilich empfinden dieſe wilden Völker nie das Verlangen, ihr Leben zu enden, ja ſie laſſen ſich's nicht einmal einfallen, daß man den Tod wünſchen könne; während die Menſchen, die nach unſerer Art geſittet und, wie wir's nennen, civiliſirt ſind, ihn ſehr häufig wünſchen und dann und wann ſich auch ſelbſt das Leben nehmen. Wenn es nun dem civiliſirten Menſchen erlaubt iſt, gegen die Natur zu leben und gegen die Natur ſo elend zu ſein, warum ſoll es ihm nicht erlaubt ſein, gegen die Natur zu ſterben? Da wir uns doch von

dieſem neuen Unglück, das aus der Veränderung unſeres Zuſtandes entſpringt, nicht anders befreien können, als durch den Tod. Denn zurückzukehren in jenen erſten Zuſtand und zu einem Leben, wie es die Natur uns vorſchreibt, würde kaum und vielleicht überhaupt nicht möglich ſein auch nur in den äußerlichen Dingen, und in Betreff alles Innerlichen, was doch die Hauptſache iſt, würde es ganz unzweifelhaft nicht mehr gelingen. Was iſt weniger natürlich als die Heilkunde, ſowohl die, die mit der Hand ausgeübt wird, wie die, welche durch innere Mittel wirkt? Beide ſind zum größten Theil durch die Wirkungen, die ſie hervorbringen, wie durch die Stoffe, Inſtrumente und Methoden, die ſie anwenden, himmelweit von der Natur entfernt und den Thieren und Wilden unbekannt. Nichtsdeſtoweniger, da auch die Krankheiten, die ſie heilen wollen, unnatürlich ſind und nur durch die Civiliſation, d. h. durch die Verderbtheit unſeres Zuſtandes, hervorgerufen, ſind und gelten all dieſe Künſte, obwohl ſie nicht natürlich ſind, für nützlich, ja für nothwendig. So braucht denn auch der Selbſtmord, der uns von dem Unglück, welches die Verderbniß uns bringt, befreit, darum, weil er der Natur zuwiderläuft, noch nicht tadelnswerth zu ſein, da unnatürliche Uebel unnatürliche Heilmittel fordern; und es wäre doch hart und unbillig, wenn die Vernunft, die, um uns noch elender zu machen als wir von Natur ſind, in anderen Dingen ſich der Natur zu widerſetzen pflegt, hierin ſich mit ihr verbündete, um uns die letzte Zuflucht, die uns bleibt, zu rauben,

die einzige, die ſie ſelbſt uns zeigt, und uns zwingen wollte, im Elend zu verharren.

Die Wahrheit iſt dieſe, Plotinus. Jene urſprüngliche Natur der antiken Welt und der wilden und uncivilisirten Völker iſt unſere Natur nicht mehr; Gewohnheit und Vernunft haben in uns eine andere Natur geſchaffen, die nun die Stelle jener erſten in uns erſetzt und immer erſetzen wird. Anfangs war es dem Menſchen nicht natürlich, ſich freiwillig den Tod zu geben; es war aber auch noch nicht natürlich, ihn zu wünſchen. Heute iſt dies Beides natürlich, nämlich im Einklang mit unſerer neuen Natur, die gleichfalls, wie die alte, nach dem ſtrebt und mit Nothwendigkeit ſich hinwendet, was unſer Beſtes zu ſein ſcheint, und es daher mit ſich bringt, daß wir oft das wünſchen und ſuchen, was in der That das größte Gut des Menſchen iſt, nämlich den Tod.

Und dies iſt nicht wunderbar; denn dieſe zweite Natur wird großentheils von der Vernunft beherrſcht und geleitet. Die Vernunft aber bezeugt unwiderleglich, daß der Tod, weit entfernt ein Uebel zu ſein, wie er der urſprünglichen Anſchauung erſcheint, vielmehr das einzige wirkſame Heilmittel für unſere Leiden iſt, das höchſte Gut, das die Menſchen ſich wünſchen können. Demnach frage ich: beurtheilen die Culturmenſchen ihre anderen Handlungen nach Maßgabe der urſprünglichen Natur? wann thun ſie es überhaupt und welche Handlungen?

Nein, nicht nach der urſprünglichen Natur, ſondern nach dieſer unſerer anderen, oder ſagen wir lieber gleich: nach der Vernunft. Warum ſoll nun einzig

und allein die Handlung, daß man ſich das Leben nimmt, nicht nach der neuen Natur oder nach der Vernunft, ſondern nach der urſprünglichen Natur beurtheilt werden? Warum ſoll dieſe Letztere, die unſerm Leben nicht mehr Geſetz giebt, dem Tod Geſetze geben? Warum ſoll nicht die Vernunft den Tod beherrſchen, da ſie doch das Leben regiert? Und in der That ſehen wir auch, wie die Vernunft und das Unglück unſeres gegenwärtigen Zuſtandes jenen angeborenen Abſcheu vor dem Tode, von dem du ſprachſt, nicht allein auslöſchen, zumal in den Unglücklichen und Schmerzgebeugten, ſondern ihn, wie ich vorhin geſagt habe, in Sehnſucht und Liebe verwandeln. Wenn dieſe Sehnſucht und Liebe einmal entſtanden iſt, die nach der urſprünglichen Natur nicht hätte entſtehen können, und wenn man das Unglück nicht leugnen kann, das gegen den Willen der Natur durch unſere ſociale Veränderung erzeugt worden iſt, ſo wäre es ein offenbarer Widerſinn und Widerſpruch, daß das Verbot der Natur, ſich zu tödten, noch in Kraft bleiben ſollte. Dies ſcheint mir zu genügen im Bezug auf die Frage, ob der Selbſtmord erlaubt ſei. Nun bleibt noch zu unterſuchen, ob er nützlich ſei.

Plotinus. Darüber brauchſt du mir nichts zu ſagen, lieber Porphyrius; denn inſofern jene Handlung erlaubt iſt, bezweifle ich durchaus nicht, daß ſie ſehr nützlich ſei, während ich von Etwas, was nicht recht und gerecht iſt, nicht zugeben würde, daß es Nutzen bringen könne. Die Frage aber wird kürzlich darauf hinauslaufen: was beſſer ſei, das Nichtleiden oder das Leiden. Nun weiß ich wohl, daß wahrſcheinlich faſt

alle Menſchen einen mit Leiden gemiſchten Genuß einem Zuſtand vorziehen würden, in welchem zwar nicht von Leiden, aber auch nicht von Genuß die Rede wäre; ſo groß iſt das Verlangen und ſo zu ſagen der Durſt, den die Seele nach dem Genuß empfindet.

Aber die Frage kann ſo gar nicht geſtellt werden; denn Genuß und Vergnügen ſind genau genommen ſo unmöglich, wie das Leiden unvermeidlich iſt; und zwar iſt das Leiden ſo unaufhörlich, wie das Verlangen und Bedürfniß, das wir nach Genuß und Glückſeligkeit empfinden und das nie geſtillt werden kann. Ich ſpreche dabei nicht einmal von den beſonderen und zufälligen Leiden, die jeden Menſchen treffen und für Jeden unausbleiblich ſind, ich meine, die mehr oder weniger und in einer oder der anderen Art auch dem glücklichſten Leben von der Welt nicht erſpart werden können. Und wahrlich, auch ein einziges und kurzes Leiden, das man überzeugt wäre erfahren zu müſſen, wenn man weiterlebte, würde genügen, um vernunftgemäß den Tod wünſchenswerther erſcheinen zu laſſen als das Leben; denn auch ein ſolches Leiden würde in keiner Weiſe vergütet werden, da wir niemals ein wahres Gut oder ein wahres Vergnügen erleben können.

Porphyrius. Mir ſcheint, daß ſchon die Langeweile und die Hoffnungsloſigkeit, jemals eine Beſſerung ſeines Zuſtandes und ſeines Glückes zu erlangen, hinreichen müßten, um den Wunſch zu erzeugen, ſeinem Leben ein Ende zu machen, auch wenn ein Menſch ſich in einem Glückszuſtand befindet, der nicht allein nicht ſchlecht, ſondern günſtig iſt. Und oft ſchon habe

ich mich gewundert, daß man nirgends Fürſten erwähnt findet, die ſich hätten tödten wollen bloß aus Ekel und Ueberdruß an ihrem eigenen Zuſtand, wie man es von Privatleuten alle Tage leſen und hören kann. Ich erinnere nur an Jene, die des cyrenaiſchen Philoſophen Hegeſias Vorleſungen über das Elend des Lebens hörten, und als ſie aus der Schule kamen, hingingen und ſich tödteten; weßhalb Hegeſias den Beinamen Verleiter zum Tode erhielt; und man erzählt, wie du wohl auch weißt, König Ptolemäus habe ihm endlich verboten, ferner über dieſen Gegenſtand zu disputiren, denn man findet zwar einige, wie den König Mithridates, Kleopatra, den römiſchen Otho und vielleicht noch etliche andere Fürſten, die ſich ſelbſt getödtet haben, dieſe alle aber wurden dazu gebracht, weil ſie ſich damals in Unglück und Bedrängniß befanden und noch Schwererem entgehen wollten. Nun wäre es mir aber ſehr glaublich erſchienen, daß Fürſten leichter als Andere ihren eigenen Zuſtand haſſen lernten und einen Ekel an Allem bekämen und zu ſterben wünſchten; denn da ſie auf der Höhe jener ſogenannten menſchlichen Glückſeligkeit ſich befinden und von den erſehnten Gütern des Lebens nur wenige oder vielleicht keines mehr zu hoffen haben, da ſie ſie alle beſitzen, können ſie ſich kein Morgen verſprechen, das beſſer wäre als das Heute. Die Gegenwart iſt immer, ſo glücklich ſie ſein mag, traurig und unliebenswerth; nur die Zukunft kann gefallen. Wie dem nun aber auch ſein mag, ſchließlich können wir ſehen, daß (außer der Furcht vor den Dingen einer anderen Welt), was

die Menſchen abhält, das Leben freiwillig zu verlaſſen, und was ſie bewegt, es zu lieben und dem Tode vorzuziehen, nichts iſt als, ſo zu ſagen, ein einfacher Meß- und Rechenfehler, der Fehler, den man begeht, wenn man die Vortheile und Nachtheile des Lebens berechnet, mißt und gegen einander abwägt. In dieſen Fehler, kann man ſagen, verfällt man in jedem Augenblick, wo man das Leben annimmt, oder darein willigt, zu leben, und damit zufrieden iſt, ſei es mit Urtheil und Willen, oder durch die bloße Thatſache.

Plotinus. So iſt es wirklich, lieber Porphyrius. Aber trotz alledem erlaube mir, dir zu rathen, und nimm es auch nicht übel, wenn ich dich bitte, in Bezug auf deine Abſicht lieber der Natur als der Vernunft Gehör zu geben; ich meine, jener urſprünglichen Natur, die unſere und des Univerſums Mutter iſt. Denn wenn ſie auch eben nicht gezeigt hat, daß ſie uns liebt, und wenn ſie uns auch unglücklich gemacht hat, hat ſie ſich doch gegen uns viel weniger feindſelig bewieſen und uns weniger geſchadet, als wir ſelbſt mit unſerm eigenen Geiſt, mit unſrer unerſättlichen, maßloſen Neugier, mit unſerm Speculiren, Vernünfteln, Träumen, unſern armſeligen Meinungen und Lehren; beſonders aber hat ſie ſich große Mühe gegeben, unſer Unglück zu lindern dadurch, daß ſie es uns großentheils verhehlte oder unter anderer Geſtalt zeigte. Und wie ſehr wir uns auch verändert haben, wie ſehr in uns die Kraft der Natur geſchwunden ſein mag, iſt ſie doch nicht ganz zunicht geworden und wir nicht ſo ſehr verändert und um-

geſtaltet, daß nicht in Jedem von uns noch ein gutes Stück vom alten Menſchen geblieben wäre. Dies aber wird trotz all unſerer Thorheit nie anders ſein können. Denn ſiehſt du, das was du einen Rechenfehler nennſt, und gewiß iſt's ein Fehler, und eben ſo groß als mit Händen zu greifen, das wird beſtändig begangen, und nicht allein von den Dummen und Ungebildeten, ſondern von den Geſcheidten, Gelehrten und Weiſen; und wird ewig begangen werden, wenn nicht die Natur ſelbſt, die dieſes unſer Geſchlecht hervorgebracht hat, nicht bloß die vernünftige Erwägung und die eigene Hand der Menſchen, dasſelbe wieder vernichtet. Glaube mir auch, daß kein Lebensüberdruß, keine Verzweiflung, kein Gefühl von der Nichtigkeit der Dinge, der Vergeblichkeit aller Sorgen, der Einſamkeit des Menſchen, kein Haß gegen die Welt und ſich ſelbſt lange dauern können; obwohl dieſe Stimmungen der Seele höchſt vernünftig ſind und ihr Gegentheil unvernünftig. Trotzdem aber kehrt, wenn ein wenig Zeit vergangen und die Stimmung des Körpers ſich nur leicht verändert hat, nach und nach, und oft auch ganz plötzlich durch die geringſten und kaum bemerkbaren Urſachen, die Neigung zum Leben zurück; bald dieſe, bald jene neue Hoffnung erwacht, und die menſchlichen Dinge gewinnen wieder den täuſchenden Schein, als ſeien ſie einiger Sorge nicht unwerth, allerdings nicht für den Verſtand, aber doch, ſo zu ſagen, für unſere ſeeliſche Empfindung. Das genügt aber, um zu bewirken, daß man, ſo gut man die Wahrheit kennt und von ihr überzeugt iſt, nichtsdeſtoweniger gegen

allen Widerſpruch der Vernunft im Leben aushält und darin fortſchreitet wie alle Anderen; denn jene Empfindung, kann man ſagen, und nicht der Verſtand, iſt das, was uns beherrſcht.

Mag es doch vernünftig ſein, ſich zu tödten, und gegen die Vernunft, ſich das Leben gefallen zu laſſen: gewiß iſt doch jene That eine wilde und unmenſchliche. Wie könnte es einem mehr gefallen, und wie könnte man ſich lieber entſchließen, aus Vernunftgründen ein Ungeheuer zu ſein, als nach dem Naturgeſetz ein Menſch! Und wie ſollten wir nicht auch auf unſere Freunde ein wenig Rückſicht nehmen, auf unſere Blutsverwandten, unſere Kinder, Geſchwiſter, Eltern, unſere Frau, auf alle die Perſonen, die zu unſerer Familie gehören und mit denen wir ſeit langer Zeit vertraulich zuſammen gelebt haben? Wenn wir ſterben, müſſen wir ſie auf immer verlaſſen; und ſollen wir in unſerm Herzen keinen Schmerz fühlen über dieſe Trennung, und nicht auch an ihren Kummer denken, den ſie theils über den Verluſt einer theuren, mit ihnen lange verbundenen Perſon, theils über das Entſetzliche des Falles ſelbſt fühlen werden? Freilich darf der Geiſt des Weiſen nicht zu weich ſein, ſich nicht von Mitleiden und Betrübniß ſo ſehr hinreißen laſſen, daß er dadurch verſtört wird, zu Boden ſinkt, in Feigheit und ohnmächtige Schwäche verfällt, daß er unmäßige Thränen vergießt und Handlungen begeht, wie ſie ein in ſich gefeſteter Menſch mit einer vollen und klaren Erkenntniß des menſchlichen Looſes nicht begehen dürfte. Aber dieſe Seelenſtärke mag ſich in den traurigen Zufällen be-

währen, die das Geſchick uns verhängt und die wir nicht vermeiden können; nicht dazu mißbraucht werden, uns freiwillig für immer des Anblicks, des Geſprächs und des Umgangs unſerer Lieben zu berauben. Wer den Schmerz der Trennung und den Verluſt von Eltern, Verwandten und Freunden für Nichts achtet oder überhaupt nicht fähig iſt, über dergleichen Schmerz zu empfinden, iſt kein Weiſer, ſondern ein Barbar. Wer gleichgültig dagegen iſt, ob er Freunde und Hausgenoſſen dadurch betrübt, daß er ſich ſelbſt tödtet, ſorgt nicht für Andere, ſondern nur für ſich ſelbſt. Und in der That, wer ſich ſelbſt den Tod giebt, ſucht nur ſeinen eigenen Vortheil und wirft gleichſam ſeine Nächſten und das ganze Menſchengeſchlecht hinter ſich, ſo daß in dieſer Handlung des Selbſtmordes die nackteſte, ſchmutzigſte oder doch wenigſt ſchöne und liberale Selbſtſucht erſcheint, die man nur auf Erden finden kann.

Endlich aber, lieber Porphyrius, ſind die Beſchwerden und Uebel des Lebens, ſo zahlreich und unaufhörlich ſie ſein mögen, dennoch, wenn nicht gerade außerordentliche Unglücksfälle und Calamitäten oder heftige körperliche Schmerzen uns befallen, nicht ſo ſchwer zu ertragen, zumal für einen weiſen und ſtarken Mann, wie du biſt. Und das Leben iſt etwas ſo Unwichtiges, daß der Menſch an und für ſich nicht ſo ſehr bemüht ſein ſollte, weder es zu erhalten, noch es aufzugeben. Darum, ohne die Sache gar zu genau abzuwägen, wenn ſich irgend ein geringfügiger Grund zeigte, ſich lieber nach jener als nach dieſer Seite hinzuneigen, ſollte er ſich nicht weigern, es zu thun.

Wenn daher ein Freund ihn bittet, warum ſollte er ihm nicht den Gefallen thun? Und ſo bitte nun ich dich herzlich, lieber Porphyrius, bei der Erinnerung an all die Jahre, in denen wir gute Freundſchaft gehalten haben: laß dieſen Gedanken fallen! Betrübe nicht ſo ſchwer deine guten Freunde, die dich von ganzem Herzen lieben, und mich, der keinen theureren Menſchen, keinen angenehmeren Umgang kennt. Hilf uns lieber das Leben ertragen, als daß du uns rückſichtslos im Stiche ließeſt. Laß uns leben, lieber Porphyrius, und Einer dem Andern Beiſtand leiſten; laß uns willig den Theil der Leiden unſeres Geſchlechtes tragen, den das Schickſal uns beſtimmt hat. So wollen wir darauf bedacht ſein, uns einander Geſellſchaft zu leiſten, einander zu ermuthigen und uns gegenſeitig hülfreiche Hand zu leiſten, um ſo gut als möglich dies mühſelige Leben zu überſtehen. Ohne Zweifel wird es nur kurz ſein. Und wenn der Tod kommt, werden wir es nicht beklagen; bis ans Ende werden die Freunde und Gefährten uns beiſtehen und tröſten, und der Gedanke wird uns erheitern, daß auch nach unſerem Tode ſie noch oft unſer gedenken und fortfahren werden, uns zu lieben.

Gedanken.

I.

Ich habe mich lange dagegen geſträubt, das Alles für wahr zu halten, was ich im folgenden ſagen werde; denn abgeſehen davon, daß es meiner Natur viel zu fern lag und daß man immer geneigt iſt, die Anderen nach ſich zu beurtheilen, hatte ich nie die Neigung, die Menſchen zu haſſen, ſondern ſie zu lieben. Endlich aber hat mich die Erfahrung faſt mit Gewalt davon überzeugt, und ich bin gewiß, daß Leſer, die viel und auf mancherlei Art mit den Menſchen verkehrt haben, bekennen werden: was ich ſagen werde, ſei wahr; alle Uebrigen werden es für übertrieben halten, bis die Erfahrung, wenn ſie überhaupt je Gelegenheit haben, die menſchliche Geſellſchaft wirklich kennen zu lernen, ihnen die Augen öffnen wird.

Ich behaupte, die Welt iſt ein Geheimbund von Schurken gegen die wackeren Leute, von Gemeinen gegen die Edlen. Wenn zwei oder mehr Schurken ſich zum erſten Mal begegnen, erkennen ſie

ſich leicht und wie an Abzeichen unter einander für das, was ſie ſind, und verſtändigen ſich ſofort; oder wenn ſich ihr Vortheil damit nicht verträgt, fühlen ſie doch gewiß Zuneigung zu einander und bezeigen ſich große Hochachtung. Hat ein Schurke einen Vertrag oder ein Geſchäft mit Seinesgleichen, ſo wird er ſich ſehr oft ganz gewiſſenhaft betragen und den Andern nicht betrügen; hat er mit ehrenwerthen Menſchen zu thun, ſo iſt es undenkbar, daß er ſie nicht hintergeht und, wie es ihm nur irgend paßt, ſie zu ſchädigen ſucht, wenn er auch weiß, daß er es mit muthigen Leuten zu thun hat, die im Stande ſind, ſich zu rächen; denn er rechnet darauf, was ihm auch gewöhnlich glückt, mit ſeiner Tücke über ihren Muth zu ſiegen. Ich habe öfters geſehen, wie ſehr furchtſame Menſchen, die zwiſchen einem noch furchtſameren Schurken und einem ganz tapferen Ehrenmanne die Wahl hatten, aus Furcht die Partei des Schurken ergriffen; ja es wird das immer geſchehen, wo Durchſchnittsmenſchen ſich in ähnlicher Lage befinden; denn die Wege, die ein Mann von Muth und Ehre geht, ſind allbekannt und einfach, die des Böſewichts verſteckt und unendlich mannichfaltig. Nun aber flößt bekanntlich das, was man nicht kennt, mehr Furcht ein, als das Bekannte; vor der Rache des Hochherzigen kann man ſich leicht ſchützen, ſchon durch die bloße Feigheit und Furcht; aber keine Furcht und keine Feigheit gewährt hinlänglich Schutz gegen die heimlichen Verfolgungen und Ränke, ja auch nur gegen die offenen Anſchläge von Seiten gemeiner Feinde. Im täglichen Leben wird wahrer Muth meiſt nur

ſehr wenig gefürchtet; auch darum, weil er, da ihm jede Heuchelei fremd iſt, jenes Aufputzes entbehrt, der die Sache furchtbar macht, und darum oft gar nicht geglaubt wird; die Schurken aber werden gefürchtet, als ob ſie auch muthig ſein müßten, da ſie durch Prahlen häufig den Schein des Muthes zu erregen wiſſen.

Selten finden ſich arme Schurken, da, um nur dies Eine zu erwähnen, ein Ehrenmann, der verarmt, bei Niemand Hülfe findet, ja bei Vielen Schadenfreude erweckt; wenn aber ein Schurke arm wird, rührt ſich die ganze Stadt, um ihm zu helfen. Der Grund davon iſt leicht einzuſehen: wir werden nämlich immer gerührt durch das Unglück deſſen, den wir als unſern Kameraden und Gefährten anſehen, weil wir uns dann ſelbſt bedroht glauben, und leiſten dann gern, wenn wir können, Hülfe und Beiſtand, da, wenn wir es unterließen, wir damit offen einzuwilligen ſchienen, daß im ähnlichen Fall auch uns das Gleiche geſchähe. Von den Schurken nun, die in der Welt die Mehrzahl bilden und die meiſten Mittel haben, hält Jeder den Andern, auch ohne ihn perſönlich zu kennen, für ſeinen Genoſſen und Gefährten und fühlt ſich in Nothfällen verpflichtet, Hülfe zu leiſten, durch jenen Geheimbund, der, wie ich ſagte, zwiſchen ihnen beſteht. Ihnen ſcheint es auch ein Aergerniß, daß ein anerkannter Schurke im Elend gelaſſen werden ſollte, da die Armuth in der Welt, die mit Worten freilich immer die Tugend ehrt, leicht in ſolchen Fällen eine Strafe genannt wird, was dann allen anderen Schurken zum Schimpf und wohl gar auch zum Schaden ge-

reichen kann. Darum laſſen ſie es ſich ſo angelegen ſein, dieſes Aergerniß aus dem Wege zu räumen, daß man nur wenige Fälle kennt, wo Schurken, außer etwa ganz unbekannte Menſchen, bei Unglück, das ſie getroffen, ſich nicht doch noch ganz erträglich herausgezogen hätten.

Im Gegenſatz hierzu werden die Guten und Edlen, da ſie ſich von der großen Maſſe unterſcheiden, von dieſer wie Geſchöpfe anderer Gattung betrachtet, und daher nicht allein nicht als Kameraden und Gefährten angeſehen, ſondern als hätten ſie überhaupt keinen Theil an den Rechten der menſchlichen Geſellſchaft; als ſolche verfolgt man ſie denn, wie man alle Tage ſieht, mehr oder weniger heftig, je nachdem die Niedrigkeit der Geſinnung und die Bösartigkeit der Zeit und des Volkes, unter denen ſie gerade leben, größer oder geringer ſind. Denn wie in den Körpern der Thiere die Natur immer die Säfte und Materien auszuſcheiden ſtrebt, die zu den Stoffen, aus denen dieſe Körper ſelbſt zuſammengeſetzt ſind, nicht paſſen, ſo ſorgt dieſelbe Natur auch in den Maſſenanſammlungen der Menſchen dafür, daß, wer ſich beträchtlich vom Durchſchnitt unterſcheidet, zumal wenn dieſer Unterſchied als eine Unannehmlichkeit empfunden wird, mit aller Gewalt vernichtet oder verdrängt werde. Auch pflegen die Guten und Edlen darum ſo verhaßt zu ſein, weil ſie gewöhnlich aufrichtig ſind und die Dinge beim Namen nennen; ein Verbrechen, das die Menſchen nicht verzeihen, da ſie nie ſo ſehr Den haſſen, der Böſes thut, noch das Böſe ſelbſt, wie Den, der es beim Namen nennt. Demgemäß wird

oft genug, während der, der Böſes thut, Reichthümer, Ehre und Macht gewinnt, der, der es bei Namen nennt, aufs Schaffott geſchleppt, da die Menſchen geduldig alles Erdenkbare von Andern oder vom Himmel erleiden, wenn ſie nur in Worten damit verſchont werden.

II.

Wenn man die Biographieen berühmter Männer lieſ't und zwar ſolcher, die ihren Ruhm nicht durch Schriften, ſondern durch Thaten erlangt haben, findet man nur äußerſt wenige wahrhaft große, die nicht ſchon in früher Jugend ihren Vater verloren haben. Ich will nicht davon reden, daß, wenn der Vater von ſeinen Renten lebt, der Sohn bis zum Tode des Vaters gewöhnlich kein Vermögen hat, folglich ohne Einfluß in der Welt ſteht, um ſo mehr, da er zu gleicher Zeit Vermögen zu erwarten hat und daher ſich nicht bemüht, mit eigener Arbeit Geld zu erwerben, was ihn zu großen Leiſtungen antreiben könnte; ein ſeltener Fall freilich, da in der Regel diejenigen, die Großes geleiſtet haben, von Anfang an reich, oder doch wenigſtens hinlänglich mit Glücksgütern verſehen waren. Aber von alledem abgeſehen bringt die väterliche Gewalt bei allen Nationen, die unter Geſetzen leben, eine Art Sklaverei der Söhne mit ſich, nur um ſo drückender und fühlbarer, als die bürgerliche, weil ſie eine häusliche iſt. Mag dieſelbe noch ſo ſehr entweder durch die Geſetze ſelbſt oder durch

das bürgerliche Herkommen oder durch die beſonderen Eigenſchaften der Perſonen gemäßigt ſein, eine ſehr nachtheilige Wirkung hat ſie jedenfalls unter allen Umſtänden: das Gefühl nämlich, das der Menſch, ſo lange ſein Vater am Leben, beſtändig in ſich trägt, durch die Meinung beſtärkt, die ſichtbar und unvermeidlich die Menge ſich von ihm bildet, ein Gefühl der Unterordnung und Abhängigkeit und daß er nicht freier Herr ſeiner ſelbſt, ja ſo zu ſagen keine volle Perſon, ſondern nur ein Theil oder Glied einer anderen ſei, und daß ſein Name dieſem Andern mehr als ihm ſelbſt gehöre. Dieſes Gefühl — um ſo tiefer in den zum Handeln Begabten, weil ihr Geiſt geweckter, ſie daher fähiger ſind, ihre eigene Lage zu empfinden und ſchärfer die Wahrheit derſelben zu erkennen, — läßt es kaum zu, daß Jemand etwas Großes plant, geſchweige ausführt. Und wenn auf dieſe Weiſe die Jugend vergangen und ein Menſch im Alter von 40 oder 50 Jahren zum erſten Mal ſein eigener Herr geworden iſt, fühlt er ſelbſtverſtändlich keinen Trieb mehr, und wenn er ihn fühlte, hat er nicht mehr genug Energie noch Kräfte noch Zeit zu großen Thaten. So bewährt es ſich auch hier wieder, daß es in der Welt kein Gut giebt, dem nicht eben ſo große Uebel zur Seite ſtänden; denn der unſchätzbare Vortheil, in früher Jugend einen erfahrenen und liebevollen Führer zu haben, wie es nur ein eigener Vater ſein kann, wird aufgewogen durch eine Art von Nichtigkeit ſowohl der Jugend als des Lebens überhaupt.

V.

In verborgenen Dingen ſieht immer die Minderzahl der Menſchen klarer, in offenkundigen die Mehrzahl. Es iſt abſurd, ſich in metaphyſiſchen Fragen auf den ſogenannten consensus gentium zu berufen, auf den man gar keinen Werth legt bei allen Naturerſcheinungen und Sinneswahrnehmungen, wie z. B. bei der Frage von der Bewegung der Erde und tauſend anderen. Andrerſeits iſt es gewagt, gefährlich und auf die Länge unnütz, in ſocialen Fragen der Meinung der Mehrheit zu widerſtreben.

VI.

Der Tod iſt kein Uebel, da er den Menſchen von allen Uebeln erlöſ't und ihn zu gleicher Zeit von den Gütern des Lebens und von der Sehnſucht danach befreit. Das Alter iſt ein ſehr großes Uebel; denn es beraubt den Menſchen aller Genüſſe, läßt ihm aber das Verlangen danach und bringt alle Leiden mit ſich. Trotzdem fürchten die Menſchen den Tod und wünſchen ein hohes Alter.

X.

Von dem größten Theil der Perſonen, denen wir die Erziehung der Kinder anvertrauen, wiſſen wir

gewiß, daß ſie ſelbſt nicht erzogen worden ſind. Und doch zweifeln wir nicht, daß ſie das nicht geben können, was ſie ſelbſt nicht empfangen haben, und was auf keinem andern Wege zu erlangen iſt.

XIV.

Es wäre kein geringes Unglück für die Erzieher und vor Allem für die Eltern, wenn ſie dächten, was doch nur allzu wahr iſt, daß ihre Kinder, welche Anlagen ſie auch empfangen haben und wie viel Mühe, Fleiß und Koſten auch auf ihre Erziehung verwendet werden mögen, ſobald ſie dann in die Welt treten, faſt unvermeidlich, wenn der Tod ſie nicht davor bewahrt, böſe werden müſſen. Vielleicht wäre dieſe Antwort ſchlagender und vernünftiger, als die des Thales, der auf Solon's Frage, warum er ſich nicht verheirathe, auf die Sorgen der Eltern wegen der Unglücksfälle und Gefahren hinwies, die ihrer Kinder warteten. Es würde, ſage ich, ſchlagender und vernünftiger ſein, ſich damit zu entſchuldigen, daß man die Zahl der Böſen nicht vermehren wolle.

XV.

Chilon, einer der ſieben Weiſen Griechenlands, ſagte, ein Menſch von ſtarkem Körper müſſe ſanft von Sitten ſein, um den Andern mehr Ehrfurcht als Furcht einzuflößen. Aber die Leutſeligkeit, Milde

des Weſens, ja ſogar eine gewiſſe Demuth iſt auch denen niemals vom Ueberfluß, die durch Schönheit, Geiſt oder irgend ſonſt Etwas, das in der Welt hochgeſchätzt wird, in der Maſſe ſich auszeichnen; denn ſie haben für eine allzu große Schuld Vergebung zu erbitten — ihre Ueberlegenheit — und einen allzu heftigen und böſen Feind zu verſöhnen, — den Neid. Glaubten doch die Alten, wenn ſie ſich im Glück und auf der Höhe des Lebens ſahen, ſogar den Neid der Götter verſöhnen zu müſſen, indem ſie durch Demüthigungen, freiwillige Gaben und Bußen das faſt unſühnbare Verbrechen des Glücks oder der Vortrefflichkeit ſühnten.

XVIII.

Ich ſah in Florenz einen Menſchen, der wie ein Zugthier nach dortiger Sitte einen ſchwerbeladenen Karren zog und dabei mit dem größten Selbſtbewußtſein ſchrie und den Leuten befahl ihm Platz zu machen; ich mußte dabei an die Vielen denken, die ſtolz einherſchreiten und die Anderen inſultiren aus ganz demſelben Grunde, der Jenen ſo aufgeblaſen machte, weil ſie nämlich einen Karren ziehen.

XX.

Wenn ich das Genie des Cervantes hätte, würde ich ein Buch ſchreiben, um, wie er Spanien von der

Nachahmung des fahrenden Ritterthums, ſo Italien oder vielmehr die ganze civiliſirte Welt von einem Laſter zu reinigen, das, wenn man die Zahmheit der heutigen Sitten erwägt und vielleicht auch ganz allgemein betrachtet, nicht weniger grauſam und barbariſch iſt, als irgend ein Ueberreſt aus den wilden Zeiten des Mittelalters, gegen den Cervantes polemiſirte. Ich meine das Laſter des Leſens oder Declamirens ſeiner eigenen Sachen vor Anderen, das freilich ſchon ſehr alt, aber in den früheren Jahrhunderten doch noch eine erträgliche Plage war, weil es ſelten vorkam. Heute aber, wo Alle ſchreiben und nichts ſchwieriger iſt, als Jemand zu finden, der nicht Autor wäre, iſt es eine wahre Landplage, ein öffentliches Unglück und eine neue Heimſuchung des menſchlichen Lebens geworden. Und es iſt kein Scherz, ſondern die volle Wahrheit, wenn ich ſage, daß ſeit dem Umſichgreifen dieſes Laſters Bekanntſchaften eine bedenkliche Sache und Freundſchaften gefährlich geworden ſind, und daß es weder eine Zeit noch einen Ort giebt, wo ein ganz Unſchuldiger nicht befürchten müßte überfallen und gleich auf dem Fleck oder ſonſt irgendwohin geſchleppt der Folter unterworfen zu werden, endloſe Proſa oder Verſe zu Tauſenden anhören zu müſſen, nicht mehr mit dem Vorwande, den man ehemals als Motiv für ſolche Vorleſungen zu brauchen pflegte, daß man ſein Urtheil hören wolle, ſondern einzig und ausdrücklich, um durch das Anhören dem Verfaſſer Vergnügen zu machen, außer den obligaten Lobſprüchen am Schluſſe. Ich glaube in allem Ernſt, daß es nur in ſehr wenig Dingen ſich glänzender offenbare,

einerſeits wie kindiſch die Menſchen ſeien und bis zu welchem äußerſten Grade von Blindheit, ja Dummheit der Menſch durch ſeine Eigenliebe geführt werde, andrerſeits bis zu welcher Selbſttäuſchung unſer Geiſt gelangen könne, als bei dieſer Sucht, ſeine eignen Schriften vorzutragen. Denn obwohl Jeder ſich ſehr wohl bewußt iſt, wie unſäglich läſtig es ihm ſelber wird, die Sachen eines Andern anzuhören, und obwohl er ſieht, wie die Perſonen, die er eingeladen hat, die ſeinen zu hören, erſchrecken und erblaſſen, Ausflüchte aller Art hervorſuchen, um nur verhindert zu erſcheinen, oder auch die Flucht ergreifen und nach Möglichkeit einem ſolchen Autor aus dem Wege gehen, ſuchen ſie nichtsdeſtoweniger mit eherner Stirn, mit wunderbarer Beharrlichkeit, wie ein hungriger Bär, ihre Beute in der ganzen Stadt auf, und wenn ſie ihrer habhaft geworden, ſchleppen ſie ſie an den Beſtimmungsort. Sehen ſie dann während der Vorleſung zuerſt an dem Gähnen, dann an dem Sichſtrecken und -winden und hundert anderen Zeichen die tödtlichen Qualen, die der unglückliche Zuhörer erduldet, ſo halten ſie darum doch nicht inne und gönnen ihm Ruhe; vielmehr fahren ſie um ſo hitziger und hartnäckiger ſtundenlang, ja ganze Tage und Nächte hindurch mit Reden und Schreien fort, bis ſie heiſer werden und bis, lange nachdem der Zuhörer erlegen iſt, ihnen ſelbſt die Kraft ausgeht, obwohl ihre Begierde noch nicht geſtillt iſt. Während dieſer Zeit und dieſer Henkersarbeit, die der Menſch an ſeinem Nächſten verübt, empfindet er ſicherlich ein faſt übermenſchliches, paradieſiſches Vergnügen; denn wir ſehen,

daß die Menſchen darum alle anderen Freuden verſchmähen, Schlaf und Eſſen vergeſſen, daß Leben und Welt vor ihren Augen verſchwinden. Und dies Vergnügen beſteht nur in dem feſten Glauben, den der Menſch hat, daß er Bewunderung erwecke und dem, der ihn hört, Vergnügen mache; ſonſt würde es auf dasſelbe hinauslaufen, in der Wüſte zu declamiren, wie vor Menſchen. Wie groß aber das Vergnügen deſſen iſt, der hört (ich ſage abſichtlich immer hört, nicht anhört), weiß, wie geſagt, ein Jeder, und der Vorleſende kann es ſehen, und ich weiß auch, daß Viele einem ſolchen Vergnügen lieber eine ſchwere Körperſtrafe vorziehen würden. Sogar die ſchönſten und werthvollſten Schriften können, wenn der Verfaſſer ſie ſelbſt vorlieſ't, tödtlich langweilen; dabei bemerkte einer meiner philologiſchen Freunde, daß, wenn es wahr ſei, daß Octavia, als Virgil ihr das ſechſte Buch der Aeneide vorlas, ohnmächtig geworden, das nicht ſowohl eine Folge der ſchmerzlichen Erinnerung an ihren Sohn Marcellus geweſen ſein könne, als der Langenweile, vorleſen zu hören.

So iſt der Menſch. Und dieſes Laſter, von dem ich rede, ſo barbariſch, ſo lächerlich und ſo ſehr dem Begriff eines vernünftigen Weſens widerſtrebend, iſt in der That eine Krankheit des Menſchengeſchlechts überhaupt; denn es giebt keine noch ſo gebildete Nation, keinen Culturzuſtand, kein Jahrhundert, wo dieſe Peſt nicht verbreitet geweſen wäre. Italiener, Franzoſen, Engländer, Deutſche; ergraute Männer, in allem Andern ſehr weiſe, voll Geiſt und Gediegenheit; Menſchen von der größten Welterfahrung, den vollendetſten

Sitten, die ein Vergnügen daran finden, Albernheiten zu bemerken und zu verſpotten, Alle werden grauſame Kinder, wenn ſie Gelegenheit finden, ihre Sachen vorzuleſen. Und wie ſich dies Laſter in unſern Zeiten findet, ſo ſchon in denen des Horaz, dem es auch ſchon unerträglich dünkte; und in denen Martial's, der, als ihn Jemand fragte, warum er ihm nicht ſeine Verſe vorleſe, zur Antwort gab: um nicht deine hören zu müſſen; und ſo war es auch in der Blütezeit Griechenlands, wo, wie man erzählt, der Cyniker Diogenes, als bei einer ſolchen Vorleſung Alle vor Langerweile ſterben wollten und er in dem Buch, das der Autor in der Hand hielt, am Ende das weiße Papier erglänzen ſah, ausrief: Muth, Freunde! Ich ſehe Land.

Heut aber iſt es ſo weit gekommen, daß die Zuhörer, auch wenn man ſie zwingt, kaum den Bedürfniſſen der Autoren genügen können. Daher haben einige meiner Bekannten, erfindungsreiche Köpfe, in der Ueberzeugung, daß das Vorleſen der eigenen Erzeugniſſe eines der natürlichen Bedürfniſſe der Menſchen ſei, daran gedacht, demſelben abzuhelfen und es zugleich, wie alle anderen öffentlichen Bedürfniſſe, zum Nutzen der Einzelnen auszubeuten. Sie werden deßhalb in Kurzem eine Schule oder Akademie oder ein Athenäum zum Zuhören eröffnen, wo zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ſie ſelbſt oder von ihnen beſoldete Leute zu beſtimmten Preiſen Jeden, der vorleſen will, anhören werden; die Preiſe ſind für Proſa: die erſte Stunde ein Scudo, die zweite zwei, die dritte vier, die vierte acht und ſo zunehmend in arithmetiſcher Progreſſion. Für Poeſie das Doppelte.

Für jeden ſchon geleſenen Abſatz, wenn man ihn, wie es wohl vorkommt, noch einmal leſen will, eine Lira für den Vers. Wenn der Zuhörer einſchlafen ſollte, wird dem Leſer ein Drittel des bezahlten Preiſes zurückerſtattet. Für Krämpfe, Ohnmachten und andere leichtere oder ſchwerere Zufälle, die dem einen oder anderen Theil während des Leſens zuſtoßen ſollten, wird die Schule mit Eſſenzen und Arzneimitteln verſehen ſein, die gratis verabreicht werden. Indem man ſo aus einer bisher unfruchtbaren Sache, wie es die Ohren waren, eine Erwerbsquelle macht, wird der Induſtrie eine neue Bahn eröffnet und der allgemeine Wohlſtand vermehrt.

XXI.

Unſer Vergnügen beim Sprechen iſt nur dann lebhaft und von Dauer, wenn wir von uns ſelbſt ſprechen dürfen, von den Dingen, mit denen wir uns beſchäftigen oder die uns irgendwie angehen. Jedes andere Geſpräch wird uns bald langweilig, und eines, das uns angenehm iſt, erregt dem, der zuhört, tödtlichen Ueberdruß. Man erkauft nur mit Leiden den Ruf der Liebenswürdigkeit; denn liebenswürdig in der Unterhaltung iſt nur, wer der Eigenliebe der Anderen ſchmeichelt und vor Allem viel hört und ſchweigt, was meiſtentheils höchſt langweilig iſt, dann aber die Andern von ſich und ihren Angelegenheiten nach Herzensluſt reden läßt, ja das Geſpräch ſelbſt auf der-

gleichen Dinge bringt und ſelbſt davon ſpricht, bis dann, wenn man ſich trennt, Jene ſehr mit ſich zufrieden ſind und er ſehr von ihnen gelangweilt. Denn wenn die beſte Geſellſchaft die iſt, aus der wir am meiſten mit uns ſelbſt zufrieden fortgehen, ſo folgt daraus, daß es auch faſt immer die iſt, in der wir die größte Langeweile erregt haben. So iſt denn bei der gewöhnlichen Converſation, die nur den Zweck hat, ſich durch Sprechen zu unterhalten, faſt unfehlbar das Vergnügen der Einen die Langeweile der Andern; man kann nur hoffen, ſich zu langweilen oder zu ärgern, und es iſt noch ein Glück, wenn man beides zugleich erlebt.

XXIII.

Die Wahrheit des alten Ausſpruchs, daß das Leben eine theatraliſche Aufführung ſei, zeigt ſich vor Allem darin, daß die Welt beſtändig anders ſpricht, als ſie handelt. Da bei dieſer Komödie heutzutage Alle mitſpielen, weil Alle dieſelbe Sprache ſprechen, und faſt Niemand den Zuſchauer macht, weil das leere Geſchwätz der Welt nur Kinder und Thoren täuſcht, ſo folgt daraus, daß eine ſolche Aufführung eine ganz alberne Sache geworden iſt, die ohne allen Grund langweilt und ermüdet. Es wäre darum unſeres Jahrhunderts würdig zu verſuchen, ob nicht endlich einmal das Leben aus einer Heuchelei zu einer Wahrheit zu machen und zum erſten Mal in der

Welt der berüchtigte Widerſtreit zwiſchen Worten und Thaten zu ſchlichten wäre. Da, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt, die Thaten nicht zu ändern ſind und die Menſchen ſich nicht ferner bemühen ſollten, das Unmögliche möglich zu machen, würde jene Verſöhnung nur auf die einzige, zugleich ſehr leichte, wenn auch bis heute noch nie verſuchte Art zu Stande zu bringen ſein: daß man nämlich die Redeweiſe ändert und endlich einmal die Dinge bei ihrem Namen nennt.

XXIV.

Ich müßte mich ſehr täuſchen, oder es kommt in unſerm Jahrhundert nur ſelten vor, daß eine allgemein gelobte Perſon nicht das Signal zu ihrem Lobe mit eigenem Munde gegeben hätte. So groß iſt die Selbſtſucht, der Neid und Haß Aller gegen Alle, daß, um berühmt zu werden, es nicht genügt lobenswerthe Dinge zu thun, ſondern daß man ſelbſt ſie loben oder, was auf dasſelbe hinausläuft, Jemand finden muß, der ſie beſtändig ausposaunt und verherrlicht, indem er dem Publicum mit lauter Stimme davon vorprahlt und die Leute theils durch ſein Beiſpiel, theils durch Keckheit und Beharrlichkeit zwingt, das Lob wenigſtens theilweiſe zu wiederholen. Hoffe nur nicht, daß Einer aus eigenem Antrieb von dir reden werde, mag dein Werth auch noch ſo groß, deine Werke noch ſo ſchön ſein. Sie ſehen ſie und ſchweigen ewig und hindern womöglich Andere, ſie zu ſehen. Wer

in die Höhe kommen will, wenn auch durch wahres Verdienſt, laſſe alle Beſcheidenheit fahren. Auch in dieſer Hinſicht iſt die Welt den Weibern ähnlich: mit Schüchternheit und Zurückhaltung erreicht man Nichts bei ihr.

XXV.

Kein Menſch iſt ſo vollſtändig über die Welt enttäuſcht und kennt ſie ſo gründlich oder iſt ſo ergrimmt über ſie, daß, wenn ſie ihn nur eine Weile freundlich anſieht, er ſich nicht einigermaßen mit ihr ausſöhnte, wie es auch keinen Schurken giebt, der, wenn er uns höflich grüßt, uns nicht weniger Schurke ſchiene, als vorher. Dieſe Betrachtungen ſollen nur die Schwäche der Menſchen zeigen, aber weder die Schurken noch die Welt rechtfertigen.

XXVII.

Durch Nichts verräth man mehr, daß man nur ein geringer Philoſoph und wenig weiſe iſt, als wenn man das ganze Leben auf dem Fuß der Weisheit und der Philoſophie einrichten will.

XXX.

Wie die Menſchen alles Gegenwärtige zu tadeln und das Vergangene zu loben pflegen, ſo ſehnen ſich

auch die meiſten Reiſenden, ſo lange ſie unterwegs ſind, nach ihrer Heimath und ziehen ſie mit einer Art von Ingrimm den Gegenden vor, in denen ſie ſich gerade befinden. Sind ſie dann wieder zu Hauſe, ſo ſetzen ſie die Heimath mit demſelben Ingrimm gegen alle anderen Orte zurück, wo ſie geweſen ſind.

XXXI.

In jedem Lande werden die allgemeinen Laſter und Uebel der Menſchen und der Geſellſchaft als dem Orte eigenthümlich angeſehen. Ich war noch an keinem Ort, wo ich nicht gehört hätte: hier ſind die Frauenzimmer eitel und flatterhaft, leſen wenig und ſind ungebildet; hier bekümmert man ſich viel um den lieben Nächſten, ſchwatzt gern und ſagt einander Böſes nach; hier kann man mit Geld, Gunſt und Kriecherei zu Allem gelangen; hier regiert der Neid, und Freundſchaften ſind nicht echt und ſo weiter; als ob es anderswo anders wäre. Die Menſchen ſind nothwendigerweiſe elend, wollen aber lieber glauben, ſie ſeien es nur aus Zufall.

XXXIV.

Junge Leute glauben faſt immer liebenswürdig zu erſcheinen, wenn ſie ſich melancholiſch ſtellen. Und

vielleicht kann Melancholie, wenn ſie nicht echt iſt, eine Zeitlang gefallen, beſonders den Frauen. Der wahren aber gehen alle Menſchen aus dem Wege, und auf die Länge kann im Verkehr der Menſchen unter einander nur die Heiterkeit gefallen und Glück machen; denn am Ende will die Welt, gegen die Meinung der jungen Leute, und zwar nicht mit Unrecht, lieber lachen als weinen.

XXXVII.

Keine menſchliche Eigenſchaft kann im gewöhnlichen Leben weniger geduldet werden und wird auch in der That weniger geduldet, als die Unduldſamkeit.

XLI.

Selten hat Jemand Urſache, ſich beleidigt zu fühlen durch etwas, was hinter ſeinem Rücken oder in der Vorausſetzung, daß es ihm nicht wieder zu Ohren kommen würde, über ihn geſagt worden iſt; denn wenn er nur zurückdenken und gewiſſenhaft ſein eigenes Benehmen prüfen will, wird er ſehn, daß er keinen noch ſo theuren Freund hat und Niemand ſo ſehr verehrt, denen es nicht höchſt kränkend ſein würde, viele Worte und Geſpräche wiederzuerfahren, in denen er ſich ſelbſt über dieſen Freund oder dieſe Perſon

geäußert hat. Auf der einen Seite iſt die Eigenliebe ſo maßlos empfindlich und peinlich, daß ein über uns in unſrer Abweſenheit geſprochenes Wort, wenn es uns getreu hinterbracht wird, uns nothwendig Unrecht zu thun oder doch uns nicht gerecht zu werden ſcheinen muß; andrerſeits iſt es unglaublich, wie ſehr unſere eigene Gewohnheit der Vorſchrift zuwiderläuft, Andern nicht zu thun, was wir nicht wünſchen daß uns geſchehe, und für wie unſchuldig wir es halten, wenn wir uns im Reden über Andere die größten Freiheiten erlauben.

XLV.

Ein ſehr wirkſames Heilmittel gegen die Verleumdung, gerade ſo wie auch gegen Seelenſchmerzen, iſt die Zeit. Tadelt die Welt, was wir unternommen haben oder wie wir uns betragen, mag es nun gut oder ſchlecht ſein, ſo müſſen wir nur ruhig dabei beharren. Schon nach kurzer Zeit wird der Gegenſtand abgedroſchen, die böſen Mäuler laſſen ihn fallen und ſuchen einen neuen Stoff. Und je feſter und unerſchütterlicher wir trotz des Geſchrei's unſern Weg fortſetzen, um ſo raſcher wird das, was man Anfangs verdammte oder was Befremden erregte, vernünftig und in der Ordnung befunden werden. Denn die Welt, die nie glaubt, daß Einer, der nicht nachgiebt, Unrecht habe, verurtheilt am Ende ſich ſelbſt und ſpricht uns frei. Daher kommt, was man täglich

ſehen kann, daß die Schwachen leben, wie die Welt will, die Starken, wie ſie ſelber wollen.

XLVI.

Wenig Ehre macht es — ich weiß nicht, ob den Menſchen, oder der Tugend —, daß in allen gebildeten Sprachen, alten und neueren, dieſelben Wörter Güte und Dummheit bezeichnen, einen wackeren und einen einfältigen Menſchen. Einige dieſer Worte, wie das italieniſche dabbenaggine, die griechiſchen εὐήθης, εὐήθεια, haben ihren eigentlichen Sinn verloren, in welchem ſie vielleicht nur wenig zu verwenden geweſen wären, und nur noch den zweiten bewahrt, oder von Anfang an gar keinen anderen beſeſſen. So wenig Werth hat die Mehrzahl der Menſchen zu allen Zeiten auf die Güte gelegt; ihre Beurtheilung derſelben und ihre geheimſten Gedanken offenbaren ſich, zuweilen ſelbſt wider ihren Willen, in den Formen der Sprache. Immer war die Menge der Meinung — und immer hat ſie, da ſie nie ſpricht, wie ſie denkt, dieſe Meinung verheimlicht —, daß Niemand, der die Wahl hätte, es vorziehen würde, gut zu ſein; die Dummen mögen gut ſein, da ſie nichts Anderes ſein können.

XLVII.

Der Menſch iſt dazu verdammt, die Jugend entweder zwecklos hinzubringen, die doch die einzige Zeit

iſt, Frucht zu tragen für das ſpätere Alter und für ſeinen eigenen Zuſtand zu ſorgen, oder ſie dazu anzuwenden, Genußmittel für den Theil des Lebens zu ſammeln, in welchem man nicht mehr fähig iſt, zu genießen.

LIII.

Bion, ein alter Philoſoph, ſagte: es iſt unmöglich der Menge zu gefallen, wenn man nicht zu einer Paſtete wird oder zu ſüßem Wein. So lange aber der ſociale Zuſtand der Menſchen dauert, wird dieſe Unmöglichkeit immer von den Menſchen erſtrebt werden, auch von Solchen, die ſagen und manchmal ſogar glauben, daß ſie nicht danach ſtrebten; wie auch, ſo lange es Menſchen giebt, ſelbſt diejenigen, die am beſten um unſer Leben Beſcheid wiſſen, fortfahren werden bis an den Tod, Glück zu ſuchen und darauf zu hoffen.

LVII.

Die Menſchen ſchämen ſich nicht des Unrechts, das ſie thun, ſondern deſſen, das ſie leiden. Um es daher dahin zu bringen, daß die Böſen ſich ſchämen, bleibt kein anderer Weg, als den Spieß umzudrehen und ihnen Uebles zuzufügen.

LX.

Sehr wahr iſt das Wort La Bruyère's, daß eher ein mittelmäßiges Buch Ruf erlangen könne durch das Anſehen, das ſein Verfaſſer früher ſchon gewonnen, als daß Jemand, der noch unbekannt, durch ein vortreffliches Buch berühmt werden könne. Man kann noch hinzufügen, daß vielleicht der kürzeſte Weg, Ruhm zu erlangen, der ſei, mit Dreiſtigkeit und Ausdauer und auf jede nur mögliche Weiſe zu verſichern, man habe ihn ſchon erlangt.

LXV.

Keine Geſellſchaft iſt auf die Länge angenehm, als die von Perſonen, von denen es uns wichtig oder lieb iſt je länger je mehr geachtet zu werden. Darum ſollten die Frauen, wenn ſie nicht wollen, daß ihre Geſellſchaft nach kurzer Zeit ihren Reiz für uns verliere, dahin trachten ſo zu werden, daß uns dauernd an ihrer Achtung gelegen wäre.

LXVII.

Sehr ungenau drückt man ſich aus, wenn man ſagt, die Langeweile ſei ein allgemeines Uebel. Allgemein iſt es, daß man unbeſchäftigt oder vielmehr

unthätig iſt, nicht aber gelangweilt. Langeweile können nur die empfinden, die Geiſt haben. Je mehr Geiſt Jemand hat, je häufiger, peinlicher und entſetzlicher leidet er unter der Langenweile. Die meiſten Menſchen finden hinlängliche Beſchäftigung am Erſten Beſten, hinlängliches Vergnügen an jeder noch ſo abgeſchmackten Beſchäftigung, und wenn ſie völlig müßig ſind, empfinden ſie darum noch kein ſonderliches Mißbehagen. Daher kommt es, daß feinfühlige Menſchen ſo oft mißverſtanden werden, wenn ſie von Langerweile ſprechen, und der großen Maſſe Anlaß zur Verwunderung oder gar zum Lachen geben, wenn ſie ſich über die Langeweile beklagen mit ſo ſtarken Ausdrücken, wie man ſich nur über die größten und unabwendbarſten Leiden des Lebens zu beklagen pflegt.

LXVIII.

Die Langeweile iſt in gewiſſer Hinſicht das erhabenſte aller menſchlichen Gefühle. Nicht daß ich glaubte, aus der Prüfung dieſes Gefühls folge all das, was viele Philoſophen daraus folgern zu können glaubten; gleichwohl aber ſcheint mir die Empfindung der Unfähigkeit, durch irgend Etwas auf dieſer Erde, ja ſo zu ſagen nicht einmal von der ganzen Erde ſelbſt befriedigt zu werden, die unausmeßbare Weite des Raumes, die Zahl und wunderbare Maſſe der Weltkörper zu betrachten und Alles gering und klein zu finden im Vergleich zu dem Faſſungsvermögen des

eigenen Geiſtes, die unendliche Zahl von Welten und das unendliche Univerſum ſich vorzuſtellen und zu fühlen, daß unſer Geiſt und unſere Sehnſucht noch nicht ausgefüllt wird von dieſem Univerſum, Alles immer der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit zu zeihen und einen Mangel, eine Leere und darum Langeweile zu erleiden, — dies Alles ſcheint mir der ſtärkſte Beweis für die Größe und den Adel der menſchlichen Natur. Darum kennen unbedeutende Menſchen die Langeweile nur wenig und die Thiere noch weniger oder gar nicht.

LXXIV.

Gegen große Männer und beſonders gegen die, die ſich durch eine ungewöhnliche Männlichkeit auszeichnen, beträgt ſich die Welt wie ein Weib. Sie bewundert ſie nicht bloß, ſondern liebt ſie, da ſie ſich in jene Kraft verliebt. Oft iſt, wie bei den Frauen, die Liebe zu ihnen um ſo größer in demſelben Verhältniß, wie ſie ſelbſt Verachtung zeigen, jede Rückſicht und Schonung vergeſſen und den Menſchen Furcht einflößen. So wurde Napoleon von Frankreich leidenſchaftlich geliebt und der Gegenſtand eines förmlichen Götzendienſtes für die Soldaten, die er Kanonenfutter nannte und als ſolches behandelte. So waren ſehr viele Heerführer, die von den Menſchen nicht beſſer urtheilten und keinen andern Gebrauch von ihnen machten, bei ihren Truppen ſehr beliebt, ſo lange ſie lebten, und erwecken heute noch in den Geſchichtsbüchern die Be-

wunderung der Leſer. Auch eine Art von Brutalität und Tollköpfigkeit gefällt an Solchen gar ſehr, wie auch den Frauen an ihren Liebhabern. Darum iſt Achilles vollkommen liebenswürdig; während die Güte des Aeneas und des Gottfried, ihre Weisheit und die des Ulyſſes beinahe Haß erwecken.

LXXV.

Noch in anderer Art kann das Weib gleichſam zum Sinnbild deſſen dienen, was die Welt im Allgemeinen iſt; denn Schwäche iſt das Kennzeichen der meiſten Menſchen, und dieſe macht die Menge gegenüber den Wenigen, die an Geiſt, Herz oder Hand ſtark ſind, ſo fügſam wie die Weiber den Männern gegenüber ſind. Daher erobert man faſt mit denſelben Künſten die Weiber und das Menſchengeſchlecht: mit einem Gemiſch von Keckheit und Zärtlichkeit, mit Ergebung gegenüber Zurückweiſungen, mit Beharrlichkeit, die feſtbleibt und keine Beſchämung kennt, erreicht man ſein Ziel, wie bei den Weibern, ſo bei den Mächtigen, den Reichen, der großen Maſſe der Menſchen im Beſonderen, der Nationen und Jahrhunderte. Wie man bei Weibern Rivalen aus dem Wege räumen und rings um ſich her keinen Andern dulden muß, ſo muß man in der Welt alle Mitſtrebenden und Genoſſen niederkämpfen und über ihre Leiber weg ſich den Weg bahnen; und beides erreicht man mit denſelben Waffen, unter denen die wirkſamſten die Verleumdung

und der Spott ſind. Mit Weibern und Menſchen kommt der zu Nichts oder hat ſicher das geringſte Glück, der ſie mit ungeheuchelter warmer Liebe liebt und ſeine Intereſſen den Ihrigen hintanſetzt. Die Welt gehört, wie die Weiber, dem, der ſie verführt, genießt und mit Füßen tritt.

LXXVI.

Nichts iſt ſeltener in der Welt, als ein Menſch, den man beſtändig ertragen kann.

LXXIX.

Ein Jüngling eignet ſich nie die Kunſt zu leben an, ja man kann ſagen, er hat keinen Erfolg in der Geſellſchaft und findet kein Vergnügen daran, mit den Menſchen umzugehen, ſo lange er noch heftige Wünſche und Begierden hat. Je kälter er wird, je beſſer lernt er die Menſchen und ſich ſelbſt zu behandeln. Die Natur hat in ihrer gewöhnlichen Güte es ſo geordnet, daß der Menſch nur leben lernt im Verhältniß wie die Urſachen, warum er lebt, ihm entſchwinden; daß er die Mittel, zu ſeinen Zwecken zu gelangen, nur erlangt, wenn er dieſe Zwecke nicht mehr als ein himmliſches Glück betrachtet und es ihm nur noch eine mäßige Freude macht, ſie zu erreichen; daß er nur genießt, wenn er lebhafter Genüſſe nicht mehr fähig iſt. Viele gelangen ſchon in ziemlich jungen Jahren

in dieſe Lage, und es gelingt ihnen nicht ſelten, was ſie vornehmen, weil ſie keine lebhaften Wünſche haben und das männliche Alter durch ein Zuſammentreffen von Verſtand und Erfahrung in ihrem Charakter anticipirt iſt. Andere gelangen nie in ihrem Leben zu dieſem Zuſtand, die Wenigen nämlich, in denen die Kraft der Gefühle von Anfang an ſo groß iſt, daß ſie ſelbſt durch die Jahre nicht geſchwächt werden kann. Dieſe würden mehr als alle Andern im Leben genießen, wenn die Natur das Leben zum Genuß beſtimmt hätte. Statt deſſen ſind gerade ſie höchſt unglücklich und bleiben bis an den Tod Kinder in ihrem Verkehr mit der Welt, in den ſie ſich niemals hineinfinden können.

LXXX.

Wenn ich nach einigen Jahren eine Perſon wieder ſah, die ich jung gekannt hatte, kam es mir beim erſten Blick immer vor, als begegnete ich Jemand, der irgend ein großes Unglück erlitten hätte. Der Ausdruck von Freude und Offenheit iſt nur der frühſten Jugend eigen, und das Gefühl deſſen, was man verloren hat, und des körperlichen Ungemachs, das von Tage zu Tage wächſ't, bringt auch bei den frivolſten oder von Natur Heiterſten und ähnlich auch bei den Glücklichſten einen Zug im Geſicht und im ganzen Weſen und Betragen hervor, den man geſetzt (grave) nennt, und der im Vergleich zu dem Ausdruck in den Geſichtern der Jünglinge und Kinder in der That traurig iſt.

LXXXI.

Es geht uns mit der Converſation wie mit den Schriftſtellern; viele gefallen uns Anfangs, da wir ihre Einfälle neu und eigenartig finden, ſehr; dann, wenn wir weiterleſen, finden wir ſie langweilig, weil ein Theil ihrer Schriften nur die Nachahmung des anderen iſt. So werden auch in der Converſation neue Menſchen oft ſehr geſchätzt und anerkannt wegen der Form und des Inhalts ihrer Reden, die, je länger man ihnen zuhört, je langweiliger erſcheinen und in unſerer Schätzung ſinken. Denn wenn die Menſchen nicht Andere nachahmen, müſſen ſie nothwendig, die Einen mehr, die Anderen weniger, ſich ſelbſt nachahmen. Darum laſſen diejenigen, die reiſen, beſonders wenn ſie einigen Geiſt haben und die Kunſt der Unterhaltung beſitzen, an den Orten, wo ſie durchkommen, leicht eine viel günſtigere Meinung von ſich zurück, als ſie verdienen, da es ihnen möglich iſt, den gewöhnlichen Mangel der Leute von Geiſt, die Armuth desſelben, zu verbergen .... Aus demſelben Grunde ſind die Reiſenden oft dem Irrthum ausgeſetzt, indem ſie von einigermaßen geſcheidten Menſchen, die ihnen unterwegs begegnen, zu günſtig urtheilen.

LXXXIII.

Wenn die wenigen wahrhaft gediegenen Menſchen, die nach Ruhm trachten, alle diejenigen einzeln kenn-

ten, aus denen jenes Publicum beſteht, deſſen Verehrung ſie mit tauſend Mühen und Leiden zu gewinnen ſuchen, würden ſie wahrſcheinlich bald in ihrem Streben erkalten und es vielleicht ganz aufgeben. Freilich kann unſer Geiſt ſich der Macht nicht entziehen, welche die Zahl der Menſchen über unſere Phantaſie ausübt, und unzählige Male erlebt man, daß wir nicht einmal eine große Menge, ſondern zehn Menſchen, die in einem Zimmer beiſammen ſind, nicht bloß der Mühe werth halten, ſondern ſogar hochſchätzen, obwohl uns jeder Einzelne von ihnen völlig gleichgültig iſt.

LXXXIV.

Jeſus Chriſtus war der Erſte, der die Menſchen deutlich auf jene ewige Lobrednerin und Lehrerin aller falſchen Tugenden und Verleumderin und Verfolgerin aller wahren hinwies; auf jene Widerſacherin jeder inneren und dem Menſchen wahrhaft eigenen Größe, jene Verſpotterin jedes hohen Gefühls, wenn ſie es nicht für erheuchelt hält, jeder weichen Regung, wenn ſie dieſelbe für echt und innig halten muß; jene Sklavin der Starken, Tyrannin der Schwachen, Haſſerin der Unglücklichen, die Jeſus Chriſtus „die Welt“ nannte, ein Name, der ihr bis auf den heutigen Tag in allen gebildeten Sprachen geblieben iſt. Dieſer große allgemeine Gedanke, der ſo tief wahr iſt und in der Folge ſtets ſeine Geltung behalten hat und immer behalten wird, iſt vor ihm wohl von Niemand begriffen worden,

und ich erinnere mich auch nicht, ihn bei irgend einem heidniſchen Philoſophen, ich meine mit einem einzigen Ausdruck und in präciſer Form, gefunden zu haben. Vielleicht, weil vor jener Zeit Gemeinheit und Tücke noch nicht ſo herangereift und die Civiliſation noch nicht zu dem Punkte gelangt war, wo ſie zum größten Theil identiſch wird mit der Corruption.

LXXXVI.

Das ſicherſte Mittel, Anderen die Grenzen ſeines Wiſſens zu verbergen, iſt, ſie nicht zu überſchreiten.

LXXXVII.

Wer viel reiſ't, hat das vor den Andern voraus, daß die Gegenſtände ſeiner Erinnerungen ihm bald in die Ferne rücken und dadurch bald jenen unbeſtimmten poetiſchen Schimmer erhalten, den ihnen ſonſt nur die Zeit verleiht. Wer nie gereiſ't iſt, hat den Nachtheil, daß alle ſeine Erinnerungen ſich an Dinge knüpfen, die zum Theil noch gegenwärtig ſind, da die Orte ihn umgeben, an die all ſein Erinnern geknüpft iſt.

LXXXVIII.

Es geſchieht nicht ſelten, daß eitle und ſehr ſelbſtbewußte Menſchen, ſtatt egoiſtiſch und hartherzig zu

ſein, wie man glauben ſollte, ſanft, wohlwollend, gute Kameraden, ja gute und ſehr dienſtfertige Freunde ſind. Da ſie glauben, daß Jeder ſie bewundere, ſo lieben ſie naturgemäß ihre vermeintlichen Bewunderer und thun ihnen, was ſie nur können, zu Gefallen, was ſie auch ihrer vom Schickſal bevorzugten Stellung angemeſſen finden. Sie verkehren gern mit Menſchen, weil ſie glauben, die Welt ſei von ihrem Namen erfüllt, und betragen ſich human, indem ſie ſich innerlich dafür loben, daß ſie ſo leutſelig ſeien und ihre Größe dem Zuſchnitt der Kleinen anzupaſſen wüßten. Ich habe auch beobachtet, daß ſie in demſelben Maße, wie ihre Meinung von ihnen ſelbſt ſich ſteigert, auch an gütigem Weſen zunehmen. Schließlich nimmt die Ueberzeugung von ihrer eigenen Wichtigkeit und der einſtimmigen Anerkennung derſelben von Seiten der Menſchen ihren Umgangsformen jede Schroffheit, da Niemand, der mit ſich und den Menſchen zufrieden iſt, ein ſchroffes Betragen hat; das giebt ihnen eine ſolche Ruhe, daß ſie zuweilen wirklich als beſcheidene Leute erſcheinen.

LXXXIX.

Wer wenig mit Menſchen umgeht, iſt ſelten ein Menſchenhaſſer. Wahrhafte Miſanthropen findet man nicht in der Einſamkeit, ſondern nur in der Welt; denn die praktiſche Lebenserfahrung, nicht die Philoſophie, bringt es dahin, daß man die Menſchen haſſen lernt.

Wenn aber ein Miſanthrop ſich aus der Geſellſchaft zurückzieht, verliert er ſeinen Menſchenhaß.

XCI.

Wenn dir Jemand eine Empfehlung an einen Andern giebt und wünſcht, daß dieſelbe von Erfolg ſei, muß er von deinen Vorzügen die reellſten und dir eigenthümlichſten beiſeite laſſen und die äußerlichſten, die du am meiſten dem Glück verdankſt, betonen. Biſt du vornehm und einflußreich in der Welt, hebe er deinen Rang und Einfluß hervor; biſt du reich, deinen Reichthum; biſt du ſonſt nichts als von Adel, deinen Adel; nicht aber deinen Edelmuth, deine Talente, deine Bildung, deine Liebenswürdigkeit und Aehnliches, außer nur ſo nebenbei, wenn ſich auch all das wirklich und in ungewöhnlichem Maße bei dir findet. Biſt du aber Schriftſteller und als ſolcher in irgend einer Weiſe berühmt, ſpreche er nicht von deiner Gelehrſamkeit, deinem Tiefſinn, Genie, deiner ausgezeichneten Begabung, ſondern nur von deiner Berühmtheit; denn wie ich ſchon anderswo geſagt habe, nur das Glück macht Glück in der Welt, nicht das Verdienſt.

XCIV.

Wer immer an kleinen Orten gelebt hat, wo kleiner Ehrgeiz und vulgärer Neid und ein tiefer

Haß Jedes gegen Jeden herrſchen, der hält, ebenſo wie die großen Laſter, auch die echten und ſoliden geſellſchaftlichen Tugenden für eine Fabel. Insbeſondere die Freundſchaft ſcheint ihm Etwas, das ſich nur in Gedichten und Romanen finde, nicht aber im Leben. Ein großer Irrthum. Ich will nicht ſagen Pyladeſſe und Pirithouſſe, aber treue, herzliche Freunde finden ſich wirklich in der Welt und ſind gar nicht ſelten. Die Dienſte, die man von ſolchen Freunden hoffen und erbitten darf, von ſolchen meine ich, wie ſie die Welt wirklich aufzuweiſen hat, beſtehen entweder in Worten, die oft ſehr nützlich ſein können, oder manchmal auch in Thaten; in Geld nur höchſt ſelten, und ein weiſer und vorſichtiger Mann ſoll dergleichen auch nicht verlangen. Eher findet ſich Jemand, der für einen Fremden ſein Leben aufs Spiel ſetzt, als Einer, der für einen Freund auch nur einen Scudo wagt, geſchweige opfert.

XCV.

Und die Menſchen haben auch eine Entſchuldigung hiefür: denn ſelten hat Einer wirklich mehr als er braucht, da die Bedürfniſſe zu allererſt von den Gewohnheiten abhängen, und die Ausgaben meiſt ſich nach dem Vermögen richten, oft auch dasſelbe überſteigen. Jene Wenigen aber, die Geld zuſammenſcharren, ohne es auszugeben, haben eben das Bedürfniß, zuſammenzuſcharren, entweder zu gewiſſen Zwecken oder für künftige oder befürchtete Nothfälle. Auch

iſt es ganz gleich, ob dieſes oder jenes Bedürfniß nur eingebildet ſei; denn nur allzu ſelten ſind die Dinge im Leben, die nicht ganz oder größtentheils in der Einbildung beſtehen.

XCVI.

Ein redlicher Menſch wird im Lauf der Jahre leicht unempfindlich gegen Lob und Ehren, aber wohl niemals gegen Tadel und Verachtung. Vielmehr wird ihm das Lob und die Achtung vieler trefflicher Leute nicht den Schmerz aufwiegen, den ihm ein Wort oder eine Geberde der Geringſchätzung von Seiten eines ganz nichtigen Menſchen bereitet. Vielleicht geht es den Ruchloſen umgekehrt; denn da ſie an den Tadel gewöhnt ſind, an wahres Lob aber nicht, werden ſie gegen jenen unempfindlich ſein, nicht aber gegen dieſes, wenn ſie es zufällig einmal erfahren ſollten.

XCVII.

Es klingt paradox, aber wer das Leben kennt, wird die Wahrheit meiner Behauptung zugeben, daß die Menſchen, welche die Franzoſen Originale nennen, nicht nur nicht ſelten ſind, ſondern daß man eher ſagen kann, nichts ſei in der Geſellſchaft ſeltener, als einen Menſchen zu finden, der wirklich nicht das ſei, was man ein Original nennt. Ich ſpreche dabei nicht von den

kleinen Verſchiedenheiten zwiſchen Menſch und Menſch, ſondern von Eigenſchaften und Eigenheiten, die der Eine beſitzt und die den Andern ſeltſam, bizarr, abgeſchmackt vorkommen, und ich behaupte, daß du ſelten lange mit einer noch ſo gebildeten Perſon umgehen wirſt, ohne in ihr und ihren Gewohnheiten mehr als Eine Sonderbarkeit, Abgeſchmacktheit oder Excentricität zu entdecken, die dich in Erſtaunen verſetzen wird. Zu dieſer Entdeckung wirſt du raſcher bei Andern als bei den Franzoſen gelangen, raſcher vielleicht bei reifen und alten Leuten, als bei jungen, die oft ihren Ehrgeiz darein ſetzen, ſich nach den Andern zu richten, und auch wenn ſie gut erzogen worden ſind, ſich ſelbſt mehr im Zaum zu halten pflegen. Früher oder ſpäter aber wirſt du dies zuletzt bei dem größten Theil aller Derer finden, mit denen du umgehſt. So groß iſt die Mannichfaltigkeit der Natur, und ſo unmöglich iſt es der Civiliſation, die darauf hinſtrebt, die Menſchen zu uniformiren, im Großen und Ganzen die Natur zu bezwingen.

CII.

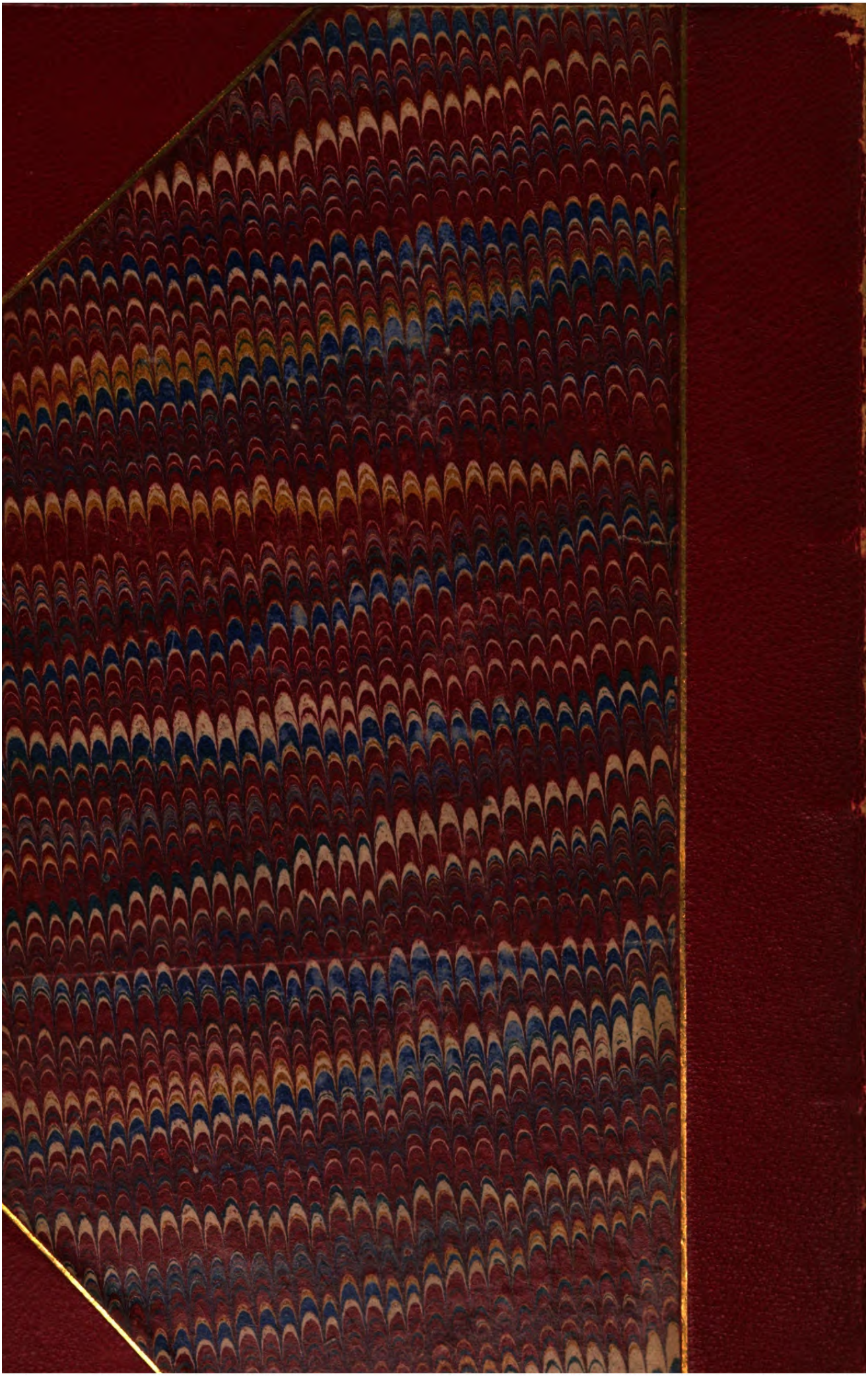
Die Jahre der Kindheit ſind in der Erinnerung eines Jeden gleichſam die Fabelzeiten ſeines Lebens, wie im Gedächtniß der Nationen die fabelhaften Zeiten ihre eigenen Kinderzeiten ſind.

CVI.

Die Welt verlacht die Dinge, die ſie ſonſt bewundern müßte, und tadelt, wie der Fuchs in der Fabel, was ſie beneidet. Eine große Liebesleidenſchaft mit ihren großen Wonnen und Schmerzen wird allgemein beneidet und darum möglichſt lebhaft getadelt. Ein edelmüthiges Weſen, eine heroiſche That ſollten bewundert werden; wenn aber die Menſchen bewunderten, zumal Gleichſtehende, würden ſie ſich erniedrigt glauben, und darum ſpotten ſie lieber. Das geht ſo weit, daß es im gewöhnlichen Leben nöthiger iſt, edle Handlungen zu verheimlichen, als erbärmliche; denn die Erbärmlichkeit iſt Allen eigen und wird darum wenigſtens verziehen; der Adel der Geſinnung iſt gegen die Gewohnheit, ſcheint daher anſpruchsvoll oder doch Lob herauszufordern; welches das Publicum und zumal die guten Bekannten nicht gern aufrichtig zu ſpenden pflegen.

CVII.

Man ſagt in Geſellſchaft viele Albernheiten bloß um zu ſprechen. Ein junger Menſch aber, der einige Selbſtachtung hat, verfällt, wenn er zuerſt in die Welt eintritt, leicht in einen andern Fehler, daß er nämlich, um überhaupt zu ſprechen, wartet bis er in den Fall kommt, etwas ganz beſonders Schönes oder Bedeutendes zu ſagen. Darüber kann es geſchehen, daß

er ſtumm bleibt. Die verſtändigſte und geiſtreichſte Converſation der Welt beſteht großentheils aus ganz unbedeutenden oder banalen Redensarten und Behauptungen, die überhaupt nur dazu dienen, die Zeit plaudernd hinzubringen, und Jeder muß ſich entſchließen, größtentheils Gemeinplätze zu ſagen, um nur zuweilen etwas Ungewöhnliches ſagen zu können.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.